A 601298

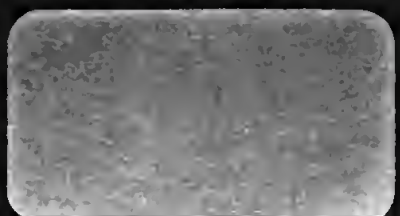
Nachgelassene

Memoiren

von

Karoline Bauer.

Erster Band



oll. cpl. 8.

Digitized by Google

Aus dem Leben einer Verſtorbenen.

Zweiter Band:

Verſchollene Herzensgeſchichten.

Nachgelaſſene Memoiren

von

Karoline Bauer.

Bearbeitet

von

Arnold Wellmer.

Erſter Band.

Berlin.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

1880.

Verſchollene Herzensgeſchichten.

Nachgelaſſene Memoiren

von

Karoline Bauer.

Bearbeitet

von

Arnold Wellmer.

Erſter Band.

Vita quid est? Somnus, bulla, vitrum, glacies, flos, fabula, foenum, umbra, cinis, punctum, vox, sonus, aura, nihil.

Alte Grabſchrift in Frankfurt a. M.

Berlin.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

1880.

832
B34
A3
1880
V. 1

Digitized by Google

German
Bücherei
11-4-52
E 0972

Ein Wort zur Verständigung.

„Und dennoch wollen Sie die hinterlassenen Memoiren der Bauer veröffentlichen, obgleich deren Briefe schon so viel böses Blut gemacht haben — und nach Ihren eigenen bitteren Erfahrungen an der Verstorbenen?“

„Und d e n n o c h, Herr Professor!“

Mit ironischem Lächeln: „Aus Pietät?“

„Nein! Vielleicht sogar au contraire! Daß ich für Karoline Bauer keine Pietät mehr fühlen kann, weiß alle Welt, — und Sie, Herr Professor, wissen es noch besser, da ja auch Sie Ihre bösen Erfahrungen an der Doppelzüngigkeit unserer verstorbenen Freundin gemacht haben, die in's Gesicht so niedlich und klüglich mit Sammetpfötchen zu streicheln wußte, daß wir ihre tückischen Krallen erst merkten, als es — zu spät war. Würden Sie z. B. heute noch „aus Pietät“ jenes liebenswürdige Neujahrsgedicht an „des Bergs verehrte Fee“ richten, das erst vor drei Jahren niedergeschrieben ist und heute — meine Autographen-Sammlung ziert? — Schwerlich?

„Ich veröffentliche die Memoiren also nicht aus Pietät, sondern zunächst, um den theuren Hinterbliebenen gegenüber mein von ihnen öffentlich bestrittenes Recht an diesen Memoiren durch ihre Veröffentlichung zu behaupten.“

„Dann gestehe ich Ihnen gern, daß es für mich als Schriftsteller von jeher einen eigenen psychologischen Reiz gehabt hat: — der Menschenseele forschend in ihre Tiefen

*

und Untiefen zu folgen und das im wirren Taumel des Lebens verblühte und verknöcherte Menschenherz in seine Uratome zu zerlegen und logisch und seelisch herzuleiten aus der reinen sonnigen Frühlingszeit einer unschuldsvollen Jugend . . .“

„Und so ergeht es mir mit dem Leben Karoline Bauers, — obgleich ja von einer persönlichen Freundschaft keine Rede mehr sein kann. Persönlich ist die Verstorbene mir so fern gerückt, als hätte sie vor Jahrhunderten gelebt. Sie könnte eben so gut Frau Potiphar, Aspasia, Messalina, Lucrezia Borgia — oder Adrienne Lecoureur, Ninon de Lenclos, Madame de Montespan heißen und sie würde mich psychologisch nicht weniger interessiren, wenn ich in das Herzens- und Seelenleben dieser verschollenen Schönheiten eben so tiefe vertraute Blicke hätte thun dürfen und wenn ihre Memoiren auf Papyros oder Pergament eben so leserlich vor mir lägen, wie hier bei Karoline Bauer.

„Nur das literarisch-psychologische Interesse ist geblieben: mit der Feder — dem Secirmesser der Seele — einem von Gott groß und schön und glücklich angelegten Menschenleben von seiner ersten Blüte an zu folgen — durch alle Phasen der Entwickelung hindurch — auf sonnige Höhen — in schattendunkle Tiefen — in verschlingende Untiefen . . . bis zu einem grauenhaften Sterben . . .

„Und so will ich denn versuchen, dies mir interessante psychologische Problem — dies wirre Menschenräthsel in der Bearbeitung dieser Memoiren zu lösen.

So viel ist mir heute schon klar: dies reichbegnadete Frauenleben ging trostlos verloren — aus Mangel an einem festen Charakter und sittlichem Halt — in krankhafter

Eitelkeit und Selbstgefälligkeit — und in unsterblicher Lust an Lüge und Intrigue ... Alles gelernt und geübt und großgezogen auf der gefährlich glatten schiefen Ebene einer bretternen Welt ...

„Wie das Alles so nach und nach gekommen und geworden — das will ich in diesem Buche zu entwickeln versuchen. Auch abschreckende Beispiele können heilsam wirken .."

Diese Unterredung — ungefähr — fand bei meiner letzten Anwesenheit in Zürich statt, wohin mich die Verfolgung meines Prozesses gegen den Grafen Ladislaus Plater geführt hatte.

N. B. Dieser Prozeß schwebt noch immer in erster Instanz — seit zwei Jahren. Ich kann hier nur zwei Privat-Urtheile veröffentlichen.

Ein Schweizer Jurist, der sämmtliche Akten geprüft, schreibt mir: „Karoline Bauer war eine geniale Schwindlerin!"

Und Dr. Gottfried Keller, der als literarischer Sachverständiger und amtlich bestellter Schiedsrichter sein Urtheil gleichfalls aus den Gerichts-Akten geschöpft, spricht mir bei Niederlegung dieses Amtes brieflich sein Bedauern aus über „die legatorischen Schwindeleien der Bauer", deren Opfer ich geworden. —

Mit dieser Erfahrung im Herzen, lege ich hier den ersten Band von Karoline Bauers „Nachgelassene Memoiren" vor den Leser — in meiner Bearbeitung. Diese ist eine eben so selbständige, wie bei allen Büchern, die bis jetzt unter dem Autor-Namen Karoline Bauer erschienen sind. Das war bei dem Mangel an jedem literarischen Können der Verstorbenen durchaus nöthig — wenn die Bühnen-Erinnerungen der einst gefeierten Künstlerin überhaupt erscheinen sollten.

Und daß ſie dazu berechtigt waren, beweiſt der große und allgemeine Beifall, mit dem dieſe Bücher vom Publikum aufgenommen wurden.

Karoline Bauer vermochte mir nur das Material zu liefern: aus einem reichbewegten intereſſanten Künſtler- und Menſchenleben. Das gab den Kanevas und die bunten, meiſt recht wirren Fäden, Wolle und Seide und einzelne Perlen ... Meine Feder war die fleißige Stickerin, welche Ordnung in das Chaos brachte und die Arbeit machte und von Eigenem und Fremden hinzuthat, wo's zur Klarheit und Abrundung des Bildes Noth that oder an ſtimmungsvollen Farbennuancen fehlte.

Unſere Verſtorbene glich hierin jenen gnädigen Frauen, die zu Weihnachten oder zum Geburtstage ihre Lieben mit ganz eigenhändigen kunſtvollen Stickereien überraſchen — aus dem Tapiſſeriegeſchäft. Nur zog ſie es vor, zu ſterben, ohne ihre Rechnungen zu bezahlen.

Das mir überlieferte Material zu dem vorliegenden Buche beſteht aus: dem eigentlichen Memoiren-Manuſkript — aus Hunderten von ergänzenden Briefen und Zetteln — und aus mündlichen Erzählungen der Verſtorbenen, die ich ſofort in Notizen zu fixiren pflegte. — Was mir jetzt noch zur Abrundung meiner Arbeit zu fehlen ſchien, habe ich nach eigenem Ermeſſen aus längſt geſammeltem Stoff dazu gethan. So manche Namen und Data, die der Verſtorbenen in dem halben Jahrhundert nach jenen Erlebniſſen ganz oder halb entfallen waren, wie ſogar der Name jener „Madame Kracau", der in ihrem Berliner Leben eine ſo gefährliche Rolle ſpielt, aus einer anderen brieflichen Quelle geſchöpft werden mußte.

Ein Räthsel ist mir ungelöst geblieben. Bis zu dem Tode der Bauer haben ich und alle Welt geglaubt: sie sei am 28. Mai 1808 geboren. Jetzt ersehen wir aus dem Taufschein am Anfang der Memoiren: der 29. März 1807 ist das richtige Datum.

Daß eine Frau — noch dazu eine alte Komödiantin — sich in thörichter Eitelkeit häufig um ein oder einige Jahre jünger vor der Welt zu machen sucht, ist ja eine bekannte, wenn auch wenig sinnvolle Thatsache. Der Franzose sagt mit Recht: Man ist so alt, wie man dem fremden Auge oder Gefühl erscheint!

Daß aber eine Frau — wenn auch Komödiantin — gerade um ein Jahr und zwei Monate vor der Welt jünger erscheinen möchte, als der Taufschein erlaubt — das verstehe ich absolut nicht. — Sollte vielleicht der Grund sein: am 28. Mai gibt es mehr schöne Blumen zur Huldigung für ein eitles Menschenkind, als am 29. März? —

Dieser vorliegende erste Band enthält die ersten zwanzig Blütenjahre aus dem Leben der Verstorbenen: die Jugendzeit in Heidelberg und Bruchsal — in der schweizer Pension — in Karlsruhe; die ersten Berührungspunkte mit dem später auf dies Leben so einflußreichen Vetter Christian von Stockmar und der herzoglichen Familie Koburg — den ersten verhängnißvollen Schritt auf die schiefe Ebene der Bühne — und die ersten Versuchungen unter dem Baume der Erkenntniß. Die Gefahren des Theaterlebens — Uebersiedelung nach Berlin und das dortige kunstfröhliche Leben in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, auch am Hofe König Friedrich Wilhelms III. Der Monarch, die Prinzen und Prinzessinnen treten in ganz eigenem Lichte vor uns auf,

beſonders Herzog Mephiſto (von Mecklenburg) und Prinz Don Juan (Auguſt von Preußen).

Der zweite und letzte, unter der Preſſe befindliche Band „Verſchollene Herzensgeſchichten“ wird noch vor Oſtern erſcheinen und enthalten: Allerlei Verehrer — Einer von der alten Garde — Graf Samoilow und ſein Kammerdiener — Henriette, die ſchöne Sängerin — Prinz Leopold von Koburg — Wiederſehn in Koburg — Gräfin Montgomery in England — Die griechiſche Krone — Gräfin Montgomery in Paris — Die belgiſche Krone — Wieder Karoline Bauer und auf den Brettern — Im heiligen Rußland — In Wien — Fürſt Felix Lichnowsky — In Dresden — Frau Landräthin? — Graf Ladislaus Plater — Verdorben und geſtorben . . .

Und hiermit lege ich die Feder aus der Hand und trete getroſt vor das Gericht der öffentlichen Meinung. Ich hoffe man wird mir das Zeugniß nicht verſagen: Non sine ira — — doch auch: Non sine studio!

Arnold Wellmer.

Blankenburg am Harz, Dezember 1879.

Vollmacht!

„Broëlberg, den 26. November 1870.

„Ich Endesunterzeichnete bevollmächtige Herrn Arnold Wellmer über meine **Manuſkripte und Briefe** ganz nach Gefallen zu verfügen ...

Die Vollmacht über meine Schriften kommt mir allein zu.

Wenn nach dem Wunſche des Grafen von Broël-Plater, ich als Karoline Bauer nur figurire, nicht als Gräfin, was mir ganz lieb iſt, deßhalb unterzeichne ich auch

Karoline Bauer".

„Ich ertheile hiermit Herrn Arnold Wellmer, Schriftſteller, zur Zeit in Wien, die Vollmacht: über meine ſämmtlichen Manuſkripte zu verfügen und nach meinem Tode auch über die Memoiren aus dem intimen Leben. Niemand hat das Recht, dagegen Einſprache zu erheben.

Gräfin von Broël-Plater.
Karoline Bauer.

Broëlberg, den 3. Februar 1874".

In meiner Hand zittert die Feder . . . denn mir zittert das Herz — — das alte, vieldurchſtürmte, ſchlafensmüde Herz doch gar eigen bei dem Gedanken: — wenn fremde Augen dieſe Zeilen leſen, hat dies Herz ausgeſchlagen — ruht dieſe Hand ſtarr und kalt unter der Erde! Staub — Aſche meines Lebens! Dies arme Menſchenherz, das einſt ſo jugendfroh blühte und lachte, wie eine Frühlingsblume im erſten Sonnenſchein, den das junge freudehelle Herz ſo gern für einen ewigen hält — — und das dann ſo viel geirrt und gefehlt, gelitten und geweint hat.

Und von dieſem Herzen und ſeinen Dämonen und ſeinen alten verſchollenen, längſt geſtorbenen Geſchichten will ich hier erzählen — erzählen aber auch von fremden Herzen und ihren Dämonen und ihren alten verwehten und verſchmerzten Geſchichten, wie das Leben ſie mir entgegenbrachte — — aus denen ich zuerſt das Leben kennen lernte, als ich ſelber noch ein unſchuldig dummes Kind war. Natürlich iſt mir erſt viel ſpäter, als ich ſelber ſchon vom Baume der Erkenntniß genaſcht und das Paradies der Unſchuld verſcherzt hatte, Alles ſo furchtbar klar geworden, wie ich es hier erzähle; aber die entſetzten Blicke, die das kleine unwiſſende Mädchen

ſchon damals in des Herzens Tiefen und — Untiefen that, wirkten doch noch im ganzen ſpäteren Leben nach — — aufklärend und verzehrend. — —

Meine Künſtlerlaufbahn liegt in meinen Büchern: „Aus meinem Bühnenleben“ und „Komödiantenfahrten“ offen vor den Augen theilnehmender Leſer. Wenn ich hier in Kürze dennoch einige Einzelheiten wiederhole, die in jenen Büchern ſchon ausführlicher erzählt ſind, ſo geſchieht es nur mit Rückſicht auf das beſſere Verſtändniß und auf einen logiſchen Zuſammenhang.

Hier folgt nun mein Frauenleben. Das Leben einer Frau iſt aber ihr Herz — und das Leben des Herzens iſt die Liebe . . .

Ich bin in meiner Jugend viel geliebt worden. Aber die ſonſt ſo beglückende Liebe war mein Unglück. Es war nie die rechte Liebe — nie die wahre, läuternde, erhebende Herzensliebe. Ich habe in meinem ganzen bunten Liebesleben nicht das Glück gehabt, den — Rechten in der Liebe zu finden — den Einen, den Einzigen, den ich ſo recht von ganzem reinem Herzen hätte wiederlieben können. Dieſer Eine, der nie kam, hätte mich nicht nur glücklich — er hätte mich auch gut machen können. Warum war mir dies Glück nicht beſchieden? Ueber den Sternen wartet auch auf mich die Antwort. —

Einſt — vor vielen, vielen Jahren — in meiner ſonnigen ſchuldloſen Jugend hätte ich dies Glück erwidern — hätte ich wieder glücklich machen können. Aber der Rechte und die rechte Liebe kamen nicht — und ſo iſt dies Herz und

dies Leben, von Gott zum Glück und zum Beglücken geſchaffen, im tollen wirren Liebesſpiel heißer verzehrender Leidenſchaft — oder kühler klnger Berechnung nach und nach verloren gegangen . . .

Davon will ich hier erzählen, ehe der Tod mir die Feder aus der Hand nimmt, — den Lebenden! beſonders den weichen und empfänglichen Herzen der Jugend! In der wehmüthigen Hoffnung: mein Leben mit ſeinen Blüthen und Dornen, ſeinen Irrthümern und Enttäuſchungen, ſeinem Wollen und Werden könne für dieſe jungen unverlorenen Herzen eine Lehre werden, ein Spiegel — eine Warnung!

Und wenn dieſe Bekenntniſſe eines verlorenen Lebens nur ein Menſchenherz und ein Menſchenleben retten, daß es ſich nicht verliere in Tammel und Schwäche — ſo iſt das Opfer dieſer öffentlichen Beichte einer Sterbenden nicht umſonſt gebracht.

Meine Beichte iſt aber zugleich meine Buße!

Karoline Bauer.

Villa Broëlberg, 2. September 1874.

I.

Das Paradies der Kindheit.

Glaube und Unſchuld ſind zu finden
Nur bei den Kleinen!

Dante: Das Paradies.

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Goethe.

1. Glückliches Kind!

Mögest Du dies nie verstehn,
Dir heil'ger Jugend Irren nie vergehn!
Rahel.

„Im Jahre Christi 1807 den neun und zwanzigsten März wurde in Heidelberg geboren und den zehnten April getauft Karoline Philippine Auguste Bauer.

Eltern: Herr Heinrich Bauer, Lieutenant und Adjutant unter dem Großherzoglich Badischen leichten Dragoner-Regiment, und dessen Ehefrau Christiane, geb. Stockmar von Koburg.

Taufpathen: Herr Amtmann Karl Wagner und dessen Ehefrau Karoline; Herr Oberamtmann August Becker in Braunschweig und Herr Major Bauer in Kassel; und in deren Abwesenheit für sie Charlotte Stockmar, geb. Ramdor aus Koburg."

So lautet mein Taufschein aus dem Kirchenbuche der evangelischen Heiligen Geist-Kirche zu Heidelberg.

Jene abwesenden Taufpathen sind meine Onkel und Tanten. Charlotte Stockmar ist die gute Großmutter, die Mutter meiner Mutter.

An meiner Wiege standen schon drei ältere Geschwister: das fünfjährige Lottchen, der vierjährige Karl und der zweijährige Louis. Aber es waren traurige Tage. Der Vater hatte nicht bei der Geburt und nicht bei der Taufe seines jüngsten Kindes gegenwärtig sein können. Er lagerte

ſeit Anfang März mit den badiſchen Truppen unter dem Marſchall Lefèbvre vor Danzig, das ſich erſt am 27. Mai den Franzoſen ergab.

Nach der Heimkehr aus dieſem Feldzuge wurde der Vater als Oberlieutenant und Adjutant im 2. Dragoner-Regiment Heimrot nach Bruchſal verſetzt — aber ſchon im Frühjahr 1809 mußte er wieder in's Feld hinaus — in den Tod ... Bei Aſpern wurde ihm, der kurz vorher zum Rittmeiſter avancirt war, am 22. Mai durch eine öſterreichiſche Kanonenkugel ein Bein abgeriſſen. Am Abend des 28. Mai iſt er im Pfarrhauſe zu Breitenlee geſtorben — fern von den Seinigen ... Daß es der entfliehenden Seele in ihrer inbrünſtigen Liebe und Sehnſucht vergönnt war, daheim von Weib und Kind Abſchied zu nehmen, habe ich in meinem „Bühnenleben“ ausführlicher erzählt.

Ich war eine Waiſe, ohne es in meiner glücklichen Kinderunſchuld zu ahnen. Des Lebens erſtes Weh ging ſpurlos an dem fröhlichen Kinde vorüber. Ich hatte die liebevollſte beſte Mutter, die nur noch eine Lebensfreude hatte: ihre Kinder! Und ich liebte dieſe gute ſchöne Mutter, die bei dem Tode des Vaters erſt 27 Jahre zählte, über Alles.

Ich wuchs in der wirren Kriegszeit wild und jungenhaft auf, wie die wilden Brüder. Vom Vater, in deſſen Adern das heiße Blut der Poniatowski einſt ſo ungeſtüm und leidenſchaftlich gerollt hatte, daß die Mutter trotz der beiderſeitigen innigen Liebe manche bange Thräne darüber vergoß, hatte ich das leicht erregte, ſtürmiſch bewegte, heiße, leidenſchaftliche Herz geerbt — zu meinem Unglück! Ich mochte vier oder fünf Jahre alt ſein, als ich einmal ſchon auf dem Fenſterbrett ſtand, um mich kopfüber aus dem zweiten Stockwerk auf die Straße hinabzuſtürzen — weil ich meinen ungezogenen Willen nicht haben ſollte. Die Mutter ergriff mich noch, als ich ſchon halb über der Tiefe ſchwebte, und

brauchte dann kräftig den Rohrstock. Ich schrie, als steckte ich am Speer — küßte dann zärtlich die betrübte Mutter — und spielte nach wenigen Minuten mit den Brüdern lustig auf der Straße.

Dies leicht erregte — leicht getröstete — leichte, leichte Herz ist mein Unglück geworden, als des Lebens Wirbelwinde erst anfingen, ihr loses Spiel damit zu treiben. Da fehlte mir nur zu sehr ein sturmfester Charakter, standhaft im Wirbel zu bleiben.

Als ich sieben Jahre zählte, faßte mich das erste bewußte tiefe Weh. Meine engelhafte Schwester Lottchen und die gute Großmutter starben bald nach einander im März 1814. Im Herbst desselben Jahres zog die Mutter nach Karlsruhe, um ihren Kindern dort eine bessere Erziehung gewähren zu können. Der leichtlebige flotte Bruder Karl, der dem Vater äußerlich und innerlich am ähnlichsten war, kam in die großherzogliche Junkerschule, um sich zum Offizier auszubilden. Bruder Louis wollte Kaufmann — ich sollte Gouvernante werden. Ich erhielt den besten Unterricht und zeichnete mich auch in der Schule, besonders aber am Klavier aus.

Ja, wenn es nur keine Komödie gegeben hätte! Seit ich die ersten Vorstellungen im Großherzoglichen Hoftheater gesehen, hatte ich keinen andern Taggedanken, keinen andern Traum, als: Komödienspiel! Der Erde höchstes Glück wohnte für mich auf den berauschenden Brettern!

Glückliches Kind, das in seiner Unschuld nicht ahnte, wie gefährlich diese Bretter werden können für das arme eitle thörichte Herz — — und für's ganze verlorene Menschenleben!

2. Stella.

Und ich sterbe allein!
Goethe's Stella.

Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als ich schon thränenverschleierte — fragende und anklagende — entsetzte Blicke in des Herzens verborgene Untiefen thun sollte — Untiefen, die über Nacht ein ganzes Menschenglück, des Herzens Ruhe und Frieden verschlingen . . .

So sehr ich auch alle entzückenden und berückenden Kunststerne der Karlsruher Hofbühne liebte — mein kleines enthusiastisches theaterschwärmendes Herz hätte doch sie Alle, Alle mit Freuden für ein junges trauriges Mädchen hingegeben: die erste jugendliche Liebhaberin — Amalie Benda.

Ich sah sie zuerst als Klärchen im „Egmont" — — so sehe ich sie noch heute, nach sechzig Jahren vor mir: die schlanke mädchenhafte Gestalt in dem lichtblauen, mit schwarzem Sammet verbrämten altniederländischen Gewande, dem feingeschnittenen vogelhaften Kopf mit dem natürlich gelockten glänzend schwarzen Haar und dem fast durchsichtig weißen Teint und den großen seelenvollen dunkelblauen Augen — — wie sie mit ihrem liebereichen Herzen durch das Gemach schreitet und singt:

Himmelhoch jauchzend —
Zum Tode betrübt!
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!

Ich habe dies Lied von den berühmtesten Sängerinnen meiner Zeit gehört — — und doch nie wieder so, wie

Amalie Benda es ſang: mit dem kindlichen rührenden Herzenston — — — unglücklicher Liebe.

Und dann, wie Klärchen vor dem geliebten Egmont auf den Knien liegt und liebeſelig zu ihm aufſchaut und ſeinen ſüßen Liebesworten lauſcht — und mit thränenverſchleierter Stimme aufjubelt: „So laß mich ſterben! Die Welt hat keine Freuden auf dieſe!“

So etwas Wunderſchönes, Lieblich-Trauriges hatte ich noch nie geſehen, ſelbſt in meinen Märchenträumen nicht — und dazu dieſe ſüße rührende Herzensſtimme!

Seit jenem Abende war Amalie Benda mein Idol, das ich mit ganzem vollen liebenden Kinderherzen umſchloß. Mein heißeſter Herzenswunſch: o, wenn Du doch auch eine ſolche Künſtlerin und ein ſolches Frauenbild werden könnteſt! — Vielleicht wäre ich ohne Amalie Benda nie Schauſpielerin geworden! —

Sah ich ihren Namen auf dem Zettel ſtehen, ſo quälte ich die Mutter ſo lange, bis ſie mir die 30 Kreuzer zu einem beſcheidenen Kinderbillet gab, und an der Kaſſe machte ich mich dann ſo jämmerlich klein, um nicht den Kummer und die Schande zu erleben, als Nicht-Kind von dem Billeteur zurückgewieſen zu werden. Ich hätte ja dann den Abend zu Hauſe bleiben müſſen — ohne meine Benda zu ſehen.

Und meine glühende Begeiſterung — meine Liebe wuchs von Rolle zu Rolle für mein Idol. Ich ſah Amalie Benda als verklärten „Raphael“ — „Ariadne in Naxos“ — Körner's Hedwig, die „Banditenbraut“ — in den „Kreuzfahrern“ — in Klingemann's romantiſchem Ritterſtück „Welf von Trudenſtein“ und als „Mädchen von Marienburg“.

Wie geſpannt lauſchte ich an den Theeabenden, wenn der Mutter Tarock-Kränzchen ſich bei uns verſammelte, auf jedes Wort, das von den Damen über das Theater und die allgemein beliebte und bewunderte Amalie Benda geſprochen wurde.

Und doch gab sie wenig Unterhaltungsstoff für flinke Damenzünglein. Sie lebte still und eingezogen, wie eine Nonne.

Amalie Benda stammte aus einer echten Künstlerfamilie. Ihr Großvater war der berühmte Kapellmeister Georg Benda zu Gotha, Componist des Duodramas „Ariadne auf Naxos" — in dem ich seine Enkelin in Karlsruhe glänzen sah. — Ihr Vater, Karl Ernst Benda, betrat 1785 zum ersten Mal die Berliner Bühne als Fritz im „Hofmeister". In Berlin wurde Amalie 1793 geboren, als ihr Vater eine Jahres-Gage von 312 Thalern hatte. Iffland bildete die heranblühenden beiden Töchter für die Bühne aus; auf seine Empfehlung gastirten sie in Mannheim und Karlsruhe. Amalie wurde hier engagirt.

Amalie Benda lebte in Karlsruhe in dem Hause und in der Familie des wohlhabenden Weinhändlers Glöckner, geachtet und geliebt wie eine Tochter des Hauses. Sie besuchte keine Bälle, Concerte, Gesellschaften — ja, nicht einmal die ästhetischen Vorlesungen des Professor Aloys Schreiber, des Freundes vom allemannischen Hebel, was doch damals in Karlsruhe zum guten Ton gehörte und als ein nothwendiges Zeugniß der Bildung galt.

Von der ganzen Karlsruher Männerwelt wurde die schöne Schauspielerin angebetet. Aber auch nicht Einer durfte sich der geringsten Gunstbezeugung von ihr rühmen — ja nicht einmal ihrer näheren Bekanntschaft. Jede Huldigung, jeden Liebesbrief, jedes Gedicht, jedes Cadeau, selbst den unschuldigsten Blumenstrauß wies sie höflich, aber bestimmt zurück. — Man erzählte sich, sie sei in Berlin von einem geist- und seelenvollen jungen Musikus bis zum Wahnsinn geliebt worden. Sie nahm seine ernstliche Bewerbung anfangs freundlich und glückverheißend auf, konnte sich aber schließlich doch nicht entschließen, die Seine zu werden,

weil er — häßlich war und ihr junges Herz nach Schönheit dürstete! Schönheit in jeder Form, Schönheit im Leben und in der Kunst! Der Unglückliche nahm sich ihr Abweisen so zu Herzen, daß er sich unter ihrem Fenster erschoß ... Seit der Zeit sei die schöne kaltherzige Benda so still und bleich und traurig geworden und vermeide peinlich, Männer-Bekanntschaften zu machen ...

Mein angebetetes glühendes Klärchen — meine feurige Banditenbraut Hedwig — kaltherzig? — Nein, das wollte mir durchaus nicht in den Sinn.

All' diese räthselvollen Thee-Geschichten und die tiefe Melancholie, welche das schöne marmorblasse Gesicht meines Idols beschattete, entzündeten meine kindliche Begeisterung für die geniale Künstlerin und das edle Frauenbild bis zur Schwärmerei. Ich konnte den Tag über wohl ein Dutzend Mal vor ihrem, stets mit den schönsten Blumen geschmückten Fenster vorübergehen und sehnsüchtig hinauf schauen, wie ein verliebter Fähnrich, bis sie den feinen Kopf von ihrer Handarbeit oder von dem Buche erhob und ein freundlicher Blick ihres dunklen Auges mich traf. Dann ging ich erröthend — glückselig nach Hause. Begegnete ich der Holden auf der Straße oder im Schloßpark, dann blieb ich wie angewurzelt stehn und sah athemlos zu ihr empor — bis sie meinen zierlichsten und ehrerbietigsten Knix durch das ihr eigene graziöse Kopfnicken, ein süßes Lächeln oder wohl gar durch ein gütiges: „Guten Tag, liebe Kleine!“ erwidert hatte.

Sie war stets sehr einfach, aber geschmackvoll und mit größter Accurateſſe gekleidet. Wäsche, Handschuhe und Fußbekleidung erschienen besonders fein und zierlich.

Gang und Haltung waren ungezwungen vornehm und jenes eigenartige vogelhafte Neigen des schönen Kopfes unbeschreiblich anmuthig.

Ich gab mir die größte Mühe, ganz wie meine Benda zu gehen und das goldne Lockenköpfchen ebenso zu neigen, und ich ließ mich durch keine Neckereien meiner Schul- und Spielkameradinnen darin stören; ja, es entzückte mich sogar, wenn sie mich „die kleine Benda“ nannten.

Wie beneidete ich meine Mitschülerin Fanny Glöckner darum, daß sie mit meiner Benda zusammen wohnen, essen, spazieren und plaudern durfte! Fanny Glöckner wurde mir dadurch so interessant, daß ich mit ihr Hals über Kopf die intimste Freundschaft schloß. Ich ließ es mir nie nehmen, trotz des weiten Umweges sie in die Schule abzuholen und nach der Schule nach Hause zu begleiten — in der Hoffnung, meine Benda am Fenster zu sehen. Und Alles mußte Fanny mir von ihrer Benda erzählen: wie sie im Hause war, was sie bei Tische sprach, was sie gern aß, was sie am Fenster so fleißig stickte, welche Bücher sie las und warum sie immer so traurig aussah! — Fanny Glöckner war nicht wenig stolz, eine so wichtige kleine Person zu sein, die so viel Interessantes von ihrer Benda erzählen konnte — was sie wußte und was sie nicht wußte. Amalie Benda aß gern Eierkuchen mit Apfelmus . . . o, das war ja auch mein Leibgericht! So hatte ich doch eine Tugend mit der Unvergleichlichen gemein! Und über die Traurigkeit hatte auch Fanny Glöckner etwas von jenem armen unschönen Berliner Musikus munkeln hören, der sich aus unglücklicher Liebe zu unserer Schönheit erschoß! Er hatte noch dazu den romantischen Vornamen „Fedor“. — Ob sich auch unsertwegen wohl noch mal ein unglücklich Liebender unter unserem Fenster ganz todt schießen würde? Hu, entsetzlich — aber doch auch reizend interessant, wie eine gruselich-blutige Raubrittergeschichte.

Welch Entzücken, als Fanny Glöckner mich eines Tags einlud, Nachmittags zur Feier ihres Geburtstags zu kommen. Wir wollten hübsch spielen und natürlich auch kochen —

diesmal aber ganz natürliche Chocolade, die man auch trinken könne. Tante Benda hatte ihr ein reizendes Service von blaugeäderten kleinen Meißner Tassen zum Geburtstage geschenkt und die Mutter dazu eine ganze Tafel Chocolade ...

„Wird Tante Benda auch mittrinken?“ fragte ich hochklopfenden kleinen Herzens.

„Sie wird auch mitkochen, Linchen. Sie hat es mir versprochen, und was sie sagt, das hält sie auch.“

So ging ich denn Nachmittags in meinem schönsten weißen Kleidchen mit himmelblauen Schleifen, um die blonden Locken ein blaues Seidenband geschlungen, mit meinen zierlichsten Benda-Schritten zu Glöckners. Als Geschenk brachte ich einen köstlichen Rosenstrauß — meine Benda liebte ja die jungen aufblühenden Rosen vor allen andern Blumen — und ein reizendes Dominospiel, das der Onkel, Oberamtmann Becker aus Stetterburg bei Braunschweig, mir selber zu meinem letzten Geburtstage geschickt hatte.

Wie wird Amalie Benda zu Dir sein? Wird sie Dich wohl ein klein wenig lieb gewinnen? Wird sie Dir erlauben, daß Du sie lieb haben darfst?

Das waren meine bangen und doch beglückenden Gedanken unterwegs.

Mit laut pochendem Herzen trat ich bei Glöckners in die Wohnstube. Mit Jubel wurden ich und meine Geschenke von Fanny und ihrer jüngeren Schwester begrüßt. Die Benda war noch nicht da.

Frau Glöckner war eine gute einfache brave Hausfrau, die ganz für ihre Kinder und ihre große Wirthschaft lebte, schlicht und einfach auch in ihrem Aeußern. Der Vater dagegen ein auffallend schöner Mann, groß und stattlich, frisch und blond und noch jugendlich in seinem ganzen Aeußern und Auftreten. Seine großen blauen Augen hatten ein eigenes electrisches Leuchten, als käme es tief aus dem

Innern herauf. — Noch heute würde ich glauben, wenn mir dieſe ſchönen tiefhimmelblauen Augen zum erſten Mal entgegen leuchteten: dieſer Mann hat eine große ſchöne Seele — ein großes edles Herz!

Und dann trat auch Amalie Benda in's Zimmer. Sie war ganz weiß gekleidet, ohne eine farbige Schleife, ohne glitzernden Schmuck. In die Locken hatte ſie eine halb erblühte friſche weiße Roſe geſteckt, deren Kelch leichtroſig angeglüht war.

Athemlos — mit großen ſtaunenden Augen ſtand ich ihr gegenüber. Alle ſchönen Complimente, die ich in der Tanzſtunde gelernt, hatte ich in dieſem Augenblick total vergeſſen. Ich fühlte kaum, daß mir die Thränen in's Auge traten . . .

„Was haſt Du denn, Linchen, Du biſt doch ſonſt nicht ſo blöde?“ fragte Fanny.

„Wie iſt ſie ſo wunder- wunderſchön — wie eine Fee — wie ein Engel des Himmels!“ ſagte ich ſo recht aus vollem Herzen heraus.

Glöckners lachten über meine Bewunderung laut und luſtig. Der Vater ſagte ſcherzend: „Da, Mamſell Malchen, haben Sie ſchon wieder eine Liebeserklärung in aller Form. Schade, daß Linchen kein junger Herr Bauer iſt!“ — Und dann lachte er wieder laut und hell und die Mutter und ihre Töchter ſtimmten luſtig ein.

Das Alles that mir weh und die hellen Thränen ſtürzten mir vor Weh und Scham aus den Augen . . .

Amalie Benda lachte nicht. Bei Herrn Glöckners unzartem Scherz und Gelächter flog eine tiefe Röthe über ihr Geſicht und ein Schatten über ihre Augen. Wollte ſie dies verbergen — vor Leuten, die es nicht verſtanden? Sie legte ihre ſchlanken weißen Hände um meinen Kopf und beugte ſich tief zu mir nieder und zog mich an ſich und küßte mich

auf die goldenen Locken und die reine unschuldige Kinderstirn und sagte weich und liebevoll:

„Kind, wir sind ja schon alte Freunde! Ich habe Dich schon oft hier vom Fenster aus und auf meinen Spaziergängen und im Theater gesehn und wohl bemerkt, daß Du mir gut bist — und ich verstehe solch kleines enthusiastisches, liebevolles Kinderherz sehr gut. Als ganz kleines unschuldiges Mädchen habe ich auch oft, wenn ich in Berlin unter Iffland's Leitung eine Kinderrolle zu spielen hatte, entzückt und beglückt an der Coulisse gestanden und sehnsüchtig in die blauen Augen von Luise Fleck geschaut und ihrer wundersamen Herzensstimme gelauscht — und wenn sie dann im Vorübergehen meine glühenden Wangen und krausen Löckchen streichelte, dann war ich selig . . ."

„O, dürfte ich Sie lieb haben!" rief ich aus überströmendem Herzen und warf mich laut schluchzend an ihre Brust.

Sie zog die Arme fest um mich und küßte mir die Thränen aus den Augen und flüsterte mir in's Ohr — innig — gerührt:

„Ja, Kind, wir wollen uns lieb haben — so recht von Herzen lieb . . . Auch ich habe ein liebevolles — liebebedürftiges Herz . . ."

Die Andern standen wie verlegen dabei, als wüßten sie nicht, was sie zu dieser Scene sagen sollten. Herr Glöckner trat mit einem spottenden Lächeln an's Fenster und trommelte auf den Scheiben den Dessauer Marsch.

Dann brachte Amalie Benda ein Spiel in Gang und spielte mit uns Kindern, wie ein Kind.

Seit diesem Tage war ich viel — zuletzt täglich bei meiner neuen Freundin. In ihrem Stübchen war es so schön, so still und so traulich. Auf dem Fensterbrett blühten und dufteten Rosen und Veilchen, Hyazinthen und Geranium.

Großblättriger Epheu grünte an den Wänden empor und umrankte ein Vogelbauer, in dem Kanarienvögel ſangen und niſteten. Amalie Benda ſaß hinter den Blumen am Fenſter und ſtickte kunſtvolle Blumen in den Stramin — und ich ſaß auf einem Schemel zu ihren Füßen bei einer Handarbeit, die ich von ihr lernte; ich lauſchte ihrer ſüßen traurigen Stimme, wenn ſie mir erzählte, mit leiſer Stimme kleine Lieder ſang oder mich belehrte . . .

Selig war ich, wenn ſie laut leſend ein altes Stück memorirte oder ein neues einſtudirte . . . Noch ſeliger, wenn ich ihr die Rollen überhören durfte und ſie declamirend im Zimmer auf- und abging und im Feuer des Affects ganze Scenen ſpielte — nein, lebte, wie Abends auf der Bühne.

Und dann durfte auch ich Schillers Balladen und einzelne Monologe auswendig lernen und vor der großen Künſtlerin declamiren — und ſie belehrte mich über Inhalt und Form, Ton und Geberde. Wenn ſie mich lobte, war ich hochbeglückt.

Als ich ihr mein heißes Sehnen vertraute: auch Schauſpielerin zu werden — ſah ſie mich traurig an und ſagte trübe:

„Kind, nur das nicht! Es iſt kein Heil und Segen auf dieſen ſchimmernden Brettern. Sie ſind trügeriſch und glatt und es gehört ein ſicherer Fuß und ein feſter Charakter und ein ſelbſtloſes Herz ohne Eitelkeit dazu, um auf dieſem ſchlüpfrigen Boden nicht auszugleiten und zu fallen — nur zu oft für's ganze Leben . . . Aber ich weiß auch, daß da kein Bitten und kein Warnen hilft. Verbiete Du dem Seidenwurm zu ſpinnen! — ſagt der große Menſchen- und Herzenkenner Goethe in ſeinem „Taſſo“. Niemand entgeht ſeinem Schickſal — und des Herzens Trieben! Möchte der liebe Gott Dir gnädig ſein und Dich ſchützen und bewahren und Dich glücklicher machen, als Deine arme Amalie“. . .

Ich hörte damals dieſe Worte, ohne ſie zu begreifen. Das iſt das Paradies der Kindesunſchuld! Und ſpäter, als

ich sie verstand — da war es zu spät. Das Paradies lag hinter mir und der Engel mit dem feurigen Schwert hielt am Ausgange Wache. Noch Niemand, der es einmal verlassen, durfte dahin zurückkehren. — —

Auch auf Spaziergängen und bei ihren kleinen Einkäufen begleitete ich die angebetete Künstlerin und ich war nicht wenig stolz darauf. In den Läden fiel es mir auf, wie sehr wählerisch sie, die Einfache, Bescheidene, grade beim Anprobiren und Einkaufen von Schuhen und Handschuhen war. Da mußte Alles zierlich gearbeitet sein und knapp sitzen. Als sie meine staunende Verwunderung bemerkte, sagte sie mit ihrem wehmüthigen Lächeln: „Das war der einzige Luxus, den meine liebe selige Mutter sich trotz aller Armuth für sich und ihre Töchter gestattete. Und so ist er mir zur Gewohnheit geworden — ja zum Bedürfniß — Werde ich mir diesen Luxus bis an mein Ende gönnen dürfen?“ —

Meine Mutter war der allgemein geachteten und geliebten Schauspielerin, auf deren Ruf auch nicht das leichteste Stäubchen haftete, von Herzen dankbar, daß sie ihr flatterhaftes Linchen um sich duldete, denn ich verlor durch diesen bildenden Umgang in meinem Wesen das Uebermüthige, Jungenhafte, Eckige, das mir aus dem beständigen Verkehr mit den wilden Brüdern noch anklebte; ich wurde sanfter und mädchenhafter, ordentlicher in meiner Toilette, fleißiger in der Schule und am Klavier — und ich sprach gebildeter, als es sonst bei der Karlsruher Jugend Sitte war. Entfuhren mir doch zuweilen im Eifer des Erzählens einige echt schwäbische Sch-Laute — oder stieß mich sonst der kindische Bock, so brauchte die Mutter nur zu sagen: „Lina, wenn Amalie Benda Dich so sähe — hörte!“ — und ich schämte und besserte mich.

* * *

Und dann kam die erschütternde Katastrophe, die mir fast das Herz brach, — das arme kleine unschuldige Herz, das jetzt zum ersten Mal unter dem Banne der Erkenntniß erwachen sollte.

Es war im Anfange des Winters 1816—1817. Der Schnee lag auf den Straßen und Bäumen und das Theater füllte angenehm die langen Abende der Karlsruher aus. Ich ging am Sonnabend Nachmittag, wie gewöhnlich zu Amalie Benda, da Abends nicht gespielt wurde. Ich fand sie ungewöhnlich aufgeregt mit einem Buch in der Hand. Sie sagte mir sogleich:

„Linchen, ich habe eine neue interessante Rolle bekommen — Goethe's „Stella". Ich habe das Stück lange nicht gelesen und auch seit Berlin nicht aufführen sehen. Wir wollen es jetzt mit einander lesen."

Und sie las das ganze Stück — wie es ihre Gewohnheit war, laut und mit vollem künstlerischen Ausdruck — ehe sie an die geistige Durcharbeitung und seelische Zergliederung ihrer Rolle ging ... Sie las mit immer steigender Erregung — immer seelenvoller — glühender ...

Ihr ganzes Herz lag in den Worten:

„Und warum soll ich nicht lieben? Ich brauche viel, viel, um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst, da er Dich noch liebte, noch in Deinem Schooße lag, füllte sein Blick Deine ganze Seele; und — o Gott im Himmel! Dein Rathschluß ist unerforschlich. Wenn ich von seinen Küssen meine Augen zu Dir hinaufwendete, mein Herz an dem seinen glühte und ich mit bebenden Lippen seine große Seele in mich trank und ich dann mit Wonnethränen zu Dir hinaufsah und aus vollem Herzen zu Dir sprach: Laß uns glücklich, Vater! Du hast uns so glücklich gemacht! Es war Dein Wille nicht! ..."

Meine Benda kaltherzig? — Nein, im Gegentheil. Ihr

Herz war ganz flammende Glut — ganz „Gefühl der jüngſten reinſten Menſchheit!“

Und dann die Scene zwiſchen Stella, der Geliebten — und Cäcilie, der rechtmäßigen Gattin:

„Ein Jahrtauſend von Thränen und Schmerzen vermöchte die Seligkeit nicht aufzuwiegen der erſten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergeſſenſeins ſelbſt — den erſten flüchtigen feurigen Kuß, und die erſte ruhig athmende Umarmung ... Männer! Männer! ... Sie machen uns glücklich und elend! Mit welchen Ahnungen von Seligkeit erfüllen ſie unſer Herz! Welche neuen unbekannten Gefühle und Hoffnungen ſchwellen unſre Seele, wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich jeder unſrer Nerven mittheilt! Wie oft hat Alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinem Buſen hinſtrömte! Ich bat ihn um Gotteswillen, ſich zu ſchonen! — mich! — Vergebens! — bis in's innerſte Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und ſo ward das Mädchen vom Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl ...“

Das waren nicht nur Worte — das waren in Amalie Benda's Munde Blutstropfen des Herzens!

Und im Schluchzen erſtickte faſt Stella's Monolog, die erfahren, daß ihr geliebter Fernando ſchon Weib und Kind hat, und die nun fliehen will vor ihm — vor ihrem eigenen unſeligen — ſchuldvoll liebenden Herzen ...

„Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? ach, wohin? Verbannt aus Deiner Schöpfung? von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle ſeligen Erinnerungen aufbewahrt ſind? ... Verbannt ſein! — Du biſt ſtumpf! Gott ſei Dank! Dein Gehirn iſt verwüſtet; Du kannſt ihn nicht faſſen, den Gedanken: Verbannt ſein! Du würdeſt wahnſinnig werden! — — Nun! — O mir iſt ſchwindlig!

— Leb' wohl! — Lebt wohl? — Nimmer wiederſehen? — Es iſt ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl: Nicht wiederſehen! — Fort! Stella! . . . O, daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! Das iſt und wird ſein — Du biſt elend! — Ha! Fernando! da Du zu mir tratſt und mein Herz Dir entgegenſprang, fühlteſt Du nicht das Vertrauen auf Deine Treue, Deine Güte? — Fühlteſt Du nicht, welch Heiligthum ſich Dir öffnete, als ſich mein Herz gegen Dich aufſchloß? — Und Du bebteſt nicht vor mir zurück? Verſankſt nicht? Entflohſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glück, mein Leben ſo zum Zeitvertreib pflücken und — zerpflücken und am Wege gedankenlos hinſtreuen? . . . Meine Jugend! — Meine goldnen Tage! . . . Der Blick war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich haſſe Dich! . . . Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —"

Und es war ein trauriges Hinſterben der Stimme — des ganzen vernichteten Seins — als es matt — müde — faſt tonlos über Amaliens Lippen tropfte:

„Am Ziele denn! So gehe Du hin zu dem, dem Du angehörſt. Nimm ſeinen letzten Seufzer, ſein letztes Röcheln auf! Er iſt Dein Gatte . . . Fort! fort! laß mich ruhen! Die Flügel der Liebe ſind gelähmt, ſie tragen mich nicht zu ihm hin . . . Und ich ſterbe allein . . ."

Wie erſtorben ſaß ſie da, ſtarr und regungslos. Kein Seufzer hob die Bruſt; ſelbſt die Thräne auf ihrer Wange war erſtarrt.

Wie lange ſie ſo daſaß, die Hände ſchlaff im Schooße ruhend, das weit offene Auge ſtarr und leer?

Ich weiß es nicht. Ich war ſelber gedanken- und willenlos vor Angſt und Weh. Ich war an dem Epheuſtänder in die Knie geſunken, die Hände wie im Gebet

krampfhaft in einander geſchlungen, das Auge bange — entſetzt auf die Unglückliche gerichtet. Ich hätte laut aufweinen mögen, aber kein Ton wollte über meine Lippen ...

Endlich rang ſich ein ſchriller Seufzer aus ihrer Bruſt herauf, als wäre drinnen etwas geſprungen. Und wie von einer fremden Stimme klangen die leiſen Worte:

„Fedor, Du biſt gerächt! Ich habe Dein treues Herz, Deinen reichen Geiſt, Deine große Seele von mir geſtoßen — in den Tod: — weil Dein armer Leib meinem ſchönheitſchwelgenden Auge nicht ſchön genug war ... Und jetzt iſt es mein Fluch, mit verzehrender Leidenſchaft einen ſchönen Leib zu lieben — einen Körper ohne Geiſt — ohne Seele — ohne Herz ... und — den Mann einer andern Frau! ... An welchem furchtbaren Abgrunde ich ſtehe — rettungslos — das haſt Du, Stella, mir mit grauſiger Wahrheit enthüllt! — Nein, für mich iſt keine Rettung — keine! Aber Stella hat mir den Weg gezeigt, daß ich nicht dies Haus, das ſich mir vertrauensvoll geöffnet, in mein Verderben — in den Alles verſchlingenden Abgrund der Schuld mit hinabreiße ... Wie ſagt Stella? — „Ich muß! Ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? ... Fort! Stella! ... Für mich iſt kein Bleibens! ... Ich bin am Ende! ... Und ich ſterbe allein!“

Da war der Bann der Starrheit von mir genommen. Laut weinend ſprang ich auf und hing mit leidenſchaftlicher Inbrunſt an dem Halſe meiner unglücklichen Freundin. Denn konnte ich auch ihr ganzes Leid — und auch ihre Schuld? — mit meinem kleinen ſonnigen unſchuldigen Kinderherzen damals noch nicht ganz faſſen, ſo ſah und fühlte ich doch, daß Amalie unglücklich war — daß ſie unſäglich litt ...

„Kind, Du noch hier? Ich hatte Dich ganz vergeſſen. Und Du haſt Dinge gehört, die für Deine Jugend und

Unſchuld nicht taugen. Möchteſt Du ſie nie verſtehen lernen. Vergieb mir und — vergiß.“

„Nein, Du ſollſt nicht allein ſterben — ich ſterbe mit Dir!“ rief ich leidenſchaftlich aus.

„Und Deine Mutter — und Deine Brüder? — Doch das Alles war ja gar nicht mein Ernſt — es iſt ja nur meine Rolle, die ich hier ſchon im Geiſte durchlebte und ſpielte. Nicht ich ſterbe allein — ſondern Goethe's Stella. O, wenn ich die erſt auf der Bühne ſpiele! Es ſoll meine beſte Rolle werden ... Und nun geh' hinunter zu Fanny und ſpielt hübſch und vergnügt mit einander ... Aber, Linchen, Du wirſt Niemandem erzählen, was Du hier ſoeben geſehn und gehört haſt? Nicht, ſo lange ich lebe! — Gut! Ich weiß, daß Du mein liebes herziges Kind biſt ... Doch nun laß mich allein — mit meiner neuen Rolle, daß Du ſie mir bald überhören kannſt ... Aber weine nicht mehr. Hauche in Dein Taſchentuch und drücke es an die Augen, daß Niemand ſieht, Du haſt geweint ... Morgen Nachmittag wollen wir auf's Eis gehn und heißen Punſch trinken und Pfannkuchen eſſen und — o! ſehr vergnügt ſein ... Und nun gieb mir einen Kuß und Alles iſt wieder gut ...“

Das Alles ſagte ſie, die ſonſt ſo Stille, Sanfte, mit fieberhafter Haſt und hängte mir mein Mäntelchen um und ſchob mich faſt aus dem Zimmer. Und beim Kuß waren ihre Lippen eiſig kalt.

Ich ging nicht hinunter zu Fanny Glöckner zum Spielen. Ich lief in den Schloßpark, wo es einſam war und ich mich ausweinen konnte — mein dunkles banges Weh! Und Abends weinte ich mich in Schlaf!

Aber Kinderthränen trocknen ſchnell. Unter dem Kuß der Frühlingsſonne ſchwinden die Regentropfen leicht von den Blumen. Und Amalie Benda bemühte ſich, mit mir ſtets heiter zu ſein. Aber die Rolle der Stella durfte ich

ihr nicht überhören, auch nie mit ihr darüber sprechen. Sie sagte: das ist nichts für Kinder! — Und sie war noch viel bleicher als sonst und ein trockener Husten quälte sie.

Es kam der Stella-Abend. Mit dämonischer Macht zog es mich in's Theater. Ich glaube, ich wäre gestorben, hätte die Mutter mich zurückhalten wollen.

So hatte Amalie Benda noch nie gespielt! Sie hauchte als Stella förmlich ihr Herzblut auf der Bühne aus. Das ganze Haus erzitterte im Schluchzen . . . „Und ich sterbe allein!“ — War das trügerisches — täuschendstes Komödienspiel? — Nein, das war grausige Wirklichkeit . . . Ein Herzkrampf hatte sie befallen. Wie todt mußte sie von der Bühne getragen werden. Lange lag sie krank, daß selbst ich sie nicht sehen durfte.

Frau Glöckner pflegte sie, wie eine Schwester. Die Augen der guten Frau schwammen immer in Thränen, wenn sie von unserem kranken Engel sprach. Es gab im Hause nur trübe, traurige Gesichter. Selbst der sonst so behäbige, im materiellen Wohlleben verwöhnte Hausherr ging still und nachdenklich umher. Sprach sein Gewissen um so lauter?

Bald hieß es: Amalie Benda habe aus Gesundheitsrücksichten ihren Abschied von der Hofbühne gefordert und erhalten. Sie hat diese Bretter, auf denen sie ihre höchsten künstlerischen Erfolge erzielte, nie wieder betreten. Ich habe die vollendetste Stella, die mir in meinem ganzen Bühnenleben begegnete, nie wieder spielen sehen. Als ich später selber die Rolle gab, fühlte ich nur zu gut, wie viel mir bis zu dieser Stella fehlte.

Bald nach Weihnachten hing ich zum letzten Mal weinend an dem Halse meines angebeteten Idols. Ich glaubte, ich müßte vergehen vor Weh, als der Postschlitten fortfuhr und das liebe süße traurige Gesicht mir zum Abschiede so bleich

und wehmüthig zunickte ... Und dann war Alles im Schneewirbel um die nächste Ecke verschwunden — — für immer! — —

Daß man in Karlsruhe nicht ahnte, warum Amalie Benda, der gefeierte Liebling der Bühne, fortging, habe ich nach Jahren in Rahel's Briefwechsel gelesen. Am 7. Januar 1817 schreibt Rahel, die damals mit Varnhagen als Minister-Residentin in Karlsruhe lebte, an ihre „sehr brave Freundin" Karoline von Woltmann nach Prag:

„Mlle. Benda, die als Schauspielerin nach Prag kommt, aus Kabale hier weggekommen ist, wünsche ich Ihnen zu empfehlen. Sie ist unsere (Berliner) Landsmännin. Seit ich auf der Flucht und fremd war, empfehl' und empfang' ich gerne jeden Fremden. Sie verdient es: sie ist wohlerzogen, brav. Seien Sie freundlich gegen sie, rathen Sie ihr in Allem — Kleinem — es wird ihr unendlich wohlthun! Sie war hier eingelebt und sehr beliebt — sieht nur jetzt etwas schlimm aus. Ihr Talent wird sich bald durch ihr Spiel darthun ..."

* * *

In Karlsruhe sprach man in der ersten Zeit noch oft von der schönen liebenswürdigen Künstlerin Amalie Benda und die Nachfolgerinnen in ihren Rollen, Mlle. Demmer und Md. Neumann hatten beim Publikum anfangs einen schweren Stand. Aber das Wort der Franzosen: „Les absents ont tort!" sollte auch hier in Erfüllung gehen. Vor den lebensprühenden Kunstgebilden der neuen schönen und talentvollen Liebhaberinnen erblich das traurige bleiche Bild der unglücklichen Amalie Benda mehr und mehr.

Nur in meinem Herzen lebte es fort und fort — in alter Lieblichkeit und Liebe, Reinheit und strahlender Kunstgröße — bis auf diesen Tag. Und doch erhielt auch ich von der Theuren nur zwei kleine zärtliche Briefchen

aus Prag. Dann kamen meine Briefe als „unbeſtellbar“ zurück.

Nach Jahren, als ich — folgend meinem Verhängniß, trotz der Warnungen jener unglücklichen Jugendfreundin — ſelber ſchon die gefährlichen Bretter betreten hatte, las ich in einer Theaterzeitung: daß Mlle. Benda ihr in München eingegangenes Gaſtſpiel wegen Erkrankung nicht ausführen könne! — Mein Verſuch, dieſe Spur zu verfolgen, blieb reſultatlos.

Und wieder vergingen Jahre, in denen ich nichts von Amalie Benda hörte. So oft ich auch wandernde Kunſtkollegen oder auf meinen Gaſtreiſen die Directoren nach der Künſtlerin fragte — Niemand wußte etwas von ihr. Sie war verſchollen ... Lebte ſie überhaupt noch?

Erſt als ich im Sommer 1826 als Berliner Hofſchauſpielerin Karlsruhe wiederſah und auch Frau Glöckner beſuchte, erfuhr ich das troſtloſe — Ende meiner armen Stella.

Sie hatte auf keiner Bühne mehr Ruhe gefunden — mit der unſeligen Leidenſchaft in ihrem Herzen. Und dann war ihre Kraft erſchöpft. Noch einige Jahre hatte ſie bald bei dieſer, bald bei jener Wandertruppe ihr armes freudloſes Leben elend hingeſchleppt ... In Salzburg war ſie todtkrank zuſammen gebrochen — ohne Freunde, ohne Mittel. Das Spital St. Sebaſtian hatte die heimatloſe Komödiantin aufgenommen. Dort war ſie geſtorben und begraben ...

„Sie hat mich auf dem Sterbebett in einem Abſchiedsbrief um Verzeihung gebeten“ — ſchloß Frau Glöckner ihre einfache Erzählung ſchlicht und mit Thränen in den Augen. — „Ich hatte ihr nichts zu verzeihen. Sie iſt rein und ſchuldlos geſtorben, wie ein Engel. Ich habe ihr zu danken für das Opfer, das ſie mir und meinen Kindern — der Ruhe und dem Frieden meines Hauſes gebracht hat. Sie hätte mich ſehr unglücklich machen können, wenn ſie kein

großes entſagendes Herz gehabt hätte. So opferte ſie ſich und ging in den Tod . . .“

„Stella's Scheidewort erfüllend:“ — rief ich tief erſchüttert aus — „Und ich ſterbe allein!“ —

Dann ſah ich auch den Mann, um den meine arme Stella ſo traurig geſtorben war: — fett, roſig, ſtrahlend im behäbigen Lebensgenuß, zufrieden mit ſich und der Welt . . .

Ich mußte an das Wort in „Stella“ denken: „Männer! Männer! Sie machen uns glücklich und elend! Mit welchen Ahnungen von Seligkeit erfüllen ſie unſer Herz! Welche neuen, unbekannten Gefühle und Hoffnungen ſchwellen unſre Seele, wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich jeder unſrer Nerven mittheilt . . .“

Aber dann auch: O armes ſchwaches räthſelvolles Frauenherz — — mit ſeinen Tiefen und Untiefen!

* * *

Wie ſehnte ich mich, das Grab meiner armen Stella beſuchen zu dürfen und von ihrem letzten Leiden zu hören! Das war mir erſt im Sommer 1834 vergönnt, bei meiner großen Gaſtſpieltour nach dem Petersburger Engagement. Ich hatte in Wien, in Graz, in Linz gaſtirt. Jenes alte, vielleicht längſt ſchon verſchollene Grab zog mich nach Salzburg.

Kaum in der ſchönen alten Stadt mit den vielen Klöſtern angekommen, eilte ich nach dem Spital St. Sebaſtian. Es liegt an der Straße nach dem Kapuzinerberge. In der Spitalkirche war Gottesdienſt. Ich kniete unter all den alten verfallenen armen Männern und Frauen — — und vor meinem Auge ſtand in wunderbarer Jugendſchöne das Bild meiner unglücklichen Stella, die hier auch einſt gekniet hatte. Als die Meſſe vorüber, fragte ich in tiefer Wehmuth unter den alten Frauen nach: ob mir nicht Eine Auskunft geben könne über meine Freundin Amalie Benda, die vor neun Jahren hier geſtorben und begraben . . .

Sie ſchüttelten ſtumpf und gleichgiltig die verwitterten Köpfe. Eine meinte mit blödſinnig-verſchmitztem Lächeln: Wie eine ſo feine geputzte Dame dazu käme, hier — im Spital — eine Freundin zu ſuchen?

Endlich fand ſich ein altes Mütterchen, das ſich erinnerte: „O, das ſei gewiß die ſchöne Komödiantin mit den langen ſchwarzen Locken und den großen dunklen Augen, die in ihrem ſchweren Leiden ſo ſtill und geduldig geweſen und ſo ſelig und gern geſtorben: Ihr Bett habe dicht neben dem der Fremden geſtanden, da die Andern nicht neben einer — gottverlaſſenen Komödiantin hatten ruhen wollen. Und doch hätten ſie von dieſer Komödiantin Gottesfurcht und Demuth lernen können. Sie habe ihr auch die Augen zugedrückt . . .“

Ich bat die Alte, mich an das Grab meiner Freundin zu führen. Die Andern meinten: wer das unter den hundert gleichen Gräbern und Kreuzen noch finden ſolle? — Aber mein Mütterchen wußte es. „Denn ich weihe der Seele der armen Komödiantin, die auf Erden weiter Niemanden hatte, als mich, am Allerſeelentage ſtets auf ihrem Grabe ein geſegnetes Wachslichtlein und Kränzlein und ſpreche drei Pater Noſter und Ave Maria dazu. Das kann jede arme Seele wohl gebrauchen . . .“

In der Vorhalle der Kirche zeigte Mütterchen mir mit Stolz das Grabdenkmal des berühmten Doctors Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus von Hohenheim — und an der Umfaſſungsmauer des Leichenhofes ſtolze Erbbegräbniſſe, in denen Schädel auf Schädel — die Namen, die ſie im Leben geführt, auf die blanke kahle Stirn geſchrieben — in flittergoldigen Käſten aufgehäuft ſtanden . . . Ein grauſiges: Memento mori! — Dieſe Grabſtätten des Reichthums und Prunkes ließen wir hinter uns und betraten das Todtenquartier der Armen, der Elenden. Da zogen ſich in langen

Reihen ſchmale niedrige Grabhügel hin mit winzigen ſchwarzen Kreuzlein — wie Kindergräber. Der Armuth iſt ſelbſt das letzte Erdenplätzlein knapp zugemeſſen. Vor einem ſolchen ſchmuckloſen verfallenen kleinen Grabhügel, auf dem nicht mal eine blühende Roſe, ein Lebensbaum Platz hat, blieb die Alte ſtehn und ſagte: „Hier liegt die arme Komödiantin! Den Kranz habe ich ihr letzte Allerſeelen gebracht. Wind und Regen und Schnee haben nicht mehr viel übrig gelaſſen. Wenn ich nächſte Allerſeelen noch lebe und drei Kreuzer in der Taſche habe, bekommt ſie einen neuen Kranz . . .“

Ich gab der Alten ein Goldſtück, daß ſie Allerſeelen auch von mir ein Kränzlein und Lichtlein bringen möge — und bat ſie, mich allein zu laſſen.

So kniete ich denn an dem Hügel, unter dem meine arme Stella ausruhte von ihrer unſeligen Erdenliebe und ihrem Erdenleide, das ſie ſo groß und ſtill getragen. Auf das Kreuzlein mit dem kahlen Tonnenreif, an dem nur noch einige gelbe verwitterte Buchsbaumzweiglein in der Sonne melancholiſch zitterten, hängte ich einen vollen Lorbeerkranz, den ich in Graz als — Stella erhalten hatte — mit Stella's letztem Wort: „Und ich ſterbe allein!“

Meine Gedanken weilten bei den Todten — in jenen längſt geſtorbenen Tagen meiner ſonnigen unſchuldsvollen Kinderzeit . . . Lange! Lange! Meine Thränen floſſen nicht nur um Stella's einſam Sterben — — ſie floſſen noch reicher um das, was ich ſeit jenen Kindertagen erlebt und verloren hatte . . . Ich hätte Stella beneiden mögen um ihr einſam — — ſchuldlos Sterben . . .

Wer wird an meinem Grabe einſt ſo knien?

Niemand!

3. Alte Briefe.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmale, die der einzelne Mensch hinterlassen kann.

Goethe.

Vor mir liegen viele alte vergilbte Briefe — von der längst verdorrten Hand der guten Mutter an ihre geliebteste Kousine Luise Becker in Stetterburg bei Braunschweig geschrieben. Ich lasse hier einige Stellen folgen — zur Charakteristik der Mutter und der Verhältnisse.

„Karlsruhe, 24. Juni 1817 . . . O beste Luise! Wie beneide ich Dich oft, daß Du in der Mitte der Deinigen lebst, daß Du noch liebevolle Eltern und gute Geschwister hast und von Allen geliebt wirst! Wie viel entbehrt hier Deine arme Kousine! Könntest Du Gute doch in diesem Augenblick in mein Herz sehen, wie es wieder so schmerzlich blutet: so verwaist und allein in der Welt zu stehen! Ganz unter Fremden und von den einzigen lieben Verwandten so weit entfernt! Die Kinder sind noch so jung und ich habe viele Sorgen um ihre Erziehung und Zukunft! . . . Du fragst nach dem „Murgthal“ und seiner Bewerbung um mich? Es ist mir gleichgiltig, wie immer. Und da ich von dieser Heirath keinen Vortheil für meine Kinder sehe, ja dadurch noch meine Badische Wittwen-Pension von 600 fl. verlieren würde, so will ich mich hüten, mich ohne Liebe zu binden. Zwar habe ich das erste Mal aus Liebe geheirathet — und bin doch durch Bauer's Leichtsinn und Hitze und Leidenschaften und frühen Tod sehr unglücklich geworden. Was würde mir erst ohne Liebe bevorstehn? Das Murgthal wohnt jetzt in

Heidelberg und hat im Frühjahr ſeine Mutter beerbt, da wird es auch wohl noch eine andere Frau finden ... Nein, liebe Luiſe, lieber allein, als ſchlecht begleitet durch's Leben gehen! Jeder Mann hat ſeine Fehler, die ſich nur mit Liebe ertragen laſſen. Wenn ich Dir erzählen könnte: wie viel ich oft durch Bauer's heißes leidenſchaftliches Blut gelitten habe, wie viel Schrecken und Angſt mir ſein Ungeſtüm bereitet haben — — und doch war ſein Herz gut und ich habe ihn geliebt, wie nie einen andern Mann!

Daß Dein Bruder Wilhelm nicht in Stetterburg iſt, betrübt mich ſehr, liebe Luiſe. Ich hoffte, er würde dem guten Vater in der großen Wirthſchaft eine liebevolle Stütze ſein und ſich glücklich ſchätzen, es ſein zu können. Könnte ich ihn nur ſprechen und ihm ſagen: wie ich jetzt noch die kleinſte Verſäumniß gegen meine gute ſelige Mutter ſo ſchmerzlich bereue und wie ich mir bittere Vorwürfe mache, daß ich ihr manche Sorge unnöthig bereitet habe. Und jetzt iſt es zu ſpät, es wieder gut zu machen! Und doch war ich eine gute Tochter und hatte ſie ſehr lieb. Aber heute fühle ich es nur zu ſchmerzlich, daß ich ihr noch mehr hätte ſein können! Das Alles, beſte Luiſe, ſtelle Deinem Bruder recht herzlich vor. So wie ich ihn kenne, iſt es der einzige Weg, ihn zu leiten ...

Das ſchöne Buch, das Du geleſen: „Der Tod eines Engels“ habe ich vom Bücherverleiher noch nicht erhalten können, aber er erwartet es bald und ich freue mich ſehr darauf. Ich leſe viel, aber wenige Bücher befriedigen mich. Das eine iſt zu traurig, das andere zu überſpannt oder zu fade. Mit vielem Vergnügen habe ich geleſen: Leontine, von Kotzebue, und Amalie Mansfield, auch Julie von Lindau wird Dir gefallen. — Unſer Theater iſt ſehr gut und wird noch immer verbeſſert. — Viele Sorge macht uns die Krankheit unſeres Großherzogs; er iſt jetzt in Baden-Baden. Nicht

nur ſein Körper iſt krank, noch mehr ſein Geiſt und ſeine Seele. Man flüſtert ſich zu, er habe ein ſchleichendes feines Gift bekommen, wie ja auch der räthſelhafte Tod ſeiner jungen Söhne die Gemüther noch immer aufregt. Andere ſagen: es rächen ſich an ihm die Sünden ſeiner wilden Jugend und ungezügelten Leidenſchaften. Er hatte Bauer gern und der hat Manches mit ihm erlebt, als er vor Danzig ſein Adjutant und Zeltkamerad war. So muß immer etwas ſein, was die Menſchen beunruhigt“ . . .

Später: „Meine Jungens machen mir oft den Kopf warm, denn es gibt der Bedürfniſſe für ſie ſo viel, doch ſind ſie fleißig und brav. Linchen wird recht groß, aber es iſt noch viel kindiſches Weſen in ihr. Wie war mein Lottchen in ihrem zehnten Jahre ſchon ſo verſtändig! Sonſt aber würdeſt Du, liebe Luiſe, Linchen ſehr zu ihrem Vortheil verändert finden, ſeit ſie vor zwei Jahren mit mir bei Euch in Stetterburg war. Sie hält ſich und ihre Kleider jetzt immer hübſch ſauber und in der Schule und am Klavier iſt ſie ſehr fleißig. Ich muß ihr oft erzählen: wie unartig ſie damals noch in Stetterburg war und wie ſie ihre Kleider immer im Spiel mit den geliebten Hunden und anderen Thieren beſchmutzte. Da wird ſie feuerroth vor Scham und ſagt: „Ach, wie ſchäme ich mich, daß ich ſo unartig ſein konnte! Was müſſen der gute Onkel und die Kouſine von mir denken!“ Und doch denkt ſie noch mit aller Zärtlichkeit an ihre alten Spielkameraden zurück: den großen Bollo und die kleinen Schäfchen! . . . Die Freude, welche Lina über Deines gütigen Vaters Geſchenk gehabt hat, kann ich Dir nicht beſchreiben. Die ſchöne Wolle für mich und der blanke Dukaten für Lina kamen gerade an, als die Meſſe anfing und ich ihr verſichert hatte: ſie bekäme dies Mal gar nichts vom Jahrmarkt, weil ich für die Jungens ſo viel nöthige Ausgaben hätte! Aber es hatte ihr am Sonntag Abend am

Licht eine feurige Roſe gebrannt und ſie behauptete wohlgemuth: das bedeute ein Geſchenk! Und richtig, ſchon am Montag waren Eure Gaben der Liebe da. Mit welchem Jubel das Kind da in der Stube umher ſprang! Die Wolle will ſie mir über Winter ſpinnen und ſtricken helfen, von dem Dukaten aber ſollen ich — die Brüder — Marianne — alle Welt ihre Meßgeſchenke abbekommen. Sie hat überhaupt ein liebes kleines Herz zum Schenken und Freudemachen. Nun aber ſoll ich ihr durchaus ſagen: ob wohl der gute Onkel geahnt hätte, daß ſie ſich wegen der Brüder ſo Manches verſagen müſſe? Ich ſagte: es ſei wohl blos Liebe und Güte von dem guten Onkel — allein ſie bleibt dabei: der Onkel hätte es geahnt!

Doch wünſchte ich, die Kinder wären erſt älter. Sie ſind noch nicht das, was ſie ſein müßten, um mein Herz zu befriedigen. Ich fühle mich deßwegen oft einſam und unglücklich. Ich habe zwar manche Freundin hier, aber keine einzige, die ich ſo recht innig lieben könnte. Man lebt hier überhaupt nicht ſo herzlich und vertraulich, wie im Norden . . .“

„Karlsruhe, 20. November 1817. Wie oft muß ich in meinen Sorgen um die Kinder und ihre Zukunft an die Wahrheit des ſchönen Verſes von Seume denken:

„Um den Werth des Lebens zu erhöhen,
Schärft oft Leiden die Empfänglichkeit;
Heller lernen wir das Gute ſehen,
Wenn das Herz ſich nach dem Kummer freut!“

Wenn ich mein Loos nicht mit Muth und Ergebung tragen wollte — wie viel unglücklicher wäre ich noch! Fremd, ohne eine einzige Stütze ſtehe ich mit meinen drei unverſorgten Kindern unter Fremden da. Das ſchöne Vermögen, das ich von der Mutter hatte, iſt in der ſchlimmen Kriegszeit und durch Bauer's leichten Sinn faſt ganz drauf-

gegangen und ich bin nun auf meine bescheidene Pension angewiesen. Meine Lieben, meine Theuersten sind mir entrissen; bald sind es neun Jahre, daß Bauer im Kriege blieb — bald vier Jahre, daß die gute Mutter und mein Lottchen starben. In meinen Kindern habe ich noch keine stützenden Freunde. Ihre Jugend ist noch zu zart, um ihnen mein oft so banges, schweres Herz ausschütten zu können. Unter vielen Bekannten finde ich wohl Einzelne, die ich schätze und liebe — aber es sind und bleiben mir Fremde, denn sie bieten wir nicht, was mein Herz verlangt. Je älter man wird, um so weniger leicht schließt man neue Freundschaften. Ich bin hier mit Vielen gut und freundlich, aber mit Niemandem vertraut ... Wie sehr sehne ich mich oft in Eure Mitte und wie gern wollte ich immer unglücklich spielen, wenn ich nur an Eurer abendlichen Whistpartie zuweilen theilnehmen könnte. Aber wie viel muß noch geschehen, bis ich Euch wiedersehen darf! Mein Louis muß in einer Handlung und mein Karl Offizier sein, bis ich mich hier loslösen kann! Du glaubst nicht, wie viel Fleiß und Kosten heute die Erziehung von Söhnen erfordert! Man verlangt jetzt so viel für ihre Ausbildung, und das Beste, was ich ihnen für's Leben mitgeben kann, ist doch auch guter Unterricht. Louis hat Stunden im Griechischen, Englischen, Französischen, Tanzen u. s. w. und er sollte noch mehr Unterricht haben, wenn es sein könnte. Sowie er confirmirt ist, soll er in eine Handlung nach Frankreich. Linchen küßt Dich und bittet, sie lieb zu behalten ... Hilft der liebe Himmel mir nur noch fünf Jahre so väterlich weiter, dann hoffe ich mit den Kindern aus allen Sorgen zu sein: Karl ist dann Offizier, Louis Kommis und Lina Gouvernante ..."

4. Die beiden Constanzen.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt;
Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Gretchen im Faust.

Jugendzeit — o wie weit, o wie weit! Und doch geht der alten Frau im Silberhaar das Herz auf, wie eine Blume im Lenz — wenn sie an die ferne blühende Jugendzeit unter fröhlichen Gespielinnen zurückdenkt ... Dort draußen in der Töchterpension am schönen Neuchâteller See! Aber das Auge weint, wenn vor ihm drei wunderschöne holde Mädchenbilder aufsteigen, die das Herz damals vor Allen geliebt hat und die .... Doch fangen wir am Anfange an.

Ich war jetzt dreizehn Jahr und hatte bis dahin bei der besten aller Mütter in dem schönen stillen Karlsruhe gelebt. Mein Bruder Louis bildete sich seit einem Jahre in dem Institut Droz zu Neuchâtel besonders in den neueren Sprachen zum Kaufmann aus. Ich — sollte Gouvernante werden. So war es im Familienrathe beschlossen, ohne daß ich viel gefragt wäre. Das war die beste Versorgung für das arme verwaiste Offizierstöchterle. Und meine goldenen Träume von Glück und Glanz auf den geliebten Komödienbrettern?

Alles vorbei — vorbei! In den Osterferien 1820 kam Bruder Louis aus Neuchâtel zum Besuch nach Karlsruhe

und nahm mich mit in die Schweiz, damit die künftige Gouvernante perfect französisch parliren lerne.

Es war eine traurige Fahrt in der stuckernden Mallepost durch das schöne badische Land in der ersten knospenden Frühlingspracht.

War es doch die erste Trennung von der Heimat — von dem liebevollsten Mutterherzen. Erst in Basel konnte ich wieder so recht herzlich kindisch lachen — über den närrischen „Lallekönig" — jenen abscheulich häßlichen, pausbackigen Kopf unter der alten Uhr des Rheinbrückenkopfs. Der Lallekönig stand mit dem Uhrwerk in Verbindung und streckte jede Minute seine lange rothe Zunge vor und machte dazu runde vorquellende bewegliche Froschaugen. Und ich vergaß, daß ich eine ehrsame alte Gouvernante werden sollte und ahmte den possirlichen Lallekönig auf's Beste nach — und wenn das Heimweh mit seinen Thränen wieder über mich kommen wollte, so brauchte Bruder Louis nur zu sagen: „Lina, wie macht der Lallekönig?" — und wir lachten miteinander — wie glückliche kindische Kinder.

Und dann sah ich die ersten schneeblinkenden Alpen aus der sonnigen blauen Frühlingsluft mir entgegenleuchten und winken und diese Pracht sollte ich nun bald täglich vor Augen haben. Und näher und strahlender und gigantischer, wie den Himmel stürmend, thürmten sich im rosigen Abendglühen hinter einer weiten blinkenden Wasserfläche die stolzen, kühngezackten Alpen auf, von den Berner Schneebergen an bis zum Montblanc und Monte Rosa — eine schimmernde Reihe ewiger Gletscher. Wir waren in der neuen Heimat — am Neuchâteler See angelangt.

Bruder Louis erklärte mir Alles: „Dort im grünen Seewinkel liegt St. Blaise mit dem grauen Kirchlein . . ." Ach, wenn mir damals Jemand gesagt hätte, daß ich nach Jahren — im Schatten dieses friedenbringenden Kirchleins —

die ſchmerzlichſten Thränen meines Lebens weinen würde!... Arme holde Virginie!

„Dort leuchten die Thürme und das Schloß von Neuchâtel herüber — das weiße Haus mit dem hochgegiebelten ſpitzen Dach iſt meine Penſion Droz ... und hier, Linchen, iſt Dein Haute-Rive ... Kutſcher, an dem grauen Hauſe haltet an — das iſt das Inſtitut Guyot ..."

Wir hielten vor einem großen düſteren Hauſe mit mächtigen Steinwänden und vergitterten Fenſtern und drohenden koloſſalen rauchgeſchwärzten Schornſteinen, von hohen Mauern umſchloſſen. Es war früher ein Kloſter geweſen. Wie unheimlich laut die Thorglocke unter Bruder Louis Hand gellte! Wir traten auf einen weiten Hof mit grünendem Raſen und einem mächtigen alten Wallnußbaume, deſſen junge Blättchen lenzfriſch dufteten. Das war der Spielplatz, und jetzt an dem ſchönen Frühlingsabende und in der Freiſtunde war die ganze Penſion hier verſammelt.

Madame Guyot, eine würdige alte Dame in braunſeidenem Kleide, mit freundlichen hellen Augen unter einer großen weißen Tollenhaube mich anlächelnd, ſchloß mich ſo recht mütterlich lieb in die Arme, trocknete mir die wieder hervorbrechenden Thränen von den Wangen und ſagte auf Franzöſiſch: „Wenn Du gut, brav und fleißig biſt, werden wir Dich ſehr lieb haben, meine kleine Lina!" — Ach, aber nur auf Franzöſiſch ſollte ich von jetzt an geliebt werden! Wie klang doch die deutſche Liebe meines fernen Mütterleins ſo ganz anders — ſo viel — viel herzlicher in meinem armen kleinen bangen Herzen nach!

Zwei erwachſene Töchter ſtanden neben der Mutter: die wunderſchöne ſchwarzlockige Conſtanze und die ſanfte Eliſe. Sie küßten mich liebevoll. Im Hintergrunde lauſchten achtzehn junge Mädchengeſichter von 10—16 Jahren der neuen Kameradin neugierig entgegen. Auch der ſchmucke

Bruder Louis bekam seinen Theil von diesen Blicken ab. Er erhielt von Mère Guyot die Erlaubniß, mich Sonntags zuweilen besuchen zu dürfen. — Dann fuhr er weiter nach Neuchâtel. Ich war in der Pension — allein — ganz allein! —

Constanze Guyot nahm mich an die Hand und führte mich den Mitschülerinnen zu. Unter ihnen fiel mir sogleich ein liebliches Mädchen in meinem Alter auf, mit einem rosigen Engelsgesicht, lichtbraunem, natürlich gelockten Haar, sanften großen Rehaugen und einem süßen frischen Mündchen. Meine bald so zärtlich geliebte Virginie! — Während einige blasse Engländerinnen mit matten Fischaugen vornehm meine Toilette musterten und mein ungeübtes Französisch kritisirten und eine große schwerfällige Bernerin, die schon über 16 Jahre zählte und bei Madame Guyot noch „Manieren" lernen sollte, mich mit geschwätziger Neugierde über meine Mutter, meinen Bruder Louis, meine Kleider, mein Taschengeld und hundert andere Dinge ausfragte, — legte Virginie zärtlich ihren Arm um mich und sagte sanft: „Komm, Lina, ich will Dir unsere Spielplätze zeigen, die Hühner und Tauben, mein Gärtchen, in dem schon die Crocos und Leberblumen blühn und die Veilchen große Knospen haben — Du darfst Dir auch täglich einige pflücken und in einem Epheublatt vor die Brust stecken, wie ich es von Mademoiselle Constanze gelernt habe — nachher helfe ich Dir Deine Sachen in die Commode räumen — und am Sonntage bitte ich Madame, daß Du mit mir zu meiner lieben Mutter gehen darfst, die dort unten in St. Blaise wohnt und auch schon lange eine Wittwe ist, wie Deine arme Mutter — und wir wollen Dich recht lieb haben, Lina . . ."

So war ich denn „in Pension"! Dank meinem leichten Herzen und meiner jugendlichen Fröhlichkeit und Mobilität hatte ich mich bald eingelebt in das neue bunte Leben im Institut Guyot.

Madame Guyot leitete ihr Institut vortrefflich, mit herzlicher Liebe und Umsicht. Für Ausbildung des Geistes und Herzens, eines gesunden Körpers und gesellschaftlicher Anmuth war gleich mütterlich gesorgt. Die beiden Töchter standen der Mutter treu zur Seite. Die sanfte Elise war unser gutes, geliebtes Hausmütterchen. Sie lehrte uns Handarbeiten, überwachte unsere Schränke und Toilette und besorgte mit der Mutter die große Wirthschaft. Die schöne kluge Constanze war die Seele der Schule und des geselligen Lebens. Im Unterricht standen ihr einige Professoren aus Neuchâtel zur Seite, aber in der elegantesten französischen Conversation, im Deklamiren, gesellschaftlicher Tournüre, Tanz- und Anstandsstunde war sie Meisterin. Man konnte nichts Graziöseres und zugleich Stolzeres, Imposanteres sehen, als Constanze Guyot mit den glänzenden schwarzen Locken, dunklen strahlenden Augen, klassischen Zügen und dem warmen bräunlichen Teint! — Sie war fast so schön, wie meine geliebte — verschollene Amalie Benda!

Täglich, bei jedem Wetter, machten wir unter der Führung von Constanze weite Spaziergänge am See entlang — oder in die rauhen Berge hinauf und besuchten zu unserer Belehrung die Werkstätten der Uhrmacher und die Stübchen der armen bleichen Klöpplerinnen. Unter den hundertjährigen Linden der hochragenden Schloßterrasse zu Neuchâtel, das damals noch preußisch war, ruhten wir gern aus und sahen auf den langgestreckten blanken See hinab und mit noch größerem Vergnügen, daß die preußischen Uniformen unsere schöne Constanze anstaunten und auch für uns Backfischlein einige freundlich musternde Blicke übrig hatten. Behaglicher — gleichsam erwachsener und mehr in unserem Element fühlten wir uns aber doch, wenn uns die Pension Droz und andere Knabeninstitute auf Spaziergängen begegneten und verschämt aufflammten. Bald hatte Jede ihren Verehrer —

par distance! Sogar die unſchöne plumpe Bernerin mit ihrer wunderlichen Knopfnaſe — wir nannten ſie wegen ihrer täppiſchen Manieren nur l'ourse (Bärin) — alſo l'ourse vertraute mir eines Abends beim Schlafengehen an: der baumlange Tſchudi — ein College von Louis und wohl der ſpätere Verfaſſer ſo vieler Schweizerführer — lächle ſie immer ſo ganz beſonders an und ſie habe ihn furchtbar lieb. — Ich hatte zum Ueberfluß zwei Verehrer: ein blondes Zwillingspaar. Bruder Louis Anweſenheit bei dieſer jugendlichen Verehrung gab meinem kleinen Herzen eine gewiſſe Sicherheit. Da er Mademoiſelle Conſtanze und ihre Küchlein grüßte, ſo ſtanden wir auch mit den übrigen jungen Herren auf dem Gruß- und — was uns noch mehr beglückte — bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten auf dem zierlichſten Tanzfuße.

Das hätte einſt — faſt — Blut gekoſtet! Zwei der älteſten Zöglinge der Penſion Droz ſtanden ſich in ihrer Anbetung Virginiens ſo ſehr im Wege, daß ſie ſich in allem Ernſt duellirten. Aber einige Hautſchrammen heilten ſie von ihrer Wuth. Welches Aufſehen machte das in unſerm Hauſe! Und wie wurde Virginie vor uns allen um ſo glühende Anbeter beneidet!

Die täglichen Spaziergänge und im Sommer die friſchen Seebäder brachten uns blühende Wangen, fröhliche Herzen — aber auch den geſundeſten Appetit. Und bei aller Herzensgüte kochte Mademoiſelle Eliſe doch nur ſehr knappe Portionen für uns. Mademoiſelle Conſtanze behauptete: das viele Eſſen ſei unfein und verdürbe Teint und Taille und Grazie! Ach, wie beneideten wir die Penſion Droz, in der es — wie wir durch Louis wußten — du pain à discretion gab. Wir bekamen unſer Finzelchen Brod zugeſchnitten und die Kartoffeln zugezählt. Da wurden denn oft in den Spielſtunden kleine Raubzüge in die Küche unternommen, ob nicht eine Hand voll kalter Kartoffeln zu erwiſchen ſei. Als dann

im Herbſt die Wallnüſſe reif wurden, gab es einen förmlichen Wetteifer im Frühaufſtehen — der köſtlichen Nuß zur Liebe, die über Nacht — vielleicht herabgefallen ſein könnte.

Bruder Louis hat mir aber redlich über manchen bellenden Hunger hinweggeholfen. Jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag wanderte ich mit meiner Notenmappe nach Neuchâtel hinein, um bei Profeſſor Kilchenſtein Klavierſtunde zu nehmen. Da hatten Louis und ich dann jedes Mal unſer Rendezvous unter den Linden der Schloßterraſſe und nie kam der Gute mit leeren Taſchen. Aus dankgerührtem Herzen ſchrieb ich damals nach Hauſe: „Ach, liebe Mutter, wie würde es mir hier ergehen, wenn Louis mir nicht ſo treulich mit Brodknüſten, Stiefelwichſe und geſchnittenen Federn aus der Noth hülfe!“ — Ja, auch die Schuhe mußten wir uns ſelber putzen. — Ich aber theilte die Brodknüſte, die Stiefelwichſe und die Gänſefedern treulich mit meiner theuren Virginie, die im Schlafſaal meine Bettnachbarin war. Wenn die Andern Abends eingeſchlafen waren, knuſperten wir wie die Mäuschen an unſeren harten Knüſten und ſpannen mit einander goldene Zukunftsträume: Virginie ſollte Bruder Louis heirathen und ich wollte als alte Jungfer bis an mein ſeliges Ende bei ihnen leben und wir wollten mit einander am Neuchâteler See das „Inſtitut Bauer“ gründen und du pain à discretion geben und wenigſtens zwölf Mal im Jahr Comödie ſpielen, während wir bei Madame Guyot nur ein lumpiges Mal ſpielen durften und . . .

„Ne babillez donc pas toujours!“ — rief plötzlich Miß Encore an meiner andern Seite und Mademoiſelle Eliſe mahnte: Taisez vous! Silence, Mesdames, couchez! couchez!“

Miß Encore! Wie ſteht ſie plötzlich ſo lang aufgeſchoſſen und mager und eckig wieder vor mir, die kleine Engländerin mit den langen Händen und Füßen und dem langen blaſſen Geſicht und den aſchblonden Zöpfen und den unverfrornen

waſſerblauen Augen — wie ſie zum erſten Mal in unſerer Mitte bei Tiſch erſchien. Ihre Mutter hatte Urſine am Morgen in die Penſion gebracht, um auf Jahre allein nach Indien zu gehen, wo der Vater Offizier war, und beim Abſchied hatten Beide ſo ſehr geweint, daß ich gedachte: die arme Kleine wird vor lauter Herzweh gewiß gar nicht zu Mittag eſſen können und wir haben heute grade einen ſo köſtlichen Kalbsbraten, wie lange nicht ... Aber im Umſehen hatte Urſine ihren Teller leer und sans façon hielt ſie ihn Madame Guyot hin und ſagte ruhig, als ob ſich das von ſelbſt verſtände: „Encore!“ — ohne auch nur das uns Anderen doch ſo ſicher eingetrichterte: „S'il vous plait, Madame!“ hinzuzufügen.

Wir machten keine kleinen, verwunderten Augen über dieſe Kühnheit und warfen einander gewiſſe rebelliſche Blicke zu, als Madame dem Neuling wirklich noch ein Finzelchen Braten auf den Teller legte ...

Aber nach zwei Minuten erhob ſich der leere Teller ſchon wieder und zum zweiten Mal ertönte das monotone „Encore!“

So etwas war noch nicht dageweſen, ſo lange es ein Inſtitut Guyot und eine Tradition unter den Penſionärinnen gab. Meſſer und Gabeln entſanken unſeren Händen und entſetzt ſtarrten wir bald die „unverſchämte“ Urſine, bald das lange Geſicht von Madame, bald unſer gegenſeitiges Entſetzen an ... Und was wird Madame thun? Wird ſie die Engländerin vom Tiſch und in die Strafkammer mit vierundzwanzig abzuſchreibenden Irréguliers weiſen? Wird ſie ...

O Wunder! Das Inſtitut Guyot ſteht nicht lange mehr! Madame legte mit finſterer Miene und aufgeregter Tranchirgabel zum dritten Mal ein Finzelchen Braten auf Urſine's Teller. Der war jetzt das Ziel aller Augen — — und nach zwei Biſſen ſchon wieder leer — und zum vierten Mal — — daß die Decke nicht über ſolchem Frevel zuſammenſtürzte! — —

erhob Urſine mit dem größten Gleichmuth Teller und Stimme zum unbefangenſten: Encore!

Da hielten wir uns nicht mehr. War es Neid — Brodneid? War es Hunger? War es die ſittlichſte Entrüſtung über dieſe Verſündigung an dem uraltheiligen Eine-Portion-Syſtem im Inſtitut Guyot? Wie auf Commando erhoben wir unſere ſchneidigſten Stimmen und Stimmlein und riefen aus einem Munde: „Assez, Madame, assez — s'il vous plait!“

Und es gefiel Madame. Mit zerſchmetternder Würde ſchob ſie Urſine's Teller zurück und ſagte eiskalt: „Assez mon enfant! Surabondamment!“

Welch' ein Geſicht Urſine dazu machte! Das allerengliſchſte, als ſchwebte ihr das unvermeidliche Shocking! ſchon auf den blaſſen ſchmalen Lippen. Sie weinte nicht, auch trotzte ſie nicht. Ihr ganzes langes Geſichtchen war eitel Erſtaunen!

Natürlich hieß Urſine von Stund an bei ihren Kameradinnen und bald auch in dem Inſtitut Droz nur noch „Miss Encore!“ Ebenſo natürlich war es für mich die dankbarſte Aufgabe: Miss Encore vom erſten erhobenen — bis zum vierten zurückgeſtoßenen Teller in allen Encore-Schattirungen zu copiren. Und das machte bald mehr Glück, als mein Baſeler Lallekönig. Ja, die Komödiantin ſpukte doch noch immer in der ehrſamen kleinen Gouvernante.

Und dann die fünf Hauptfeſte der Penſion! Gleich ſtrahlenden Sternen leuchteten ſie das ganze Jahr über an unſerem Himmel, bald vor, bald zurückſtrahlend. Die Vorfreude bleibt aber doch die hellſte, beglückendſte.

Dieſe Hauptfeſte waren: Zu Pfingſten ein ländlicher Ball — um Johannis eine Waſſerfahrt auf dem Bieler See nach der Petersinſel Rouſſeau's — im Herbſt eine Wagenpartie nach Locle zu den berühmten unterirdiſchen Mühlen

— Sylveſter ein glänzender Maskenball — und Faſtnacht die Darſtellung einer franzöſiſchen Komödie.

Leider ging dieſen beſeligenden Sternen auch ein böſer, lange gefürchteter Unſtern voraus: der 1. April. An dieſem Tage gab es kein Frühſtück. Dafür aber gingen Madame Guyot und ihre Töchter Morgens, wenn der Tag kaum graute, mit mächtigen Töpfen, voll eines gräulichen Kräutergebräus, angeblich mit Honig verſüßt, von Bett zu Bett und Jede von uns mußte — da gab's kein Erbarmen — Taſſe auf Taſſe des widerlichen Tränkleins hinabſchlucken. Und den Tag über gab es gekochte Backpflaumen — à discretion. Das war die berüchtigte blutreinigende Frühlingskur der Anſtalt. So verlangte es uralte Sitte.

Zu dem ländlichen Balle, dem Maskenballe und der Theatervorſtellung wurden Honoratioren von Haut-Rive, St. Blaiſe und Neuchâtel eingeladen, darunter auch die Penſion Droz. Woher hätten wir ſonſt Tänzer nehmen ſollen? Da war ich denn mit den blonden Zwillingen trefflich verſorgt. Sie wechſelten in ihrer Verehrung hübſch brüderlich ab. Trat der Eine athemlos mit mir vom Tanz zurück, ſo ſtand ſchon der Andere vor mir und forderte mich mit ſeinem ſchönſten Compliment zum Tanz auf. Ich aber habe nie gelernt, ſie von einander zu unterſcheiden. So ähnlich ſahen ſie ſich und ſo wenig gefährlich waren ſie meinem kleinen Herzen. Unvergeßlich ſind mir aber die wunderlichen Bockſprünge, die ein anderer junger Tänzer machte — bis er plötzlich bitterlich an zu weinen fing. Der arme Junge hatte neue, zu enge Stiefel an und litt beim Tanzen die furchtbarſten Qualen. Ich traf ihn nach Jahren als Informator in einem fürſtlichen Hauſe in Petersburg auf einem Balle wieder. Da haben wir herzlich mit einander über ſeine Tanz-Schmerzen am Neuchâteler See gelacht.

Leider beſtanden die Honoratioren von Haute-Rive faſt nur aus alten Jungfern mit fuchſigen Perrücken, ſpitzen Naſen, noch ſpitzeren frommen Zungen, prunkendem Silberzeug und dem ſchäbigſten Geiz. Die fuchſigſte, ſpitzigſte, tugendſtolzeſte und filzigſte war eine Mlle. Beuter, die ſich für die glänzenden Feſte unſerer Penſion nur alljährlich mit einem mageren goûter von dünnſtem Milchkaffee, uraltem Zwieback, ſaurer Brodtorte und delikaten Honigbirnen revanchirte.

Wie liebenswürdig war dagegen die Familie des Baron von Cofran, die ein freundliches Häuschen am See bewohnte, — und wie liebreizend die ſiebenzehnjährige Tochter Conſtanze! Man nannte ſie und Conſtanze Guyot nur ſtets: les belles Constances — la belle Blonde et la belle Brune! Welche von Beiden den Preis der Schönheit verdiente, darüber waren die Urtheile ſo verſchieden, wie ihre Schönheiten.

La belle Brune habe ich ſchon zu zeichnen verſucht. Conſtanze von Cofran hatte dagegen eine Fülle goldener Locken, tiefblaue Augen und das holdſeligſte Roſengeſicht. Sie war von unbeſchreiblicher Anmuth und Lieblichkeit, daß ich ſie ſchon beim erſten Sehen auf unſerem kleinen Balle mit leuchtenden Augen verfolgte. Bald hatte ſie meine ſtumme Anbetung bemerkt. Sie lächelte, zog mich in ihre Arme und küßte mich zärtlich — da hatte ſie mein kleines leidenſchaftliches Herz im Sturm gefangen genommen — für immer.

Ich erhielt Erlaubniß, la belle Blonde und ihre Eltern Sonntags zuweilen in dem freundlichen Häuschen am See zu beſuchen. Wir muſicirten und laſen mit einander. In der Penſion war nur eine Unterhaltungs-Lectüre erlaubt: Paul et Virginie! Die wußten wir längſt auswendig. Häufig kam auch Conſtanze's Bruder, der in Neuchâtel als Offizier ſtand, mit Bruder Louis heraus und dann machten

wir weite fröhliche Spaziergänge, kleine Waſſerfahrten auf dem See und Abends nach den altmodiſchen Ländlern der Baronin ein Täuzchen.

Von meiner Mutter hatte ich zu einer weichen wehmüthigen Melodie ein altes Volkslied ſingen gelernt, ohne es noch recht zu verſtehn. Das war auch Conſtanze's Lieblingslied geworden und ich mußte es ihr oft ſingen:

Ich hört' ein Sichelein rauſchen,
Wohl rauſchen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen:
Sie hätt' ihren Schatz verlor'n!

„Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen,
Ich acht' nit, wie es geh';
Hab' mir einen Bulen erworben
In Veiel und grünem Klee!"

„Haſt Du einen Bulen erworben
In Veiel und grünem Klee,
So ſteh ich hie alleine,
Thut meinem Herzen weh."

Laß rauſchen das Sichelein, rauſchen,
Und klingen durch das Korn!
Ich weiß ein Maidlein trauren,
Hat ihren Bulen verlor'n.

Dann hatte Conſtanze gerade ſo liebe traurige Augen, wie meine theure Stella.

Warum aber blickte la belle Blonde immer ſo kalt, ſo ſtolz, ja hochmüthig — warum klang ihre Stimme ſo laut und ſcharf, wenn ſie der belle Brune gegenüberſtand? Und warum ſuchte dieſe, die kalten, ſtolzen, ſcharfen Blicke und Augen erwidernd, ſie womöglich noch an Kälte und Schärfe zu überbieten? Dieſe beiden wunderholden Mädchenbilder!

Die fuchſigen Perrücken und ſpitzen alten Jungferzungen am See wußten darauf die flinkſten und niederſchmetterndſten Antworten zu geben: „Die beiden Conſtanzen ſind eiferſüchtig

auf einander. Jede will die ſchönſte, die gefeiertſte ſein und den reichſten und vornehmſten Mann erobern ... Beide ſind arm. Und es gibt hier ſo ſelten einen Goldfiſch zu angeln ... Doch Hochmuth kommt vor dem Fall und Schönheit bringt Unglück!"

Dieſe nichtswürdigen frömmelnden Klatſchzungen! Und wie hatte ihnen die köſtliche Fliedermilch mit Eierſchnee auf unſerem Balle geſchmeckt! Wenn aber — dachte ich boshaft weiter — nach Eurer Schönheitslehre, Ihr alten Fuchsperrücken, umgekehrt Häßlichkeit Glück bringt — da müßt Ihr die glücklichſten Menſchenkinder von der Welt ſein!

Am Johannistage machten wir dann unſere großartige Waſſerpartie auf dem Bieler See nach der Petersinſel. Auch die blonde Conſtanze nahm Theil. Obgleich wir von Jean Jaques Rouſſeau ſpottwenig wußten, ſo wurde doch das Häuschen, in dem der „Verfaſſer des Emile", von religiöſem Fanatismus aus ſeiner Vaterſtadt Genf vertrieben, 3 Monate lang ein freundliches Aſyl gefunden — und die ganze Inſel, unter deren Bäumen er gedichtet, componirt und botaniſirt hatte, mit ehrfurchtsvoller Scheu in Augenſchein genommen.

Die Petersinſel beſteht nur aus einem einzigen Berge, mit Wein und Maulbeeren bepflanzt. In der Nähe iſt die kleinere „Kaninchencinſel". — Die Stube, in der Jean Jaques gehauſt, ſah recht armſelig aus und wurde 1820 von einer — Magd bewohnt. Die ſchwärzlich grauen Wände waren mit unzähligen Inſchriften bekritzelt und beſchmiert. Unter dem Fenſter ſtand ein uralter Maulbeerbaum am Spalier.

Noch mehr aber beſchäftigte unſere jugendliche Phantaſie ein einſames Grab, das ein ſpleeniger engliſcher Lord aus purer Bewunderung für Jean Jaques Rouſſeau ſich durch ein Vermächtniß von 2000 Pfund auf der Petersinſel erworben hatte. — Wie ſtolz war Miß Encore auf dieſen Landsmann.

Dann wanden wir uns aus denſelben leuchtenden Blumen, die der berühmte Todte einſt zwiſchen Löſchpapier getrocknet und klaſſifizirt und beſchrieben hatte, Kränze fröhlichen Lebens, ſchmückten uns damit die Locken und ſpielten und tanzten und ſangen.

Als wir aber gegen Abend ſingend die Heimfahrt angetreten hatten, überfiel uns mitten auf dem See une bourrasque — jener plötzliche heftige Wirbelwind, der den Bieler und Neuchâteler Seen eigenthümlich iſt und ſchon ſo viel Menſchenleben gekoſtet hat. Unſer Schiff ſchwankte und wirbelte hin und her. Schäumende Wellen ſchlugen über Bord und hatten unſere leichten weißen Kleider ſchnell durchnäßt. Alles ſchrie und weinte durcheinander: „Nous faisons naufrage! — Je me meurs! — Nous sont perdu! — O ma mère! — Prions Dieu! — Dites une prière à la Sainte Vierge! — Sancta Virgo ora pro nobis! . . .“

Auf das ſtrenge Geheiß der Schiffer mußten wir auf dem Schiffsboden niederkauern und durften uns nicht rühren. Ich ſchlang meine Arme um die blonde Conſtanze und weinte bitterlich: „O meine arme Mutter, was ſoll aus ihr werden, wenn ich jetzt ſterben muß?“ Und dann betete ich all' meine deutſchen Kindergebete leiſe vor mich hin, die ich einſt von der Mutter und Großmutter gelernt hatte — vom „Abba, lieber Vater“ an, bis zu dem längſten Geſangbuchliede.

Conſtanze aber ſaß da ſo marmorblaß, mit weit offenen ſtarren Augen und zuckenden bläulichen Lippen, die kleinen Hände im Schooße geballt.

„Dieu nous protégera! Prions ensemble, ma chère Constance!“ bat ich.

Ueber ihr ſchönes Geſicht aber flog es wie eiſiger Hohn und ſie ſagte: „Ich kann nicht beten, kann nicht weinen. Möge der See mich verſchlingen. Dann iſt's doch auf ein Mal aus — dies armſelige freudloſe Leben . . .“

„Arm und freudlos? Du ſo ſchön und geliebt von Deinen Eltern, Deinem Bruder, mir . . .“

„Und bei all' dieſer Schönheit und Liebe würde ich eine alte, häßliche, lächerliche Jungfer werden, wie Mademoiſelle Beuter und die andern armen einſamen Weſen hier am See — weil ich arm bin! O, wäre ich reich! Da möchte ich leben — draußen in der vornehmen, glänzenden Welt — unhuldigt — glücklich! Dann wollte ich beten und danken! Wozu jetzt? Haſt Du wohl geſehen, wie der wallachiſche Fürſt auf der Petersinſel der belle Brune ſo ſchön that und wie ſie mit ihm kokettirte? Für mich hatte er kein Auge . . .“

Ich bekam förmlich Furcht vor dieſer ſchönen, läſternden Conſtanze. Ich zog meinen umſchlingenden Arm zurück und ſagte: „Das iſt gottlos, Conſtanze! Dafür muß der liebe Gott Dich ſtrafen. Meine Mutter iſt noch viel ärmer, als Du, und hat drei Kinder zu erziehen und iſt doch immer gottergeben. Ich aber will für Dich mitbeten, Conſtanze, daß der liebe Gott uns nicht ertrinken läßt. Das wäre doch ſehr traurig, ſo jung ſchon ſterben zu müſſen!“ — und ich fing mein Abba wieder inbrünſtig von vorn an. Und nach und nach löſten ſich die ſchönen ſtarren Marmorzüge in Thränen und Schluchzen auf. Conſtanze ſchloß mich leidenſchaftlich in ihre Arme und miſchte ihre franzöſiſchen Gebete in meine deutſchen . . .

Bald hörte die bourrasque eben ſo plötzlich auf, wie ſie gekommen war. Naß wie gebadete Kätzchen langten wir zu Hauſe an und mußten ſogleich in's Bett kriechen und unendlichen Fliederthee trinken.

An unſere herbſtliche Fahrt nach Locle kann ich nicht ohne Thränen denken, obgleich wir damals ſo vergnügt waren. Meine liebe holde fröhliche Virginie und ich! Sie hatte ſchon oft dieſe unterirdiſchen ſchauerlichen Mühlen

beſucht. Es machte ihr ſo große Freude, mich jetzt führen und überraſchen zu können. An ihrer Hand trat ich, während Conſtanze Guyot mit den übrigen Penſionärinnen noch in der trefflichen Erziehungsanſtalt der Demoiſelle Calame für arme Mädchen weilte, in die wild zerklüfteten Felſen und ſtieg aus dem Mühlenhauſe ſchauernd die ſchlüpfrigen Stufen der ſchmalen Treppe hinab. Wie dunkel Alles rings umher! Nur wenige Laternen leuchteten aus der Tiefe herauf. Wie das rauſcht und brauſt und toſt! Ein feiner Staubregen hüllt uns ein. Jetzt erſt erkennt das Auge ein rieſiges Mühlrad, über das ſchäumendes Waſſer niederſtürzt. Das iſt die Bieds, ein wilder Bergſtrom, der das lange enge Locletha durchbrauſt und durch die von beiden Seiten niederrieſelnden Felſenquellen zum reißenden Gewäſſer anwächſt. Wie oft hat die Bieds das romantiſche Thal verwüſtet, bis Menſchenkunſt und Menſchenkraft ihr durch die Felſen einen 800 Fuß langen unterirdiſchen Abflußkanal ſchufen ... Und hier ſtürzt das ſo eingedämmte wilde Waſſer mit furchtbarer Gewalt in eine finſtergähnende, unergründliche Tiefe hinab ... Aber Menſchengeiſt und Menſchenhand hatten noch kein Genüge daran, den verheerenden Bergſtrom bezwungen und unſchädlich gemacht zu haben. Er ſollte ihnen auch noch dienſtbar werden und arbeiten — erwerben helfen. So bauten ſie mit unheimlicher Kunſt in dieſen Schlund hinab vier unterirdiſche Mühlen — ſenkrecht unter einander, wozu die Mühlräume in die Felſen geſprengt werden mußten. Mehr als 200 Stufen, durch ein niedriges Geländer geſchützt, führen von Mühle zu Mühle in die Tiefe hinab ... Ganz unten rauſcht das unerſchöpfliche Waſſer über zwei rieſige Mühlräder ...

Anfangs zitternd, dann immer muthiger folgte ich Virginie hinunter. Sie war ein echtes friſches Kind der Schweizer Berge und wußte nichts von Angſt und Schwindel. Sie

lachte so hell in das Brausen hinein und zündete große Papierblätter an und ließ sie auf dem vom Wasserſturz erzeugten ſchnellen Luftzuge hinabfliegen, daß die Waſſerſtäubchen in dem rothen Licht erglühten . . .

„Wie Rubinen!“ ſagte ich.

„Wie Blutstropfen!“ ſagte Virginie. — „Der Menſch, der hier hinabſtürzt, wird von den Mühlrädern zerſchmettert — und unten verſchlingt ihn das ziſchende Waſſer und führt ihn in unterirdiſche Felſenklüfte mit ſich fort und Niemand ſieht und hört wieder etwas von ihm . . .“

Das Wort durchſchauerte mich, daß ich angſtvoll aufſchrie. Ich mußte mich auf die naſſen Treppenſtufen ſetzen und mit beiden Armen an die Brüſtung klammern, ſonſt wäre ich wohl aus lauter Furcht vor dem Hinunterſtürzen, vom Schwindel erfaßt, hinabgeglitten. Virginie umarmte und küßte mich und ſagte: „Lina, ich bin ja bei Dir! Wie könnte Dir Etwas geſchehen!

„Aber Dir ſelber, Virginie! Komm, laß uns wieder hinaufgehen!“

„Mir?“ lachte ſie ſo übermüthig. „Komm jetzt bis auf die letzte Stufe hinab. Dort, auf einem Vorſprunge, iſt es reizend ſchaurig, wenn die ganze Waſſermaſſe auf uns niederſtürzt.“

Mich hätte aber kein Ueberreden, kein Bitten tiefer hinabgelockt. Und ſo ſtieg auch die gute Virginie wieder mit mir an's Tageslicht hinauf. Wie athmete ich ſo leicht und froh der goldenen Sonne entgegen!

Bald kam auch Mademoiſelle Conſtanze mit der anderen Heerde an und da gab's derbe Schelte für uns, daß wir vorausgelaufen. Die Anderen durften kaum über das Geländer hinabgucken, während Mademoiſelle ſie noch dazu hinten am Rock feſthielt.

„Siehſt Du, Linchen, das wußte ich ja!“ kicherte Virginie. — „Wie gut wir es gehabt haben!“

Dann kletterten wir den 700 Fuß hohen Cul des Roches hinauf und schauten von dort oben wie durch ein Felsenthor in die weite sonnige Ferne hinaus — weit nach Frankreich hinein.

Zum Schluß wurde natürlich auf dem ersten besten freien Platze ein lustiges Tänzchen gemacht. Ohne das keine rechte Landparthie für junge Pensionsschülerinnen!

Wie würden wir aber erst gejubelt haben, wenn uns damals ein Gott vorhergesagt hätte: „Virginie und Lina, nach 10 Jahren werdet Ihr mit einander wieder zu den Mühlen von Locle gehn!“

Aber er hätte nicht hinzufügen dürfen: „Verzweiflung und Tod im Herzen!“ Wir würden ihm nicht geglaubt haben. — Arme holde Virginie! —

Die Götter beweisen uns armen Sterblichen ihre größte Liebe, indem sie uns freundlich das Morgen verhüllen.

* * *

Der Sylvester-Maskenball im Institut Guyot! Ist das ein Glanz und eine Pracht und Lust! Das ehemalige Refektorium des alten Klosters ist mit Guirlanden von Tannengrün und leuchtenden Papierblumen geschmückt. Kleine mit Lichten besteckte Tannenbäumchen hängen als Kronleuchter von der Decke nieder. Unser sommerliches Orchester — der einsame blinde Geiger — ist um eine Harfe und eine Flöte vermehrt. Imposant! Alle unsere Sparbüchsen sind dazu ausgeschüttet worden.

Und welche brillante Bewirthung gab es an diesem Glanzabende der Pension Guyot! Wir präsentirten den Damen Kuchen und Mandelmilch und den Herren Punsch. Leider aber hatten wir den strengsten Befehl, selber nicht das Geringste von diesem Nektar und dieser Ambrosia zu versuchen! Denn welch eine Blamage für das ganze Institut Guyot, wenn Speise und Trank für die geladenen Gäste

nicht reichte! Alles, was übrig bliebe, ſollte uns nach dem Feſt entſchädigen! Als ob die glückliche Penſion Droz je das Geringſte übrig ließe! Und wie appetitlich ſtachen uns Kuchen und Mandelmilch in die Augen und wie köſtlich duftete der Punſch unſere Näschen an! — Zur Erfriſchung in den Tanzpauſen gab es für uns Penſionärinnen — ſteinharte ſaure Aepfel.

Dazu der Glanz der Coſtüme! Die blonde Conſtanze ſah als Sultanin märchenhaft ſchön aus, wie eine Heldin aus Tauſend und Einer Nacht. Weißſeidene bauſchige Pantalons, blaues goldgeſticktes Röckchen, über der blendenden Chemiſe ein purpurrothes ärmelloſes und vorn offenes Jäckchen, die herrlichen blonden Zöpfe mit Perlen durchflochten, der blauweißrothe Turban von farbigen Steinen blitzend, die zierlichen Füße in blauatlaſſenen, mit Goldflittern beſetzten Stiefelchen — ich hatte nie etwas Schöneres, Prächtigeres geſehen. Und doch, wenn man la belle Brune in dem farbenleuchtenden, kleidſamen Coſtüm einer Albanerin ſah, auf den ſchwarzen Flechten das von ſilbernen Haarnadeln gehaltene weiße flache Tuch, unter dem ihr echt römiſches Profil ſich ſo ſcharf abhob und die dunklen Augen noch feuriger als ſonſt hervorglühten — ſo konnte man zweifelhaft werden, ob ihr nicht der Pariſapfel gebühre. — Virginie war der reizendſte Winter, das weiße Kleid mit Schwanen und Silberflittern beſetzt, — Miß Encore eine langweilige Schottin, — die Bernerin die ungraziöſeſte, geſchwätzigſte Zigeunerin. Natürlich fehlte es nicht an Gärtnerinnen, Schäferinnen und Bäuerinnen. Sogar die fuchſigen alten Perrücken hatten ſich glänzend herausgeputzt und mit mächtigen Florbrillen garnirt. Sie erinnerten lebhaft an Uhus.

Bruder Louis und ich erſchienen auch als Türken und hatten mit la belle Blonde ein wunderſames Pas de trois eingeübt, das wir kühnlich Pas d'Harem nannten. Der Tanz

fiel brillant aus und mußte zu meinem Entzücken ſogar auf allgemeines da capo wiederholt werden. Aber mein armſeliges Coſtüm! Das Taſchengeld hatte kaum dazu reichen wollen, daß ich mir die Prunkſtücke vom Maskenverleiher in Neuchâtel borgen konnte. Und wie mußten die von der Pracht meiner Sultanin abſtechen! Zum Ueberfluß beſtand meine vorn offene Jacke — oder Weſte, wie man's nennen will — aus jenem nichtswürdigen ſchillernden und raſſelnden Silberſtoff, der vornehm peau de serpent heißt, oder wie Balzac ſeinen Roman nennt: peau de chagrin, und der mir in der Masken-Leih-Anſtalt ganz beſonders verführeriſch in die Augen geſtochen hatte. Jetzt aber, bei der Hitze und beim Tanz, zeigte die Schlangenhaut ihre Rücken und Tücken: ſie ſchnurrte nach hinten zu bis auf ein winziges ſpitzes Schwänzlein zuſammen. Mochte ich ſie auch noch ſo oft raſſelnd wieder nach vorn zerren — kaum wirbelte ich mit meinen blonden Droz'ſchen Zwillingen, die als engliſche Matroſen allerliebſt und einander noch mehr zum Verwechſeln ähnlich ausſahen, im geflügelten Schottiſch dahin ... ſchwirr! und das Schwänzlein ſaß wieder hinten. — Die übrigen jungen Herren von Monſieur Droz ſtellten ein glänzendes Tänzer-Contingent an Banditen, Spaniern, Schornſteinfegern, Müllern, Mohren, Kartenkönigen und anderen Maskenball-Sternen.

Wer aber war jener prächtige ſtolze Maltheſerritter? Das ſchwarze Sammetcoſtüm mit der goldenen Kette und dem weißen Stern ſtand ſeiner ſchlanken Figur zu dem dunklen Haar und Schnurrbärtchen und den blitzenden ſchwarzen Augen ſo elegant und vornehm.

Unſere Berner Zigeunerin, die im Spioniren ſtets ein ſeltenes Talent und einen noch größeren Eifer entwickelte, wußte bald die große Neuigkeit zu erzählen: „Es iſt der Marquis de Bivière aus Paris, furchtbar reich, und von

dem Lieutenant de Cofran, dem Bruder der blonden Conſtanze, eingeführt und vielleicht ein Freier. Seht nur, wie ſchön er mit la belle Blonde thut und wie ſie mit ihm kokettirt — und wie unſere braune Conſtanze ſchier vor Neid platzen möchte . . .“

Aber ſchon den nächſten Tanz walzte der Maltheſer mit la belle Brune und flüſterte ihr feurig in die kleinen Ohren, daß ihr Geſicht glühte und ſtrahlte und ihr Auge triumphirende Blitze zu der armen blonden Conſtanze hinüberſchoß. Die ſaß ſo blaß und finſter da und kaute an der Unterlippe und gab dem kleinen Kartenkönige, ihrem Tänzer, die biſſigſten Antworten — und wenn ihr Blick die braune Conſtanze hätte durchbohren können, er hätte es ſicher gethan.

So ging das gefährliche Spiel der Coquetterie, des Triumphes, der Eiferſucht, des Neides den ganzen Abend zwiſchen den beiden Conſtanzen hinüber und herüber, denn der Marquis vertheilte ſein Courmachen ziemlich gleichmäßig zwiſchen ihnen. Für uns junge Backfiſchlein hatte er keinen Tanz, kein Wort. Das rührte uns wenig, da wir ja heut Abend andere Tänzer in Hülle und Fülle hatten.

Welche Conſtanze wird aber den Sieg — den Bräutigam davon tragen? Das beſchäftigte uns noch lange. Monsieur le Marquis machte in den Häuſern der beiden Conſtanzen Viſite und beiden fortgeſetzt die Cour. Wir hörten auch, daß er beabſichtige, ſich ganz am See niederzulaſſen — und ſpekulirten ſchon auf eine baldige glänzende Hochzeit.

Zunächſt aber hatte uns — und mich beſonders — ein anderes Intereſſe ganz gefangen genommen: unſer Komödienſpiel um Faſtnacht. Mit verdoppeltem Eifer übte ich mich im Franzöſiſchen, um nicht wegen ſchlechten Accents am Ende vom Mitſpielen ausgeſchloſſen zu werden . . .

Und ich wurde reichlich belohnt. Ich durfte in dem kleinen einaktigen Stück: „Les cerises“ einen Bauernburſchen

in weißen Höschen und schwarzer Sammetjacke mit silbernen Knöpfen — und in dem dreiaktigen Moralstück der Gräfin Genlis: „La rosière“ den alten siebenzigjährigen Pfarrer in schneeweißer Zopfperrücke spielen, weil keine von den anderen Pensionärinnen so alt erscheinen wollte.

Meine theure Virginie war das holdeste, rosigste Rosenmädchen! Ich sehe sie in ihrem weißen Kleidchen mit rosa Schleifen, in den dunklen Locken ein Rosenkränzlein, noch heute — nach mehr als einem halben Jahrhundert — so lebhaft vor mir, als hätten wir erst gestern mit einander „La rosière“ gespielt — und mein altes Herz zittert und blutet . . .

An jenem glücklichen Abende zu Haute-Rive am Neuchâteler See betrat ich zum ersten Mal die Bretter, welche schon nach drei Jahren für mich die weltbedeutenden werden sollten.

Wer aber war an jenem Fastnachtabende 1820 die strahlendste unter unseren Zuschauerinnen?

Constanze v. Cofran, die bald einen reichen französischen Marquis heirathen wird . . .

Ja, la belle Blonde hatte la belle Brune vollständig aus dem Felde geschlagen. Sie war die wunderschöne, siegstrahlende Braut des Marquis de Bivière, der noch oft nach Haute-Rive zurückgekehrt war und lange zwischen beiden Constanzen gewählt und endlich doch der schönen Baronesse den Vorzug gegeben hatte . . . Bleich und finster wie ein Schatten ging unsere Constanze Guyot durch die alten Klosterräume.

Aber ich sollte nicht die Freude haben, meine blonde Constanze noch im Brautschmuck zu sehen. Die Hochzeit war auf nächste Ostern festgesetzt und schon im Herbst kehrte ich mit der Mutter nach Karlsruhe zurück, um dort zu meiner weiteren Ausbildung als Gouvernante noch Privatstunden

und Konfirmandenunterricht zu erhalten. So ſehr ich mich auch freute, jetzt wieder ganz mit der lieben Mutter zu leben, ſo floſſen doch beim Abſchied von meiner zärtlich geliebten Virginie und ihrer Mutter, von den beiden Conſtanzen, mère Guyot, der ſanften Eliſe, von allen Schulfreundinnen und Spielplätzen und ſo vielen, vielen frohen Jugendſtunden reiche Thränen . . .

Conſtanze von Cofran ſchrieb mir noch einen glückjubelnden Brief: „Bald, ma Line, wirſt Du Deine Briefe an mich „Madame la Marquise de Bivière à Paris“ adreſſiren. Von dem Glanz und der Eleganz meiner Salons ſoll ganz Paris reden. Dann lade ich Dich ein und Paris und mein Salon werden Dir den letzten Schliff der feinſten Erziehung geben. Wie mich la belle Brune dauert, obgleich ihre lächerliche Eitelkeit dieſe Demüthigung wohl verdient hat . . .“

Dann blieben die Antworten auf meine Briefe aus. Nur Virginie ſchrieb mir: „Denke Dir, Lina, der elegante Marquis de Bivière und der Bräutigam von Conſtanze von Cofran war ein gemeiner Schwindler, Kaſſier in einem großen Pariſer Bankhauſe und mit der Kaſſe durchgebrannt. Er wurde plötzlich in Neuchâtel verhaftet und wird auf die Galeere kommen. La belle Blonde iſt wie wahnſinnig und läßt ſich vor Niemandem ſehen. Ihr Bruder will ſich als Offizier nach Berlin verſetzen laſſen und Conſtanze mitnehmen. Welch ein Glück, daß die Hochzeit noch nicht war. La belle Brune dankt ihrem Schöpfer, daß er ſie vor dieſem Unglück und dieſer Schmach bewahrt hat. Sie iſt viel milder und demüthiger geworden . . .“

Dann hörte ich lange nichts mehr von der armen ſchönen blonden Conſtanze . . .

* * *

Als ich 1824 in Berlin als erſte Liebhaberin am Königſtädter Theater und dann an der Hofbühne engagirt war,

beſuchte ich gern das liebenswürdige Haus der Doctorin Rintel, der Tochter des alten Zelter. Eines Tags hörte ich hier zufällig den Namen: Hauptmann von Coſran nennen. Ich fragte näher. Es war richtig der Bruder meiner Conſtanze, der ſich in Berlin verheirathet hatte. Und Dr. Rintel war Conſtanze's — hoffnungsloſer Arzt. Er erzählte mir: „Wahnſinn darf ich ihre Krankheit nicht nennen. Es iſt mehr ein Leiden der Seele und des Herzens, als des Geiſtes. Darum haben unſere berühmteſten Irrenärzte ihre Behandlung, ihre Sturzbäder, ihre Nervenreizungen und magnetiſchen Erſchütterungen auch bald mit Achſelzucken eingeſtellt. Conſtanze hat weder Anfälle von Tobſucht, noch fixe Ideen. Irrereden kann ſie ſchon deßwegen nicht, weil ſie ſeit Jahren kein Wort ſpricht. Es iſt, als ob das ganze innere Leben in ihr erfroren — oder erſtorben ſei. Kein Augenblitz, kein Zucken, kein Lächeln, keine Thräne verräth ein Seelenleben. Der Leib iſt zum Automaten geworden, der mechaniſch aufſteht und ſchlafen geht — ißt und trinkt, wenn ihre Umgebung ſie dazu nöthigt. Wie viel möchte ich geben um eine einzige kleine Thräne aus dieſen ſchönen Augen! Sie wäre ein Thautropfen auf dies erſtarrte Herz und — wir dürften hoffen. Ein heißer, tief aus dem Herzen herauf quellender Thränenſtrom — — und Conſtanze wäre gerettet . . .“

Ich war tief erſchüttert. „Darf ich meine unglückliche Jugendfreundin ſehen?“ fragte ich weinend.

„Gewiß! Ihr Kommen — Ihre Erſcheinung wird leider gar keinen Eindruck auf ſie machen. Sie wird durch kein Augenzucken verrathen, daß Sie von ihr erkannt ſind!“

„Und ſie hat mich doch einſt ſo lieb gehabt! Wenn ich ſie aber anrede und an die alten glücklichen Zeiten erinnere, ehe jener Elende kam — an hundert fröhliche Einzelheiten . . .“

„So wird's grade so viel sein, als ob Sie diese Wand hier anreden. Natürlich haben wir das Alles schon versucht. Ohne den geringsten Erfolg!"

„Und wie gern hat sie mit mir einst musicirt und gesungen . . ."

„Halt!" rief der Doctor plötzlich wie elektrisirt. „Musicirt! Gesungen! Das müssen Sie mir genauer erzählen . . . Musicirt! Gesungen! Hm! Hm! Daran hat noch Niemand gedacht. Es käme ja auf einen Versuch an . . ."

Und ich erzählte den ganzen Abend von jenen fröhlichen Tagen am Neuchâteler See . . . Der Doctor unterbrach mich oft mit Fragen. Selbst der kleinste Zug, der in Verbindung mit Constanze stand, hatte Interesse für den Arzt. Als ich geendet hatte, saß er lange nachdenklich in seinem Lederstuhl da, die Augen mit der Hand beschattet . . . Plötzlich zuckte er auf: „Bitte, singen Sie mir Constanze's Lieblingslied!"

Ich sang unter quellenden Thränen:

„Ich hört' ein Sichelein rauschen . . ."

„Gut — sehr gut!" Und des alten Doctors Auge schimmerte feucht. „Ich danke Ihnen. Das geht zu Herzen. Für heute gute Nacht! Ich habe noch in meiner Studirstube zu thun — zu lesen — nachzudenken. Morgen nach der Probe komme ich zu Ihnen und hole Sie ab zu Constanze. Aber, bitte, kleiden Sie sich dann möglichst genau so, wie damals am Neuchâteler See bei Ihren ländlichen Festen. Besondere Sorgfalt wenden Sie auf Ihr Haar, daß Sie jenem Linchen vor drei Jahren ja recht ähnlich sehen. Und dann: mit Gott!"

Das Herz bebte und blutete mir, als ich in des Doctors Wagen mit ihm am andern Mittag nach der Wohnung des Hauptmanns von Cofran draußen vor dem Potsdamer Thor fuhr. Ich trug ein einfaches weißes Mousselinkleid mit

grünem Gürtel, wie ich es für meine „Schwäbin in Berlin“ auf der Bühne gebrauchte, einen runden Strohhut und das Haar in kunſtloſen Locken gerade ſo geordnet, wie einſt am Neuchâteler See.

Das kleine Haus lag ſo ſtill in einem Garten da, faſt verſteckt unter alten Bäumen. Herzlich, aber voll tiefer Trauer in dem einſt ſo ſonnigen Geſicht, begrüßte der Baron ſeine kleine Tänzerin aus fröhlichen Tagen, und führte mich zu ſeiner jungen Frau, einer ſanften, ſchönen Dame. Ja, wer hätte damals ſolch Wiederſehn geahnt!

Der Doctor mahnte an meine Miſſion. Zitternd, faſt athemlos, mit ſtockendem Herzſchlag folgte ich ihm vor ein nach hinten hinausgelegenes Gemach mit einer gepolſterten Doppelthür, wie man ſie zum Dämpfen jedes Geräuſches in Kranken- und Irrenanſtalten findet. „Muth! Muth! es gilt edler Menſchen Glück!“ — und der Doctor ſchob mich durch die leiſe geöffneten Thüren in ein dämmriges Gemach. Die faſt an die Fenſter rauſchenden Linden ließen nur ein mildes träumeriſches Licht einſtrömen. Auf ihrem Bett ſaß eine hagere Geſtalt in weißem faltigen Nachtgewande, die wachsbleichen abgezehrten Hände müde im Schooße ruhend, die einſt ſo ſtrahlend ſchönen blauen Augen ſtarr, wie erſtorben auf mich gerichtet. Die früher ſo üppigen goldenen Locken waren abgeſchnitten und ringelten ſich nur kurz und dünn um die alabaſterne Stirn und die eingeſunkenen Schläfen. Die farbloſen Wangen ſo welk, um den verblaßten Mund ein harter, böſer Zug. So fand ich la belle Blonde wieder. Kein Blick, kein Lächeln deutete an, daß Conſtanze mich erkenne.

„Conſtanze — meine geliebte Conſtanze!“ — ſagte ich auf Franzöſiſch, mit zitternder, thränenerſtickter Stimme — „kennſt Du denn Deine kleine Lina nicht mehr? Und doch waren wir einſt ſo fröhlich miteinander an Deinem ſchönen

Neuchâteler See und haben mit einander geſcherzt und geſungen, getanzt und Komödie geſpielt — und wie oft haſt Du mich zärtlich geküßt und mir geſagt, daß Du mich lieb hätteſt — — und heute gar nicht mehr?“

Keine Wimper zuckte — keine Lippe, keine Hand bewegte ſich. Die Knie wollten mir brechen. Mich packte unſägliches Grauen vor dieſer ſchönen — athmenden Leiche und drohte mich in die Flucht zu treiben. Aber nie geahntes Mitleid hielt mich feſt.

„Conſtanze, muß ich Dich denn an unſere Waſſerfahrt nach der Inſel St. Pierre erinnern und wie der ſtürmende See uns faſt verſchlungen hätte und wie ich weinend in Deinen Armen lag und wir mit einander beteten und ich Dir meine deutſchen Kindergebete lehrte? Bete ſie noch ein Mal mit mir, liebe Conſtanze, damit ich ſehe, daß Du ſie nicht vergeſſen haſt!“

Und ich kniete vor ihr nieder und nahm ihre naßkalten willenloſen Hände in meine gefalteten fieberheißen und betete ſo recht inbrünſtig:

„Abba! lieber Vater erbarme Dich über mich kleines Kind — Amen!“

War's da nicht, als bewegten ſich leiſe, wie innerlich nachſprechend, die herben Lippen und ihre Hände zitterten in den meinen und die Starrheit im Auge, im Geſicht, in allen Gliedern löſte ſich ſacht?

Aber kein Wort glitt über dieſe Lippen. Nur mein Weinen klang durch das Gemach.

„Und meine deutſchen Volkslieder, liebe Conſtanze — wie oft habe ich ſie Dir ſingen müſſen und wie liebteſt Du ſie! Die haſt Du gewiß lange nicht mehr gehört. Soll ich Dir Dein Lieblingslied ſingen?“

War das nicht ein leiſes Nicken ihres Kopfes?

Und ich ſang – erſt leiſe, undeutlich, mit von Schluchzen

erſtickter Stimme — dann immer heller, inniger — mit ſtrömender Leidenſchaft:

„Ich hört ein Sichelein rauſchen,
Wohl rauſchen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen,
Sie hätt' ihren Schatz verlorn . . ."

Da — ja, da lief ein Zittern durch alle ihre Glieder und ein leiſes Aechzen, Stöhnen rang ſich aus ihrer Bruſt empor. Die Lippen ſchluchzten und aus den ſtarren Augen dämmerte es feucht und weich herauf . . .

Als ich den Schlußvers ſang:

„Laß rauſchen das Sichelein rauſchen,
Und klingen durch das Korn!
Ich weiß ein Maidlein trauren,
Hat ihren Buln verlorn!"

— da rannen zwei große Thränen blitzend die zitternden Wangen nieder . . .

Länger hielt ich mich nicht. Leidenſchaftlich, ſchluchzend, jubelnd ſprang ich auf und warf mich an Conſtanze's Bruſt, ſie glühend umſchlingend. Mit welcher Wonne fühlte ich ihre Thränen auf meine Wangen niedertropfen, immer heißer, immer reicher — — und dann umſchlangen auch mich ihre Arme und ich hörte ihre alte ſüße Stimme wieder: „Ma Line — chère petite amie — ma bien aimée — Dieu est juste! Dieu est clément — miséricordieux!"

. . . Conſtanze war aus ihrem ſtarren, eiſigen Weh erwacht — gerettet.

Im nächſten Frühjahr kehrte ſie zu den alten Eltern an den Neuchâteler See zurück, ſich ganz deren liebevoller Pflege widmend.

Nach Jahren werden auch wir, lieber Leſer, uns dort wieder begegnen — — und der armen holden Virginie.

5. Erste Fäden zum Netz.

Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahrlang in's Ungewiſſe hinab.

Hölderlin.

Doch meine Feder iſt dem Leben vorausgeeilt. Ich muß zurückkehren in die Tage der Kindheit.

Im Frühjahr 1821 war meine Mutter an den Neuchâteler See gekommen, um in der Nähe ihrer Kinder zu leben. Sie wohnte bei Virginiens Mutter, der guten Pfarrerswittwe zu St. Blaiſe. Von hier aus ſchrieb ſie an die Kouſine Luiſe Becker, die inzwiſchen den Kaufmann Leopold in Hamburg geheirathet hatte:

„Könnte ich Dir, liebe Luiſe, doch mündlich erzählen, wie mich das Wiederſehen meiner Kinder beglückt hat! Nun ſind ſie groß und beinahe erzogen. Wie viel Wonne und Beruhigung gibt dieſer Gedanke dem Mutterherzen! Ich kann Gott nicht genug danken, daß ſie — ſeit 12 Jahren vaterlos — doch gut und brav geworden ſind und mir alle Freude machen. Wie manchen Schmerz hat mein Herz in dieſen Jahren empfunden, wie manche Sorge meinen Geiſt niedergedrückt, und wie dankbar darf ich jetzt der Vorſehung ſein, daß ſie mich durch meine guten Kinder ſo reich belohnt. Louis iſt in dieſem Jahre, ſeit ich ihn nicht ſah, ſo gewachſen und ein ſo gebildeter und geſchickter Menſch geworden, daß ich ganz erſtaunt vor ihm ſtand. Auch Lina iſt groß und

ſtark und von blühender Geſundheit. Ihre Naſe, die ihr in der Kindheit den Beinamen „Großnaſe“ nicht mit Unrecht eintrug, iſt zum Glück im Wachsthum zurückgeblieben, ſo daß ſelbſt die Mutter Linchen ein recht hübſches, angenehmes Mädchen nennen darf. Sie hat dies Jahr ſehr gut angewendet, ſpricht fließend und wohlklingend Franzöſiſch, iſt in der Muſik die beſte in der Penſion und auch ſonſt ſichtbar fortgeſchritten. Dabei iſt ſie noch immer dieſelbe lebensfrohe vergnügte Seele und die natürliche gute Lina mit dem reinſten kindlichen Sinn, wie früher; nichts Gezwungenes und Affektirtes iſt in ihr und an ihr. Die Noten, die Du mir für ſie mitgegeben haſt, haben ihr unendliche Freude gemacht. Sie ſpielte ſie gleich vom Blatt. Die herrliche Polonaiſe und der Hamburger Walzer ſind die Lieblinge der jungen Tanzluſtigen geworden. Ich bin hier an dem wunderſchönen See mit großer Liebe aufgenommen und die guten zuvorkommenden Schweizer geben ſich alle Mühe, mir den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Ich bin faſt jeden Abend in der beſten Geſellſchaft. Bei gutem Wetter in den ſchönſten Gärten mit der entzückenden Ausſicht auf den See und die Alpen; da wird dann geſungen und Gnitarre geſpielt und die Jugend treibt allerlei Kurzweil. Oder es wird bei ungünſtiger Witterung im Zimmer Whiſt geſpielt und nach dem Klavier getanzt. Jede Woche habe ich die Freude, Louis und Lina zwei Mal bei mir zu ſehen.

Als ich mit Lina über ihre Zukunft als Gouvernante ſprach und ihr ſanft und ernſt alle Gründe wiederholte, die Du, geliebte Luiſe, und ich ſo oft dafür erwogen haben, — da brach wohl noch ein Thränlein hervor, weil ſie ihrer vergötterten Bühne entſagen muß — aber ſie ſchluckte die Thränen ſchnell hinab und umarmte und küßte mich zärtlich und verſprach, die letzten Monate hier mit doppeltem Fleiße zu lernen, um in der Welt recht nützlich werden zu können.

Sie möchte recht viel leiſten, um mir und den Brüdern nur Freude zu machen und dereinſt hülfreich zu ſein. Ich freue mich innig, daß dies vierzehnjährige Mädchen einen ſo ernſten guten Willen und den Muth und die Kraft der Entſagung zeigt. Denn wie ſchwer es ihr wird, auf die Bühne zu verzichten, merke ich aus vielen kleinen Zügen. So bat ſie mich verſchämt, mir doch von Conſtanze von Cofran und Guyot's und von meiner guten Pfarrerin erzählen zu laſſen: ob ſie bei der letzten Komödie „La Rosière“ von Md. de Genlis den weißhaarigen Kuré nicht brav geſpielt habe! — Und merkwürdig: Alle ſtimmen darin überein, daß der alte franzöſiſche Pfarrer eine ganz wunderbare Charakterleiſtung für ein ſo junges Mädchen geweſen ſei . . .“

Und ſo ſteuerte ich denn mit Ernſt und Eifer auf die gelehrte Gouvernante los. Als ich im Herbſt mit der Mutter nach Karlsruhe zurückgekehrt war, nahm ich meine Klavierſtunden bei Muſikdirektor Marx wieder auf und ſchon im nächſten Winter ſpielte ich Mozarts D-moll-Konzert mit Orcheſter in der Karlsruher Muſeums-Geſellſchaft — ſo erfolgreich, daß die Mutter von aller Welt beſtürmt wurde, mich zur Klavier-Virtuoſin ausbilden zu laſſen. Aber woher die Mittel nehmen? Die arme Mutter war damals von neuen Sorgen tief niedergebeugt. Ihre ältere Stiefſchweſter in Eiſenach hatte einen Prozeß gegen ſie angeſtrengt: die Mutter ſollte ihr vom väterlichen Vermögen 12,000 Thaler herauszahlen, welche wir von der Großmutter geerbt hatten! — Verlor die Mutter dieſen Prozeß, ſo waren wir Bettler, denn vielleicht durfte die Stiefſchweſter auch noch Beſchlag auf die Wittwen-Penſion der Mutter legen. Was dann?

Ich dachte allen Ernſtes daran: es würde mir nichts Anderes übrig bleiben, als mit der Mutter dichtumſchlungen in den Rhein zu gehn.

Unſere traurige Lage ſchildert am deutlichſten ein Brief der Mutter. Sie ſchreibt am 8. Mai 1822 an die Kouſine Luiſe Leopold nach Hamburg:

„Mein Herz allein kann mich freiſprechen, daß ich ſo viele Wochen vergehen laſſen konnte, ohne Dir zu ſchreiben. Wenn Du wüßteſt, wie verzweiflungsvoll ich dieſe Zeit verlebte, ſo müßteſt Du mir danken, daß ich Dir nicht in ſolcher Stimmung ſchrieb. Ich hätte Dein Leben ja nur trüben können. Endlich ſcheint auch mir die Sonne wieder freundlich zu leuchten! Geſtern habe ich vom Hofgericht in aller Form Rechtens die Entſcheidung erhalten: daß ich auch in zweiter Inſtanz meinen Prozeß gewonnen habe. Schwerlich wird die Stiefſchweſter an die dritte Inſtanz gehen.

Ich habe inzwiſchen auch die Zuſicherung bekommen, daß ich drei Jahre hindurch meine Penſion außer Landes verzehren darf, und nun erwarte ich von Dir, liebe Luiſe, und von Deinem guten Leopold Nachricht: ob es Euch nicht gereut, mich und Lina nach Hamburg einzuladen? Werden wir Euch keine Sorgen und Laſten machen? Prüfe Dich, gute Luiſe, berechne Alles mit Deinem Leopold und ſchreibe mir aufrichtig: wie viel Logis, Holz und Koſt für Lina und mich ausmachen! Dann kann ich hier mit frohem Muth Alles ordnen und im Herbſt mit Lina zu Dir eilen.

Mein Louis iſt jetzt auch hier und ich bin ſehr mit ihm zufrieden. Aber alle Mühe, die ich mir gebe, ihn zu beſtimmen, daß er dem Kaufmannsſtande entſage und hier eine Staats-Anſtellung ſuche, iſt vergeblich. Sollte nun in Hamburg für ihn keine Ausſicht als Kaufmann ſein, ſo will ich an meinen Neven Chriſtian Stockmar nach London ſchreiben und ihn bitten, dort für Louis einen guten Platz zu ſuchen. Mein Neven iſt nicht mehr der Leibarzt des Prinzen Leopold von Koburg, ſondern deſſen Geſchäftsträger und Freund und von dem Könige von Sachſen in den Freiherrnſtand erhoben.

Wenn Louis nicht so fest am Kaufmannsstande hinge, wie leicht wäre es da meinem Neveu, ihn zu seinem Sekretair zu machen oder ihm zu einer andern Anstellung zu verhelfen. Aber lieber wäre es mir doch, Louis bliebe zunächst auch in Hamburg. Es würde mir schmerzlich sein, ihn so jung nach London zu schicken. Ich kenne auch meinen Neveu zu wenig und bin nicht sicher, ob er sich als väterlicher Freund gegen Louis zeigen wird. Louis ist jetzt 17 Jahre, sehr groß und stattlich und es ist die höchste Zeit, daß er sich bald selber sein Brod erwirbt. Er hat so viel gekostet und sein lebhafter Geist muß bald und viel Beschäftigung haben, wenn er glücklich werden soll . . .

Lina ist Ostern konfirmirt. Obgleich ich wegen meines unglücklichen Prozesses tausend Sorgen mit in die Kirche nahm, so war es doch einer der feierlichsten Tage meines Lebens. Lina wurde vom ersten Prediger aus 108 Mädchen, meistens aus den ersten Familien, ausgewählt, ein Gebet vor dem Abendmahl zu sprechen. Sie sagte es schön und rührend, mit tiefem Gefühl und klarster, herzbewegender kindlicher Stimme. Ueberhaupt ist es ein ungewöhnliches Mädchen. Ihr allein danke ich, daß ich nicht vor Gram gestorben bin, ihrem fröhlichen Gottvertrauen und Troste. Als Geist und Körper am Unterliegen waren, hat sie allein mich aufrecht erhalten. Möchte der Himmel sie glücklich machen. Viele trübe Stunden und Tage sind ihr schon verflossen und immer noch hat sie die Heiterkeit und den Frohsinn, wie die glücklichste Tochter. Bei allen Sorgen und Kümmernissen lernt sie fleißig fort und macht bedeutende Fortschritte. Du wirst sie in Hamburg recht lieb gewinnen. Sie wird aber nicht lange bei uns bleiben. Sie freut sich darauf, bald nützlich werden zu können und in Hamburg eine Gouvernantenstelle zu finden. Jedermann ist ihr hier gewogen. Sie konnte jetzt schon als Erzieherin zu der zehn-

jährigen Tochter des bairischen Gesandten kommen, aber sie möchte nicht allein hier bleiben, wenn ich nach Hamburg gehe. Da in Hamburg die Musik so beliebt ist, wird ihr auch dies Talent dort förderlich sein. Sie hat jetzt bei Professor Aloys Schreiber noch Unterricht, gut und schön vorzulesen. Du kennst ihre alte Neigung für die Bühne. Als nun der Prozeß mir so viel Sorgen um unsere Zukunft machte, bestürmte sie mich wieder, sie Schauspielerin werden zu lassen. Aber ihr Onkel und Pathe General Bauer in Kassel wollte es nicht zugeben. Er schrieb zurück: Eine Bauer auf der Bühne? Eher Viehmagd! Ihr Talent im Vorlesen und Deklamiren wird ihr auch in jeder andern Lage des Lebens, besonders als Gouvernante oder Musiklehrerin von Nutzen sein. Traurig wäre es, wenn dies gute Geschöpf mit dem reinen edlen Willen, ihrer Familie zu helfen, nicht glücklich würde. Doch auch auf eine mühevolle Stellung ist sie gefaßt; das Leben sei für uns ja nur eine Prüfungsstation und deßhalb würde sie auch in der schwersten Lage zufrieden bleiben und ihren heitern Sinn behalten. —

Ich war schon fest entschlossen, meine Pension für 8000 fl. an den Staat zu verkaufen, um aus allen Labyrinthen zu kommen, aber mein treuer Beistand, Hofgerichtsadvokat Bayer gab es nicht zu, und jetzt sehe ich ein, er hat Recht. Doch habe ich auf drei Jahre die Erlaubniß erhalten, meine Pension außer Landes zu verzehren . . .“

Am 2. Juni 1822 heißt's in einem Briefe der Mutter an die Kousine Luise Leopold:

„Unbeschreiblich hat mich Dein liebes Schreiben erfreut; wie gut seid Ihr Beide, daß Ihr Eure Einladung an mich und Lina nach Hamburg so liebevoll wiederholt! Ich bin überzeugt: bei Euch werde ich erst wieder ganz glücklich und zufrieden, wenn auch meine Kinder versorgt sind. Nach

nichts Anderem ſehnt ſich mein Herz. Die Welt hat ſonſt für mich keine Freuden mehr. Die vielen und ſo herben Schmerzen ſeit Bauer's Tode haben mich um 30 Jahre älter gemacht . . .

Geſtern erhielt ich einen Brief von meinem Bruder Johann, Juſtizamtmann in Rodach bei Koburg. Deſſen älteſter Sohn Chriſtian . . . vom Könige von Sachſen in den Freiherrnſtand erhoben, iſt ſeit vergangenem Auguſt mit ſeiner Couſine Fanny Sommer, einer einzigen Tochter und reichen Erbin verheirathet, die nach dem Tode der Eltern 80—100,000 Thaler erbt. Er hat kürzlich mit dem Prinzen Leopold, der ihn wie einen Bruder liebt, eine Reiſe durch Italien gemacht und wird jetzt in Koburg zum Beſuche erwartet. Dahin und nach Rodach hat mein Bruder auch mich und meine Kinder eingeladen. So werde ich denn meine liebe ſchöne Heimat nach Jahren wiederſehen. Von beſonderem Werth aber iſt es mir, mit meinem Neffen Chriſtian über die Zukunft von Louis und Lina zu ſprechen. Er kann ihnen, wenn er will, in ſeiner vielvermögenden Stellung ſehr nützlich ſein . . .“

Und ſo fuhren wir denn im September 1822 zu den Verwandten nach Koburg. Dieſe Reiſe ſollte für mein ganzes Leben entſcheidend werden. In Koburg ſpannen ſich die erſten leichten goldenen Fäden an, die ſich im Wechſel der Jahre unmerklich zum verhängnißvollen Netze verſchlangen — verhängnißvoll für das arme lenzfröhliche, unſchuldsvolle Vögelein . . .

6. Der Mutter Heimat.

Wohl oft fand ich, was Aug' und Herz ergötzte,
Doch nie, was meine Heimat mir ersetzte.

Bodenstedt.

Bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in der kleinen freundlichen Residenzstadt Koburg der wohlhabende Fabrikant und Kaufmann Ernst Friedrich Stockmar. Da er für den Hof oft Geldgeschäfte besorgte, erhielt er den Titel: Landkammerrath. Der Hof war in perennirender Geldnoth, obgleich der Herzog Franz Josias von dem Fürsten Heinrich von Schwarzburg-Sondershausen, der 1758 ohne Erben gestorben war, eine reiche Erbschaft in blanken Gold- und Silberstücken gemacht hatte. Aber das viele Geld gereichte dem Koburger Hofe geradezu zum Unsegen. Man lebte gar zu flott darauf los, gewöhnte sich an allerlei Ueppigkeiten — — und dann war eines bösen Tages die ganze goldene Erbschaft in Nichts zerronnen — — und um das bisherige lustige Leben fortsetzen zu können, machten der Herzog, die Herzogin, die Prinzen und Prinzessinnen lustig Schulden auf Schulden. Davon wußte der Landkammerrath Stockmar ein kläglich Lied zu singen; besonders unter Franz Josias' Nachfolger, dem Herzoge Ernst Friedrich und der Herzogin Sophie Antoinette, einer braunschweigischen Prinzessin. Da waren die Geldnoth und die Schuldenlast so groß, daß auf den Nothschrei des zu Grunde gehenden Ländchens der Kaiser eine Kommission zur Verwaltung des Herzogthums und zur Abbezahlung der Schulden in Koburg einsetzte. Der kleine Staat hatte eine jährliche Gesammteinnahme von 86,000 Thalern —

und der Herzog über eine Million Schulden. Und jetzt sollte der Herzog mit seiner ganzen Familie und seinem Hofstaate mit jährlich 12,000 Thalern auskommen! Da wurde denn Schmalhans Küchen- und Keller-, Garderoben- und Stallmeister in einer Person. Johannes von Müller schreibt darüber 1780: „Ernst Friedrich lebte so frugal, daß er nicht mehr als drei Gerichte aß, selten viel Tafelgenossen hatte und auch in der Kleidung simpel war.“ Aber die 12,000 Thaler wollten dennoch nicht ausreichen und so wurde denn auf's Neue wieder geborgt, auf Pfand und auf Ehrenwort. Der gute loyale Landkammerrath Ernst Friedrich Stockmar erschrak schon, wenn er nur den Hoffourier auf sein schönes behagliches Haus am Markt zu Koburg oder auf seine reizende Sommerwohnung, den „Glockenberg“ vor der Stadt, losstenern sah, in der Hand oder unter dem Arme etwas Eingewickeltes tragend. Wußte er dann doch, daß der Herzog oder die Herzogin, die Prinzen oder Prinzessinnen mal wieder in höchster Geldnoth waren und bei ihm „auf Pfand“ etwas borgen wollten.

Der getreue Unterthan aber nahm niemals ein Pfand an — das war ihm zu despectirlich für die hohen Herrschaften. Er borgte und borgte immer treulich weiter, sogar ohne herzoglichen Schuldschein, sich ganz auf das herzogliche Wort und Gerechtigkeitsgefühl verlassend. Aber er erhielt niemals einen Pfennig Zinsen, noch sein sauer erworbenes Geld zurück. Diese Erfahrung — diese ewige Angst vor neuen herzoglichen Geldforderungen machten den alten Landkammerrath in den letzten Jahren seines Lebens zum menschenscheuen Hypochonder. Ja, er litt von Zeit zu Zeit an wirklicher Geistesstörung. Er schloß sich auf dem Glockenberge fast ganz von der Welt ab — nur nicht von den herzoglichen Hoffourieren mit ihren silbernen Schüsseln und goldenen Schmucksachen und spärlichen Diamanten, die immer und

immer wieder den Weg zu dem armen Landkammerrath Stockmar fanden.

Aus erſter Ehe hatte Ernſt Friedrich Stockmar einen Sohn: Johann Ernſt Gotthelf, geb. 1760, und zwei Töchter. Früh verwittwet, bewarb der Landkammerrath ſich um das ſchöne Geſellſchaftsfräulein der Prinzeſſin Karoline von Koburg, Charlotte Ramdor, Tochter des berühmten Chirurgen in Braunſchweig, der ſogar einſt von der Kaiſerin Katharina II. zu einer Operation nach Petersburg berufen wurde und von der Kaiſerin einen Brillantſchmuck zum Geſchenk für ſeine Frau erhielt. Dieſer Schmuck ging auf meine Mutter über — in der böſen Franzoſenzeit aber auch den Weg alles Silbers und Goldes und Edelgeſteins.

Die Prinzeſſin Karoline von Koburg, geb. 1755, war die Tochter des Herzogs Ernſt Friedrich, und durch ihre braunſchweigiſche Mutter die reiche und hochangeſehene Aebtiſſin des Damenſtifts Gandersheim geworden, im 10. Jahrhundert berühmt durch die poetiſche Nonne Roswitha, die ſich ſelber beſcheiden „die helltönende Stimme von Gandersheim“ nennt. Die proteſtantiſchen Aebtiſſinnen hatten Sitz und Stimme auf der rheiniſchen Prälatenbank, einen bedeutenden Hofſtaat mit eigenen Erbämtern und einen großen Lehnshof, an welchen ſelbſt die Könige von Preußen und die Kurfürſten von Hannover wegen der Herrſchaft Dernburg und des Amts Elbingerode gewieſen waren.

Die bildſchöne Charlotte Ramdor, hochgebildet, heiter, witzig, liebenswürdig, war der Liebling der Prinzeſſin-Aebtiſſin und ihrer Umgebung. Mit der Prinzeſſin kam ſie an den Hof nach Koburg. — War es nun Dankbarkeit gegen den uneigennützigen Helfer aus ſo vielen Geldnöthen? Genug, die Prinzeſſin Karoline und der koburgiſche Hof unterſtützten die Bewerbungen des zwar bedeutend älteren, aber ſtattlichen und allgemein geachteten vierzigjährigen Landkammerraths

Stockmar — und so führte dieser das reizende, aber blutarme Hoffräulein heim. Charlotte Ramdor wurde eine treue Haus- und Ehefrau und gute Stiefmutter. Der Sohn machte ihr Freude; die beiden Töchter aber wurden ihr zu echten Sorgenkindern. Die älteste hatte vom Vater den verdüsterten Geist geerbt. Sie starb im Irrenhause und ihr unglücklicher Sohn, ein schöner reich begabter Jüngling von 25 Jahren, erhängte sich in einem Anfall tiefster Schwermuth. Die jüngste Stieftochter, ein äußerlich und innerlich häßliches Geschöpf, bereitete der Mutter durch allerlei Rücken und Tücken vielen Kummer. Sie wurde die „böse Tante" in Eisenach, die meiner armen Mutter und uns Kindern durch ihren ungerechten Erbschaftsprozeß so viel Thränen erpreßte.

Erst nach siebzehnjähriger Ehe durfte die Landkammerräthin Charlotte Stockmar ein eigenes Kind an's zärtliche Herz drücken — ihr liebliches, fröhliches Christelchen, das wie ein Sonnenstrahl die umdüsterte Seele ihres misanthropischen Vaters zu erhellen wußte . . .

Der alte Landkammerrath Stockmar starb 1793, als sein Christelchen erst 10 Jahre alt war. Auf dem Bilde imponirte er mir, der Enkelin, durch seine würdevolle Schönheit und klugen Augen. Ich dachte mir immer, der selige Großvater würde einen prächtigen Präsidenten in einem Iffland'schen Schauspiel abgegeben haben. Er hatte in Leipzig zugleich mit Gellert studirt und war dessen herziger Du-Bruder geworden.

Bei dem Tode des alten Landkammerraths fand sich, daß er der herzoglichen Familie nach und nach 17,000 Thaler geborgt und dafür nie Zinsen erhalten hatte . . . Die Großmutter und ihre Kinder haben von dieser Summe nie einen Pfennig wieder gesehen. Der Herzog und der Hof blieben ihnen aber stets in Gnaden gewogen . . .

Christelchen Stockmar wurde die Gespielin der jungen Prinzen Ernst, Ferdinand und Leopold und den Prinzessinnen Sophie, Antoinette, Juliane und Victoria, der Söhne und Töchter des Erbprinzen Franz, die oft auf den Glockenberg zu Musikaufführungen kamen und im Garten mit dem munteren Christelchen Jäger und Hase spielten. Dabei zerriß Prinzessin Antoinette einst an einem Stachelbeerstrauch ihr Sonntagskleid und war untröstlich in ihrer Angst vor der gestrengen Mutter, einer bigotten Prinzessin von Reuß-Ebersdorf. Jede Prinzessin hatte nur ein einziges Sonntagskleid anzuziehen. Christelchen Stockmar wußte aber Rath. Sie holte geschwind ihr Nähzeug herbei und flickte der Prinzessin so geschickt den Riß wieder zu, daß die Frau Erbprinzessin-Mutter von dem großen Unglück nie etwas erfuhr. Am liebsten hatte Christelchen die Prinzessin Victoria wegen ihrer Liebenswürdigkeit und vielen Talente ... Nach vielen Jahren sollten sich die Jugendgespielinnen in England wieder gegenüberstehen. Prinzessin Victoria war Herzogin von Kent und Mutter der kleinen Prinzessin Victoria, jetzigen Königin von England, geworden — — und Christelchen Stockmar verwittwete Frau Rittmeisterin Bauer und Mutter der Gräfin Karoline Montgomery, welche Prinz Leopold von Koburg seine Gemalin nannte — — aber ja recht heimlich, daß England und das Parlament nichts davon erfuhren.

Von den Prinzen gefiel Christelchen Stockmar am besten der älteste, Prinz Ernst. Er war leichtherzig und allerdings auch oft recht leichtsinnig, aber fröhlich und unbefangen, während der jüngste Bruder, Prinz Leopold, zurückhaltend, kühl berechnend war und fast immer wie in tiefen Gedanken erschien.

Im September 1795 reiste die Frau Erbprinzessin mit ihren wunderschönen drei ältesten Töchtern nach Petersburg — auf die Brautschau. Die alte Kaiserin Katharina, die

vorher ſchon drei Prinzeſſinnen von Württemberg nach Berlin und drei Prinzeſſinnen von Darmſtadt und zwei von Baden nach Petersburg citirt hatte, damit ihr Sohn Paul und ihr Enkel Alexander ſich aus ihnen Gemalinnen ausſuchten, hatte nun die Prinzeſſinnen von Koburg befohlen — zur Auswahl für ihren faſt noch knabenhaften und ſtets bubenhaften Enkel Conſtantin. Obgleich es bekannt war, welch ein trauriges Schickſal ſchon ſo manche deutſche Prinzeſſin in Rußland gefunden — ſo die unglückliche Sophie von Braunſchweig als Gemalin des armen Alexis — die in Elend und in Schmerzen hingeopferte Regentin Anna, des gemordeten Kaiſer Iwan Mutter — die im Wochenbett hingeſchlachtete Prinzeſſin von Darmſtadt, Pauls erſte Gemalin, und deren durch Rohheit und Grauſamkeit Jahre lang gemartete Nachfolgerin, die Kaiſerin Maria, eine Prinzeſſin von Württemberg — — ſo vermochten doch auch die bitterarmen Prinzeſſinnen von Koburg dem goldnen Winken der allmächtigen Zarin nicht zu widerſtehen. Und welche Demüthigungen erwarteten ſie in Petersburg! Katharina und der ganze Hof machten ſich über ihre beſcheidene Toilette und ihr ſchüchternes Auftreten luſtig. Die Kaiſerin ſandte ihre Schneider und Putzmacherinnen, die deutſchen Prinzeſſinnen hoffähig zu machen. Und wie behandelte Conſtantin die Aermſten! Faſt ſo ſchlecht, wie die ihm zum Spielzeug gegebenen Rekruten, denen er beim Exerciren gelegentlich ein Auge einſchlug oder ein Ohr abriß. Er wollte keine von den zur Schau und Auswahl geſtellten Prinzeſſinnen heirathen. Sie waren ihm zu zimperlich-jungfräulich — zu tugendhaft-ſchüchtern.

Da traf ſeine Großmutter Katharina für ihn in originellen Weiſe die Brautwahl. Sie ſtand am Fenſter und ſah die Prinzeſſinnen aus dem Wagen ſteigen. Die erſte verwickelte ſich in der ungewohnten Hofſchleppe und fiel auf die Erde.

Die zweite nahm ſich ein warnendes Beiſpiel daran und kletterte auf allen Vieren heraus. Die dritte und jüngſte, die kleine zierliche Juliane, kaum vierzehnjährig, nahm ihre Schleppe mit beiden Händen auf und ſprang graziös auf die Erde. — „Die wird's! Die paßt für den wilden Conſtantin!“ ſagte Katharina.

„Nun ja, wenn's nicht anders ſein kann, ſo will ich das Aeffchen heirathen. Es tanzt ſehr hübſch!“ meinte Conſtantin leichthin.

Am letzten Dezember langte die Erbprinzeſſin mit ihren — verſchmähten beiden Töchtern wieder in Koburg an — „unter großem Freudengeſchrei und Erleuchtung eines Theils der Stadt“ — wie es in einem alten Tagebuche heißt. — Die Vermälung der Prinzeſſin Juliane in Petersburg, die bei ihrem Uebertritt zur griechiſchen Kirche den Namen Anna Feodorowna annehmen mußte, wurde am 24. Februar 1796 in Koburg bei Hofe in großer Gala, mit Diner, Cour und Souper gefeiert. Und doch war es der unglücklichſte Tag im Leben des armen Schlachtopfers. Der brutale Conſtantin behandelte ſeine Gemalin — wie eine Sklavin. Er vergaß alle Sitte und Anſtand ſo weit, daß er in Gegenwart ſeiner rohen Offiziere als ihr Beſitzer Anſprüche machte, die — kaum anzudeuten ſind. Dies Leben konnte die Unglückliche unmöglich lange ertragen. Auf's Tiefſte als Weib erniedrigt, kehrte ſie bald nach dem Tode der Kaiſerin Katharina nach Koburg zurück. Von 1802 an lebte ſie von ihrem Gemal ganz getrennt. Erſt 1820, als Conſtantin die polniſche Gräfin Grudzinska, zur Fürſtin Lowicz erhoben, zur linken Hand heirathete, erfolgte durch den Kaiſer Alexander ſeine förmliche Scheidung von Juliane von Koburg. —

Die Vermälung der Prinzeſſin Antoinette ſollte für ihre Geſpielin Chriſtiane Stockmar verhängnißvoll werden. Am

Abend des 5. Mai 1798 langte der k. k. Generalmajor Prinz Alexander von Württemberg in Koburg an — auf der Brautschau. In seiner Begleitung befand sich sein Stallmeister Heinrich Bauer; ein toller bildhübscher Junge von 18 Jahren.

Die Familie Bauer stammt aus Polen und hieß ursprünglich Poniatowski — ein bescheidener Zweig des berühmten Fürstengeschlechts. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wanderte ein Poniatowski seines evangelischen Glaubens wegen aus und kaufte sich in der Nähe von Kassel ein kleines Gut. Sein Land selber bebauend, nannte er sich jetzt einfach: Bauer. Landgraf Friedrich VIII. gab der Familie Bauer ein neues Wappen: Ein Bauer, der die Peitsche schwingt! Der Sohn wurde Intendant des Landgrafen Friedrich II. und Vater von drei Söhnen. Der älteste ward Militär und später General — derselbe, der seine Nichte Lina Bauer lieber als Viehmagd, denn auf der Bühne sehen wollte. Ein Sohn von ihm ist wieder General und nach dem französischen Kriege Kommandant von Straßburg geworden. Als solcher hat er die Kousine Lina auf dem Broëlberge bei Zürich besucht.

Des alten landgräflich hessischen Intendanten zweiter Sohn, Georg, wurde Kriegsrath und — Sonderling. In einer düsteren misanthropischen Laune verbrannte er alle polnischen Familienpapiere.

Der dritte und jüngste Sohn war der wilde Heinrich. In ihm schäumte und sprühte das unruhige Polenblut am unbändigsten. Er war schön, kraftvoll, siegesmuthig, wie der Kriegsgott — stolz und kühn, wie ein junger Löwe — übermüthig wie ein wildes Füllen — großmüthig wie ein Poniatowski — leichtsinnig wie ein Fähnrich: — ein verzogener Liebling der Götter und der Frauen!

Nur der alte garstige Landgraf Wilhelm IX., wegen

ſeines mächtigen Gewächſes am Halſe „der Schwammhannes“ genannt, konnte den hübſchen Sauſewind nicht leiden, der es nicht ſelten wagte, gegen die despotiſchen Launen ſeines Gebieters zu rebelliren. Umſonſt beſchwor der alte Intendant ſeinen Sohn, ſich dem Landgrafen zu beugen — umſonſt ſchickte dieſer den kecken „Poniatowski“, wie er den jungen Brauſekopf ſpöttiſch nannte, ein Mal über das andere in Arreſt — — das erbitterte den Heinrich nur noch mehr. Um Schlimmeres zu verhüten, ſandte der Vater ſeinen unbändigen Heinrich mit 16 Jahren nach Braunſchweig und ließ ihn von dem ſeiner Zeit berühmten Reitkünſtler Hünersdorf zum Stallmeiſter ausbilden. Als ſolcher kam der Achtzehnjährige in die Dienſte des Herzogs Alexander von Württemberg und bald darauf mit dieſem auf die Brautſchau nach Koburg. Es ſollte auch für ihn eine Brautſchau werden. Auf einem Balle ſah er das fünfzehnjährige Chriſtelchen Stockmar — und verliebte ſich Hals über Kopf in das liebliche, fröhliche Kind! Noch an demſelben Abend machte der junge Stallmeiſter ſeiner liebreizenden Tänzerin bei einer graziöſen Menuette die ſtürmiſchſte Liebeserklärung — und nahm ſie im Sturm gefangen. Am andern Morgen ſtand er vor der verwittweten Frau Landkammerräthin und bat ſie um die Hand ihres Töchterchens . . . Es koſtete viele Kämpfe und viele Thränen des verliebten Chriſtelcheus, bis die Mutter ihr Jawort gab. Natürlich aber konnte von der Hochzeit ſolcher „Kinder“ noch nicht die Rede ſein. Da hieß es: einige Jährchen warten!

Im Herbſt kam der Stallmeiſter Bauer aus Wien wieder nach Koburg, der Prinzeſſin Antoinette vom Prinzen Alexander die Brautjuwelen zu überbringen. Bald folgte Prinz Alexander. Am 15. November wurden bei einem Familiendiner zwiſchen den Brautleuten die Ringe gewechſelt. In dem erwähnten alten Tagebuche heißt es vom 17. November:

„Mittags ¾1 Uhr versammelte sich der ganze Hof, doch ohne Fremde, worauf die Verbindung des Prinzen Alexander von Württemberg mit der zweiten Tochter des Herrn Erbprinzen, Antoinette, durch priesterliche Einsegnung ganz in der Stille vollzogen wurde, worauf Mittags bloß Hofkavaliers zur Tafel gezogen wurden und Abends Spiel und Souper war."

18. November. „Früh 9 Uhr versammelten sich sämmtliche einheimische und fremde Kavaliers bei Hofe, um ihre Glückwunsch-Komplimente abzustatten, worauf das Dankfest in der Schloßkirche unter Trompeten- und Paukenschall, auch Abfeuerung der Kanonen gehalten wurde. Mittags erschienen auch sämmtliche verheirathete Damen bei Hof, wo im Riesensaal an drei Tafeln gespeist wurde. Bei den Gesundheiten wurden abermals die Kanonen gelöst. Abends war große Cour und Spiel, dann wieder Souper im Saal an drei Tafeln, wie zu Mittag . . ."

Aber in unserem alten Tagebuche steht nichts von dem entsetzten todttraurigen Gesichte, welches die engelhaft schöne junge Frau neben ihrem Gemal machte. Prinz Alexander war abschreckend häßlich. Seine Stirn entstellte eine mächtige Beule und sein Gesichtsausdruck hatte etwas Thierisches. Dabei litt der Aermste an der — — Freßsucht. Als die junge Newermälte am Morgen nach der Hochzeit erwachte, sah sie voll Entsetzen, wie ihr Gemal neben ihr mit thierischer Gefräßigkeit an einem gewaltigen gebackenen Schinkenknochen nagte — ein Anblick, den die Unglückliche nie wieder vergessen konnte.

Noch an einer anderen, nicht weniger häßlichen Krankheit litt Prinz Alexander — am niedrigsten Geiz. Sein Stallmeister Heinrich Bauer hatte dem Prinzen einst das Leben gerettet, indem er den auf einer Jagd bis an den Hals im Sumpfe Versunkenen mit eigener Lebensgefahr herauszog,

dabei aber seine goldene Uhr mit den schönen Petschaften verloren. Der Prinz versprach im ersten Gefühl der Dankbarkeit, diesen Verlust zu ersetzen — vergaß es aber immer, obgleich sein Stallmeister ihn oft in kecker unvergeßlicher Weise dran erinnerte. Wenn der Prinz fragte: „Bauer, wie viel Uhr ist es?“ — so griff dieser schnell an die Uhrtasche — und sagte dann, wie plötzlich sich besinnend: „Ach, ich vergaß, Durchlaucht, daß meine Uhr noch im Sumpfe steckt und noch nicht . . .“

„Schon gut. Ich weiß, Bauer, ich werde daran denken und nächstens für eine andere Uhr sorgen!“

Dabei ist es aber geblieben. Der Herzog hat nie seine Schuld der Dankbarkeit an seinem Stallmeister Bauer oder dessen Familie abgetragen.

Fast dreißig Jahre nach jener traurigen Hochzeit in Koburg sollte ich dem Herzog Alexander gegenüberstehen. Es war im Jahre 1828 bei meinem Petersburger Gastspiel als Königl. Preußische Hofschauspielerin. Herzog Alexander war als Bruder der Kaiserin-Mutter Maria nach Petersburg übergesiedelt und Kaiserl. Russischer General en chef, Generaldirektor der Land- und Wasser-Kommunikationen des russischen Reiches geworden. Die arme Prinzessin Antoinette hatte der Tod längst von diesem Ungethüm befreit. Se. Durchlaucht wünschten, die Wittwe und Tochter seines ehemaligen Stallmeisters Heinrich Bauer zu sehen. Es durchschauerte mich gar eigen, als ich mit der Mutter das unheimlich düstere, von hohen Bäumen umgebene todtenstille Palais des Prinzen Alexander betrat.

Welch eine unsympathische Persönlichkeit stand uns gegenüber! Ein dicker aufgeschwemmter Leib auf dünnen Beinen in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, das breite häßliche Gesicht nichtssagend und stark geröthet, auf der kahlen flachen Stirn die mächtige glänzende Beule, das

Auge gläſern und blutunterlaufen. In den zitternden Händen eine goldene Tabatière drehend, vermochten Durchlaucht kaum die üblichen konventionellen Fragen an uns zu ſtellen. Nur ein einziges Wort an die Mutter klang nicht hohl:

„Ich war der unbewußte Stifter Ihrer Ehe mit Heinrich Bauer, als ich ihn mit nach Koburg brachte und ſpäter mit dem Brautſchmuck dahin ſandte. Bauer war ein ſchöner ritterlicher Bewerber um die reizende Chriſtiane Stockmar ...“

Ich konnte es nicht unterlaſſen, Durchlaucht bei erſter paſſender Gelegenheit an das kleine, mit ſeinem Stallmeiſter gemeinſam erlebte Abenteuer im Sumpfe zu erinnern und an die dabei verloren gegangene Uhr ...

Durchlaucht hatten gar kein Gedächtniß mehr für dies kleine Abenteuer ... Prinz Alexander ließ nicht einmal an meinem Benefiz-Abende eine Loge für ſich reſerviren.

Entrüſtet ſagte ich zur Mutter: „Wie gut that der Vater, daß er dieſen Geizkragen aufgab und als Stallmeiſter in die Dienſte des edlen Erzherzogs Ludwig in Wien trat!“ —

Erſt am 2. Februar 1799 verließ der Prinz Alexander mit ſeiner Gemalin und ſeinem Stallmeiſter Heinrich Bauer Koburg: „um ſeinen Rückweg zur k. k. Armee zu nehmen, wobei der Abſchied ſehr traurig war. Die jungen Herrſchaften begleiteten Solche bis Lichtenfels ...“ Auch Chriſtelchen Stockmar trauerte ihrem geliebten, heimlich Verlobten Heinrich Bauer nach — ohne aber allen Freuden ihrer jungen Mädchenjahre zu entſagen. So war ſie ein fleißiges und beliebtes Mitglied der Koburger Liebhaber-Geſellſchaft. Vor mir liegen zwei alte Theaterzettel aus jener Zeit. Da heißt es:

„Mit gnädigſter Erlaubniß wird Mittwochs den 6. November 1799 von einer Liebhabergeſellſchaft auf dem Herzoglichen Hoftheater aufgeführt: Die Schachmaſchine, oder

Genieſtreich über Genieſtreich. Ein Luſtſpiel in 4 Aufzügen nach dem Engliſchen.“ Es gibt „Demoiſelle Stockmar — Julie von Wangen“ — die Liebhaberin.

Im Auguſt 1800 trat der Prinz Alexander von Württemberg in ruſſiſche Dienſte und ging als Kommandant zunächſt nach Riga. Da die Landkammerräthin Stockmar ihr einziges geliebtes Töchterlein nie in das ferne eiſige Rußland von ſich gelaſſen hätte, blieb Heinrich Bauer als Stallmeiſter des Erzherzogs Ludwig vorläufig in Wien.

Am 8. September ſtarb der regierende Herzog Ernſt Friedrich. Bei der Leichenöffnung fand man in ſeinem Leibe zwei große Steine. Der Herzog Franz Friedrich Anton trat die Regierung an. Seine Söhne waren der Erbprinz Ernſt und die Prinzen Ferdinand und Leopold.

Es iſt vielleicht nicht unintereſſant, zu leſen, wie damals ein alter Koburgiſcher Herzog begraben wurde. In dem mir vorliegenden alten Tagebuche des tapferen k. k. Feldmarſchalls Prinzen Friedrich Joſias von Koburg, das in den Beſitz des Prinzen Leopold überging und auf deſſen Koſten als Manuſkript gedruckt wurde, heißt es:

„Gegen Abend wurde der Körper meines verſtorbenen Bruders in dem ſchwarz tapezirten Tafelzimmer auf das Paradebett geſetzt und von 6—8 Uhr zur Schau aufgeſtellt, wobei der Obermarſchall von Wangenheim, Hofmarſchall von Bocksberg, zwei Kammerjunker, zwei Offiziere, zwei Kammerdiener und ſechs Bediente zu beiden Seiten ſtanden. Vor acht Uhr mußten ſich der ganze Hof, ſämmtliche Räthe, alle Fremde, Offiziere, der Stadtrath, die Geiſtlichkeit, die Profeſſors und Studenten, wie die älteſten Bürger bei Hof in vorgeſchriebener Trauer verſammeln; die jungen Herrſchaften begaben ſich zu der verwittweten Frau Herzogin, um Solcher beizuſtehen. — Von dem Schloß an bis in die Schloß- und Herrengaſſe, dem Markt und einem Theil der Steingaſſe bis an die

Stadtkirche wurde von den 3 Kompagnien des Landregiments zu beiden Seiten Spalier gemacht, wo zwischen zwei Soldaten immer zwei Bürger mit Fackeln eingetheilt waren. — Um 8 Uhr fing das Trauergeläute mit allen Glocken an und dauerte bis nach Beendigung der ganzen Ceremonie. Um 1/4 9 Uhr wurde die Leiche von Werkmeistern durch die Schloßkirche auf den sechsspännigen Leichenwagen gebracht, zu dessen beiden Seiten sich die Landstände und neben solchen Hofbediente mit Fackeln befanden. — Hierauf fing sich der Zug nach vorgeschriebener Ordnung an bis in die Stadtkirche zu begeben, wo die Leiche vom Wagen gehoben und durch die Landstände bis in die fürstliche Gruft getragen wurde, wohin blos die beiden Herren Hofmarschälle folgten; nach Beendigung dessen der Zug in nämlicher Ordnung bis an das fürstliche Schloß zurückkehrte, wo um 1/2 10 Uhr Alles aus einander ging . . ."

Im Januar 1801 war Heinrich Bauer wieder in Koburg, um die Frau Schwiegermama zur Hochzeit zu drängen. Da gab's allerlei Feste.

„Am 19. Januar, als am Geburtstage der regierenden Frau Herzogin versammelte sich die ganze junge Familie nebst einigen Damen und Kavaliers vom Hof als Bauern und Bäuerinnen gekleidet, bei Herrn Obermarschall von Wangenheim, von wo sie mit Musik in das Quartier der Frau Herzogin zogen und sich als die Dorfgemeinde von Ketschendorf ansagen ließen, um ihren Glückwunsch abzustatten, welches als eine Surprise auch sehr gut von Statten ging. Mittags war Galla und große Tafel von 41 Personen. Abends kleine Cour bei der Frau Prinzessin von Württemberg."

Auch spielten die Brautleute fleißig mit Komödie. Auf dem andern alten, von der Mutter als Reliquie aufbewahrten Theaterzettel heißt es:

„Mit höchſter Erlaubniß wird Mittwoch den 28. Januar 1801 von einigen Liebhabern des Schauſpiels aufgeführt: Das Schreibpult, oder: die Gefahren der Jugend. Ein Schauſpiel in vier Akten von Kotzebue. Perſonen: Diethelm, ein junger Kaufmann — Herr Regierungsrath von Wangenheim. Hermann, ſein erſter Kommis — Herr Hofadvokat Wirth. Flink, ſein Bedienter — Herr Stallmeiſter Bauer . . .“ Die übrigen Mitſpieler waren: Chirurgus Stephani, Frl. von Heldritt, Lieutenant von Thümmel, Frl. Hofdame von Thümmel, (Sohn und Tochter des Dichters der „Wilhelmine“) Demoiſelle Bürner, Rittmeiſter von Mörner, Bauverwalter Pertſch, Frau Geh.-Räthin von Porzig, Frl. von Seefried, Lieutenant von Mezradt, Reiſeſtallmeiſter von Speßhardt, Herr Kreuzwend . . . Alle, Alle, Alle längſt Staub und Aſche! . .

„Preiſe der Plätze: Erſtes Parterre 48 kr. Zweites Parterre 30 kr. Gallerie 15 kr. — Der Schauplatz iſt auf dem Herzoglichen Hoftheater und der Anfang um 5 Uhr“.

Bald darauf führte der glückliche Stallmeiſter Heinrich Bauer ſein junges reizendes Weib Chriſtiane nach Wien . . . und jetzt nach 21 Jahren kehrte ſeine Wittwe mit ihren Kindern in die Heimat zurück.

Dort hatte ſich inzwiſchen Vieles geändert. Die Prinzeſſin Juliane, Großfürſtin Anna Feodorowna hatte ihren tyranniſchen Gemal Konſtantin verlaſſen und war nach Koburg zurückgekehrt. Die Prinzeſſin Victoria hatte den Erbprinzen Emich Karl von Leiningen und als deſſen Wittwe 1818 den Herzog Eduard von Kent geheirathet, der aber bereits 1820 wieder geſtorben war, mit Hinterlaſſung eines zarten Töchterchens Victoria — „weiß und rund wie ein gefülltes Täubchen.“ Die Prinzeſſin Sophie hatte den öſterreichiſchen Rittmeiſter Grafen Emanuel Neusdorf zum General erwählt.

Der Herzog Franz war bald nach der Schlacht von Jena geſtorben, während der Erbprinz Ernſt am geflohenen Königs-

hofe in Königsberg weilte und am Nervenfieber krank lag. Die Franzoſen hielten Koburg beſetzt und verwalteten das Land. Erſt am 28. Juli 1807 hielt der dreiundzwanzigjährige regierende Herzog Ernſt ſeinen Einzug in Koburg, unter Läuten der Glocken und Abfeuern der Kanonen und Blaſen der Poſtillons. „Der Herr Fürſt von Leiningen und Prinz Leopold ſetzten ſich zu Pferde und ritten vor dem herzoglichen Wagen . . . worauf die Frau Herzogin mit der Fürſtin von Leiningen folgten. Der Zug ging nach dem Anger, wo der Herzog ausſtieg und von einer Gruppe junger Mädchen, etliche Sechzig an der Zahl, alle weiß gekleidet und auf den Köpfen mit Eichenblättern und Kornblumen geſchmückt und ſo ein v. v. E., nämlich: Vivat Ernſt! formirend, empfangen wurde. Zwei der erſten davon überreichten auf weißſeidenem Kiſſen einen Blumenkranz und ein Gedicht, zwei kleinere legten aus ihren Füllhörnern Blumenſträuße zu Füßen. Hier entſchloß ſich der Herzog, ſeinen Einzug zu Fuß fortzuſetzen, während die jungen Mädchen in der Ordnung folgten . . .“

An dem neuen Hofe des jungen lebe- und liebeluſtigen Herzog Ernſt reihten ſich nun trotz der ſchweren Kriegszeit Feſte auf Feſte, eins immer phantaſtiſcher als das andere. So heißt es in unſerem Tagebuche vom 29. Auguſt 1809: „Abends gab der Herzog zu Ehren des geſtrigen Geburtstages der Herzogin von Württemberg eine ſehr ſchöne Fête, wobei der ganze Hofgarten erleuchtet und mit allerlei Muſik beſetzt war, auch waren verſchiedene Abtheilungen beſonders verwendet, als: erſtlich in einem chineſiſchen Hauſe eine Geſellſchaft verſammelt war, welche Muſik machte und ein Gedicht übergab, — zweitens ein erleuchtetes Dorf mit der verſammelten Gemeinde, ſo einen Geſang anſtimmte und mit Muſik einen Aufzug machte, drittens eine Grotte, worin eine Waſſernymphe eine Arie ſang und ein Gedicht über-

reichte, — viertens eine Einſiedelei, wo der Einſiedler auf einer Harfe ein Lied abſang und ein Gedicht übergab, — endlich ein Obelisk auf erleuchtetem Tanzplatz unter freiem Himmel mit ſchönem Mondenſchein, worauf die Herrſchaft in den beiden von außen erleuchteten und von innen ſchön dekorirten kleinen Salons unter Muſik und Kanonendonner ſoupirten. Da Alles en masque erſcheinen mußte, war in dem Orangeriehaus für allerlei Erfriſchungen und Getränke geſorgt. Noch während des Balles erſchien eine Partie ſehr ſchön geputzter Türken zu Pferde. Auf dieſe Art wurde dies Feſt bis gegen Tag ſehr fröhlich fortgeſetzt ..."

* * *

Im Oktober 1807 war der regierende Herzog Ernſt mit ſeinem jüngſten Bruder, dem ſiebzehnjährigen Prinzen Leopold nach Paris gegangen, um dem allmächtigen Kaiſer Napoleon ihre Huldigungen zu Füßen zu legen. Hier in Paris knüpfte Herzog Ernſt ein Liebesabenteuer an, das bald zu einem weltbekannten werden ſollte — allerdings nicht zur Ehre des Hauſes Koburg.

Auf einem Balle in Paris ſah der ſchöne feurige Herzog Ernſt zuerſt ein reizendes junges Mädchen von vierzehn Jahren: Pauline Adélaïde Alexandre Panam, das aus einer griechiſchen, in Montpellier angeſeſſenen Famalie ſtammte und bald allgemein bekannt war unter dem Namen: „Die ſchöne Griechin". Der verliebte Herzog machte der ſchönen Griechin ſofort ſehr energiſch die Cour, bot ihr ſeinen Schutz, ſeinen Einfluß und ſein Vermögen an. Sie möchte ihn, wie einen Bruder betrachten. Eines Tags machte er ihr den Vorſchlag: Geſellſchaftsdame ſeiner Schweſter, der Großfürſtin Konſtantin zu werden ... Und das Ende war: daß die ſchöne Griechin den herzoglichen Verführungskünſten gar bald erlag ...

Im April 1808 kehrte der Herzog aus Paris nach Koburg zurück. Mlle. Pauline folgte dem Geliebten, der ihr versprochen hatte, daß seine Mutter sie in ihren Hofstaat aufnehmen werde, auf Befehl des Herzog in Männerkleidern ...

Aber kaum in Koburg angelangt, begannen die Enttäuschungen der Aermsten. Der Herzog mußte ihr zu seinem Schmerze mittheilen: daß seine Mutter sich weigere, sie in ihre Nähe zu ziehen, weil sie — Französin sei! Er aber werde in alter Liebe für sie sorgen!

Die kleine Französin, noch immer in männlicher Kleidung, langweilte sich entsetzlich in dem stillen Koburg, da ihr Beschützer sie überdies wie eine Gefangene von der Außenwelt abgesperrt hielt, damit Niemand ihre kompromittirende Anwesenheit ahne ...

Ganz dieselben Erfahrungen, die ich 20 Jahre später durch den klugen Bruder jenes vorsichtigen Herzogs in England machen sollte!

Bald mußte Pauline auf Befehl ihres herzoglichen Gönners Koburg wieder verlassen und eine noch heimlichere Wohnung auf dem nahen Vorwerk Eßlau beziehen. Hier stellte der Herzog seine Geliebte seinen Schwestern, der Gräfin Mensdorf und der Großfürstin Konstantin vor. Der achtzehnjährige Prinz Leopold machte der Geliebten seines Bruders einen verliebten Besuch. Er drang früh um 7 Uhr in ihr Schlafzimmer, als die Schöne noch im Bett lag.

In den Mémoires d'une jeune Grecque schildert Pauline den Prinzen Leopold mit den Worten: „Er war ein großer junger Mann mit falschem Blick und einem unangenehmen sentimentalen Lächeln. Nachdem er in möglichst schlechtem Französisch seine Manier, sich bei mir einzuführen, entschuldigt hatte, fing er an, mein Schicksal zu beklagen und seinen Bruder zu blamiren ..."

Der Herzog hatte dieſen Beſuch erfahren und machte ſeiner Schönen eine Scene voll wüthender Eiferſucht, ſo daß Pauline vor Erregung vierzehn Tage krank wurde.

Als die Geliebte ihrem Beſchützer baldige Vaterfreuden in Ausſicht ſtellte, wurde er zärtlicher und aufmerkſamer. Er ließ ſie ſogar an ländlichen Hoffeſten unter allerlei Verkleidungen Theil nehmen, bald als Bäuerin, bald als Dame — und immer fand er dabei Gelegenheit zu einigen Zärtlichkeiten. So mußte Pauline nach einem Feſt in der Roſenau auf einer Leiter zu ihrem Geliebten in's Fenſter ſteigen — unter Blitz und Donner und ſtrömendem Regen — und als die Leiter ſich zu kurz ergab, hielten Durchlaucht über den Balkon einen Stuhl hinab, an welchem Pauline — naß wie ein Kätzchen — vollends hinauf kletterte.

Die Wochenſtube der Unglücklichen wurde in dem fernen Amorbach, der Sommer-Reſidenz des Fürſten von Leiningen, unter den Augen dieſes Schwagers und der Schweſter Viktoria vom Herzog Ernſt etablirt. Die Herzogin-Mutter von Koburg, aus dem frommen Geſchlecht Reuß-Ebersdorff, ſchreibt der Geliebten ihres älteſten Sohnes folgenden charakteriſtiſchen franzöſiſchen Brief:

„Adieu, meine arme Pauline! Bewahrt Euch die frommen Gefühle, welche Ihr in Eurem Briefe beweiſ't, — und dieſer Gott der Güte, welcher unſere Herzen richtet, wird Mitleid mit dem Euren haben, welches ſo ſchön iſt; er wird Euch die vergangenen Verirrungen verzeihen, wenn Ihr gläubig auf den Weg der Tugend zurückkehrt; er iſt nicht ſo ſchwierig (difficile), als man glaubt. Ihr werdet bald Mutter ſein! Möchte dieſer heilige Name, obgleich Ihr ihn einer Verirrung verdankt, Eure Seele erfüllen! Er wird Euch für die Zukunft retten! Sobald Eure Schweſter kommt, entfernt Euch ſoweit wie möglich aus dieſen Gegenden, um Eure Wochen zu halten ... Die Herzogin-Wittwe von Sachſen-Koburg.“

Pauline fühlte ſich ſehr unglücklich in Amorbach, denn Niemand kümmerte ſich um ſie, Niemand ſorgte für ſie. Sie wendete ſich an den Fürſten von Leiningen — und erhielt die wenig tröſtliche Antwort:

„Ich kenne die Leute, mit denen Ihr zu thun habt. Ich kann Euch nicht genug Mißtrauen empfehlen. Denn bin ich ſelber nicht der Dupirte ihrer Verſprechungen geweſen? Und haben ſie mich nicht mit ſchönen Reden amüſirt, ehe ich in ihre Familie trat? Und als ich eintrat, haben ſie nicht ein einziges von ihren Worten gehalten.“

Da machte Pauline ſich wieder auf den Weg nach Koburg. Der Herzog gab ihr dort — Stubenarreſt. Die Schöne aber kehrte ſich nicht daran und drang muthig bis in die Gemächer der Herzogin-Wittwe vor. Es gab eine heftige Scene zwiſchen beiden Damen — bis die Durchlaucht wieder alles Mögliche verſprach. Noch an demſelben Abend wiederholte der Herzog dieſe Verſprechungen: meine Mutter wird für Deine Zukunft ſorgen und Dein und mein Kind erziehen!

Am andern Tage bewog die Herzogin-Mutter die Unglückliche durch Schmeicheleien und Drohungen, zu ſchwören: — daß ſie niemals die anerkannte Maitreſſe des Herzogs werden — daß ſie vielmehr ſuchen würde, ihn von ſich zu entfernen! — Und als ſie dies beſchworen, durfte „meine theure Pauline, meine Tochter“ die fromme Herzogin umarmen und ihr ſogar ihre ſehr kleidſame robe en coeur borgen, weil Durchlaucht ſich nach dieſem Pariſer Muſter eine gleiches Kleid machen laſſen wollten . . .

Im September 1808 reiſte der Herzog Ernſt auf ſechs Monate nach Petersburg, ohne ſich weiter um ſein Opfer zu bekümmern. Von allen Mitteln entblößt, wandte Paulinen's Schweſter, die aus Paris herbeigeeilt war, ſich an die Herzogin-Mutter, welche in Karlsbad zur Kur weilte. Sie erhielt die kurze bündige Antwort: Ich verlange das abſoluteſte Geheimniß über

die Verbindungen zwiſchen Pauline und meinem Sohne! Ich bin nachſichtig, aber ich weiß mich zu rächen. Auguſta.“

Später ſendet die Herzogin-Wittwe der Unglücklichen fünf Louisdor, mit dem Rath: den Namen einer verheiratheten Frau anzunehmen und zu ſagen, daß ihr Gatte angeſtellt ſei, für die Inſeln zu reiſen!

Prinz Leopold fügt 100 Gulden hinzu, beklagt ſich dabei aber ſehr über Paulinens Mangel an Sparſamkeit! — Sehr charakteriſtiſch für meinen braven ökonomiſchen Prinzen Leopold!

Am 4. März wird Pauline, entblößt von Geld, Wäſche, Holz, Nahrung — in Frankfurt a. M. Mutter eines herzoglichen Sohnes. Jetzt ſendet ihr auch der Herzog aus Memel 1000 Frs. — mit dem Befehl: ſich als Wittwe eines höheren franzöſiſchen Offiziers auszugeben, der in Polen getödtet ſei. Sie möge einen beliebigen Namen annehmen. — Später beſtimmt der Herzog: ſie ſolle ſich die Wittwe eines Hannoverſchen Offiziers nennen!

Im Februar 1809 kehrt der Herzog von ſeiner ruſſiſchen Reiſe zurück. Pauline ſendet ihm die erſten Löckchen des kleinen Ernſt Auguſt. Im Juli beſucht der Herzog Mutter und Sohn in Frankfurt und macht wieder die goldigſten — Verſprechungen, natürlich ohne ſie zu halten.

Da fällt Pauline — oder wie ſie jetzt offiziell heißt: „Madame A. H. Alexandre“ — mit dem Muth des Hungers und der Verzweiflung plötzlich wieder am Hofe zu Koburg nieder — wie eine platzende Bombe. Der Herzog und ſeine würdige Mutter ſind außer ſich vor Schreck und Wuth. Die fromme Herzogin-Wittwe gibt endlich ſchmeichelnd der Aermſten den Rath: Jung und niedlich, wie Ihr ſeid, habt Ihr eine reiche Zukunft und viel Vergnügen vor Euch. Gebt mir das Kind und — amüſirt Euch in Paris!

Als Pauline nicht weicht, ſenden der Herzog und ſeine Mutter ihre Bediente in den Gaſthof, wo Mad. Alexandre

wohnt, und laſſen ihre Sachen aus den Fenſtern auf die Straße werfen und dem Wirth befehlen, der obſtinaten Franzöſin keine Speiſe mehr zu geben ... Als die Diener aber Anſtalt machen, der Mutter ihr Kind zu rauben, fährt dieſe wie eine wüthende Löwin auf ſie ein: „Ungeheuer! Ihr wagt Euch an den Sohn Eures Herzogs? Erſt müßt Ihr mich tödten ...“

Verblüfft ſchleichen ſich die Bedienten davon. Pauline bleibt in Koburg. Vier Wochen dauern die Unterhandlungen. Dann legt der Major Czymbowsky auf Befehl des Herzogs der abgedankten Maitreſſe folgenden Vertrag vor:

„Man bewilligt Madame A. H. Alexandre eine Summe von 3000 Frs. als jährliche Penſion ...

Mad. A. H. Alexandre wird ſchleunigſt das Land Sr. Hoheit des Herzogs von Sachſen-Coburg verlaſſen und niemals dahin zurückkehren. Sonſt würden die Artikel 1—5 dieſes Vertrags ihre Kraft verlieren.

Doppelt ausgefertigt zu Koburg den 25. April 1810.

Auf Befehl unterzeichnet von Czymbowsky.“

Pauline geht mit ihrem Sohne nach Dresden — natürlich ohne ihre 3000 Frs. Penſion zu erhalten. Erſt den Bemühungen des franzöſiſchen Geſandten Serra gelingt es, vom Herzog Ernſt hin und wieder einige kleine Summen zu erzielen. Als Se. Hoheit aber im Mai 1812 mit dem Prinzen Ferdinand nach Dresden reiſt, um der Zuſammenkunft zwiſchen Kaiſer Alexander und Napoleon beizuwohnen, beſucht der verliebte Herzog ſeine Schöne zärtlich im Hôtel de Pologne, wo Pauline von den Unterſtützungen des öſterreichiſchen Geſandten Eſterhazy und mehrerer franzöſiſcher Generale und vom Mitleid ihres Wirthes mit dem kleinen Ernſt Auguſt lebt. Der Herzog gelobt, die Penſion auf 6000 Frs. zu erhöhen — theilt aber bald darauf ſeinem Opfer mit: ſie werde von jetzt an nur 1000 Frs. erhalten,

doch wolle Se. Hoheit das Kind, das er nie als seinen Sohn anerkannt habe, aus Gnade und Barmherzigkeit (par grace et par bonté) erziehen lassen.

Vor den Kriegsunruhen flieht Pauline nach Frankfurt am Main zurück. Dort trifft sie im December 1813 wieder mit dem Herzog Ernst zusammen, der das Kommando des 5. deutschen Bundescorps gegen seinen einst vergötterten Kaiser Napoleon übernimmt, seinen kleinen Ernst August prügelt und dessen Mutter mit den gröbsten Insulten überhäuft ... bis Großfürst Constantin sich der verstoßenen Maitresse und des geprügelten Sohnes seines herzoglichen Schwagers annimmt — den Herzog verspottend: Er regiert über sechs Bauern und zwei Dorfchirurgen!

Jetzt kehrt auch Herzog Ernst in erheuchelter Reue und Liebe zu Mutter und Sohn zurück, öffnet seine Börse und sendet die Theuren unter dem Schutze eines Hofgalopin nach Wien. Unterwegs — behauptet Pauline — wurden mehrere Versuche gemacht, die unbequemen Zeugen herzoglicher Lüste zu tödten: ein Mal durch den Sturz des Wagens in einen Abgrund — dann wiederholt durch Gift.

In Wien findet Pauline in dem greisen Fürsten von Ligne einen Beschützer und — wie man sagte — auch einen Liebhaber. Fürst Ligne führt den Herzog Ernst während des Wiener Congresses wieder in die Arme von „Madame Alexandre" zurück und zwingt ihn, seine Börse zu öffnen. Alle Welt interessirt sich für die schöne Griechin, die Fürst Ligne, dieser große Schönheitskenner, nicht nur „eine der schönsten Frauen der Welt" nennt, sondern auch ihre Tugend eine „engelhafte, nur ein Mal in ihrem Leben derangirt durch einen Herzog — ange aussi!" Fürst Metternich erbietet sich, den kleinen Ernst August als seinen Sohn zu erziehen — aber nicht aus gutem Herzen, sondern — wie die Griechin behauptet — um sie im Interesse des Herzogs

unschädlich zu machen. Dieser möchte die Unbequeme durch die Wiener Polizei beseitigen, aber ihre mächtigen Freunde: Fürst Ligne, Prinz Eugen Beauharnais, Fürst Narischkin, Großfürst Constantin, Mylord Stewart u. A. schützen sie und geben ihr das Geld, welches der Vater ihres Sohnes ihr wieder entzogen hat. Ein Italiener, Pioni, macht sechs Mal den Versuch, sie zu vergiften ... In wessen Auftrag?

Auf den Rath des Fürsten Ligne schreibt die junge Griechin ihre Memoiren und flieht nach des Fürsten Tode mit ihrem Sohne nach Frankreich, um dort diese Memoiren zu veröffentlichen.

Dies zu verhindern, macht der Herzog neue goldene Versprechungen, die nicht gehalten werden ...

In jenen Tagen schreibt der russische General v. Rostitz, einst der Adjutant des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, in sein Tagebuch vom Wiener Congreß über den Herzog Ernst: „Der Herzog von Koburg ist groß und stark, doch nicht zum vorzüglichen Ruhm großer Menschen, denen man nicht mit Unrecht nur zu oft Kleinheit des Geistes vorwirft. Es ist überhaupt eine redliche gutartige Familie, die Koburgische, doch meist dürftig an Geist, vorzüglich der Prinz Ferdinand, jetzt österreichischer General, der ein schönes geregeltes Gesicht hat, mit einer dünn gezogenen Nase, worin Alles, nur nicht Geist liegt."

Schon dreiunddreißigjährig, vermälte Herzog Ernst sich 1817 mit der liebreizenden Prinzessin Luise von Gotha, der Erbin des Herzogthums Gotha — nachdem die ihm früher zugesagte Hand der russischen Großfürstin Anna Paulowna wegen des Skandals mit der „jungen Griechin" zurückgezogen war.

Der alte originelle „Patriarch von Rodach", Superintendent Hohnbaum, der väterliche Freund des jungen

Dichters Rückert, des Amtmannssohnes von Ebern, schreibt im Jahre 1817 über die liebliche Prinzessin an seinen Sohn Gottfried nach England:

„Unser Herzog hat die Prinzessin von Gotha als Frau heimgeführt. Da wurde Mordspektakel gemacht; in Koburg Alles auf Pracht und Glanz berechnet, in Rodach, wo ich die Anstalten an der Grenze allein besorgen mußte, auf Gedanken in der einfachsten Form. Mein alter Kopf mußte einen Ehrenbogen und zwei Gedichte herausgeben ... In Rodach speiste die Herrschaft und ich hatte das Vergnügen, neben der jungen Fürstin zu sitzen, die sich auch Deiner erinnerte. Sie ist ein höchst natürliches und liebenswürdiges Wesen. Sie werden sie aber in Koburg schon so lange auf die Polirmühle und unter die Glanzpresse bringen, bis sie so flach und glatt wie die übrigen wird."

Welch ein tiefer richtiger Blick in diesem alten Superintendenten von Rodach! Dafür zeugt das traurigste Ende dieser unglücklichen Fürstin.

Nach einigen Monaten schreibt der Superintendent von Rodach wieder an seinen Sohn:

„Durch die Bemerkung, daß das Andenken der jungen Fürstin an Dich nur ein Hofwind sein werde, hast Du Dich versündigt. Sie erzählte mir viel von dem damaligen Umgang ihres Vaters mit Dir. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend ein Wind ihre Lippen entheiligen, noch irgend eine Hofumtugend ihr Herz verdorben haben könne. Sie ist in meinen Augen ein außerordentlich seltenes Wesen."

Arme junge Fürstin, die ein grausames Schicksal zur — Nachfolgerin jener schönen Griechin und so vieler, vieler Anderen machte!

* * *

Dies waren die Verhältnisse, in denen die Mutter nach jahrelanger Abwesenheit ihre liebe Heimat wiederfand — unter denen ich zum ersten Mal in Koburg einfuhr — — ahnungslos, daß sich in dieser Stadt mein Geschick verhängnißvoll entscheiden werde für's ganze Leben — jetzt und dann nach sieben Jahren noch verhängnißvoller!

Die Familie der Mutter nahm uns sehr liebevoll auf. Der Onkel Justizamtmann war mit seiner jüngsten Tochter, dem quecksilbernen, überlustigen Riekchen aus Rodach gekommen, uns zu begrüßen. Ein prächtiger, jovialer, liebenswürdiger Onkel! Sein Enkel Ernst, Freiherr von Stockmar, einst Schatzmeister der Königin Victoria und dann in ähnlicher Vertrauensstellung bei der preußischen Kronprinzessin Victoria, bis ein Rückenmarkleiden ihn zu einem traurigen Stillleben zwang, erzählt in den Denkwürdigkeiten des Vaters von Johann Ernst Gotthelf Stockmar: „Er war ein lebhafter, heiterer, humoristischer, gemüthlich wohlwollender Herr, gebildet, Bücherfreund, wissenschaftlicher Jurist. Er besaß das Rittergut Oberstieman an der bairischen Grenze. Als er einmal von da zurückkehrte — so erzählen seine Kinder — ergab sich zwischen ihm und einem Bekannten, dem er begegnete, folgendes Gespräch: „Wo kommen Sie her?“ — Stockmar: „Ich war auf meinem Gut.“ — „Was haben Sie denn dort gemacht?“ — Stockmar: „Ich bin umhergegangen mit Gefühlen des Eigenthums!“ — „Was sind denn das für Gefühle?“ — Stockmar: „Ich habe mich geärgert!“

Auch die älteste Cousine Karoline und deren Gatte, der Präsident Opitz, gefielen mir in ihrer Herzlichkeit sehr. Am meisten aber interessirte mich natürlich der Vetter Christian, der es durch seine Klugheit sogar schon zum Baron und zum vertrauten Freunde eines Prinzen gebracht hatte.

Vetter Chriſtian war damals — im Sommer 1822 — fünfunddreißig Jahr alt, keine Schönheit, aber eine ſchlanke, feine, vornehme Erſcheinung, mit etwas engliſirten Manieren und klugen lebhaften Augen, die mich ſo durchdringend anſahen, als wollten ſie meine geheimſten Gedanken erforſchen. Sein freundlich-anmuthiges und gewinnendes Lächeln hatte aber nicht ſelten einen bitteren Beigeſchmack — voll Ueberlegenheit, Satire oder Ironie. Auch irritirte mich in ſeinem Auftreten die Miſchung von deutſchem und engliſchem, bürgerlichem und höfiſchem Weſen. Sein ganzer ungewöhnlicher Lebensgang prägte ſich hierin aus.

Aus Chriſtians Knabenzeit erzählt ſein älteſter Sohn Ernſt folgenden charakteriſtiſchen Zug: „Vom Knaben ſind manche Züge frohen, humoriſtiſchen Uebermuthes und ſanguiniſchen Weſens überliefert. Mit einiger Verwunderung hörte ihm die Mutter zu, als er beim Familientiſch, auf das Geſchirr deutend, einſt ausrief: „Bei mir muß das Alles einmal von Silber ſein!“ — aber ſie erwiderte ruhig: „Wenn Du's kannſt, iſt es mir recht!“

In den Jahren 1805—10 hatte Chriſtian Stockmar in Würzburg, Erlangen und Jena Medicin ſtudirt und in Würzburg innige Freundſchaft mit dem jungen Friedrich Rückert geſchloſſen, dem bairiſchen Rentamtmannsſohne von Ebern. Rückert ſchildert ſeinen Freund aus dieſer Zeit als einen ernſten fleißigen jungen Mann mit etwas zurückgezogener vornehmer Haltung. Es war eine Freundſchaft, die ſich am Lebensabend beider Männer in freundlicher Weiſe erneute, als Stockmar in Koburg und Rückert in dem nahen Neuſeß lebte — und die bis an Stockmar's Tod dauerte.

Von 1810 an wirkte Stockmar als Aſſiſtenzarzt ſeines mütterlichen Oheims Sommer in Koburg. In dieſer Zeit richtete Rückert an den Freund das Gedicht:

(An der Herbſt-Tag- und Nachtgleiche, zwiſchen Buch und Kurzewind, auf dem Heimwege.)

„Geh' hin, Sonett, mein Sohn, und ſprich zu Einem,
Der mein vergiſſet in der Stadt Zerſtreuung:
„Wenn Deinem Herzen nicht gebricht Erfreuung,
So denke doch, daß ſie gebreche meinem."
Noch einmal bringet meine Bruſt in reinem
Verlangen Dir des Freundesruf's Erneuung;
Folgſt Du ihm nicht, ſo nehm' ich mit Bereuung
Den Ruf zurück und bring' ihn fürder keinem.
Wenn Du an ird'ſchen Reizes Angelſternen,
An Sinnenzaubers falſchen Sphärentönen
Vergeſſen kannſt den Freund und ſein Geſchick,
So kann ich zu vergeſſen Dich auch lernen
Am Buſen meiner himmliſch wahren Schönen,
Von der ich hier das letzte Kind Dir ſchicke."

F. R.

Chriſtian Stockmar ſchreibt aus jenen Tagen von ſich: „Im Jahre 1812 wurde ich Stadt- und Landphyſikus und als ſolcher richtete ich in jenem großen Kriegsjahre in Koburg ein Militärlazareth her, dem ich als dirigirender Arzt vorſtand. Es füllte ſich bald, erſt mit franzöſiſchen und alliirten, ſpäter mit ruſſiſchen Kranken und Verwundeten. Der Lazarethtyphus, der den Heeren überall nachfolgte, ſetzte ſich auch in dieſem Spital feſt. Mehrere Todesfälle Solcher, die mit dem Lazareth in unmittelbare Berührung gekommen waren, verbreiteten unter den Aerzten ſolche Furcht, daß nur ein alter Chirurg und ich den Muth hatten, den Dienſt zu verſehen. Dieſer dauerte meinerſeits bis in den November 1813, wo ich denn, nachdem ich der Anſteckung über ein Jahr widerſtanden, von dem Lazarethfieber in ſeiner gefährlichſten Form ergriffen wurde. Drei Wochen lag ich zwiſchen Leben und Sterben, genas aber, nachdem die eigentliche Krankheit vorüber war, wieder ſo raſch, daß ich ſchon im Januar 1814 als Oberarzt der Herzogl. Sächſiſchen Contingente mit nach dem Rhein ziehen konnte. Bei Mainz angelangt, wurde ich als Stabsarzt des fünften Armeecorps zu

den Spitälern commandirt, die unter Stein's Verwaltung in Mainz, Oppenheim, Guntersblum und Worms errichtet wurden. Hier verblieb ich als einer der dirigirenden Aerzte bis zum Herbst 1814, worauf ich nach Koburg zurückging . . ."

Während dieser Feldzüge war Stockmar dem jungen Prinzen Leopold näher getreten. Als dieser 1816 der Gemal der englischen Kronprinzessin Charlotte wurde, berief er Christian Stockmar als seinen Leibarzt nach England. Am 29. März 1816 landete der prinzliche Leibarzt in Dover. Als die Prinzessin Charlotte bereits am 6. November 1817 im Wochenbett starb, hatte der Leibarzt Stockmar sich schon so sehr das Vertrauen seines Prinzen erworben, daß dieser ihm an der Leiche seiner Gemalin unter Thränen und Umarmungen das Versprechen abnahm: für immer als Freund bei ihm zu bleiben! So hatte Vetter Christian den Arzt quittirt und bis jetzt als Secretär, Schatzmeister, Hofmarschall und Vertrauter bei dem Prinzen Leopold in England und auf Reisen gelebt. Jetzt war er soeben von einer Reise mit dem Prinzen aus Italien zurückgekommen, Prinz Leopold aber Anfang September nach Wien gegangen, um den Kaiser Alexander zu sprechen, während Stockmar noch bei seiner jungen Frau in Koburg zurückblieb.

Frau Fanny von Stockmar! Die ist mir stets eine problematische Natur gewesen, besonders aber als Vetter Christian's Frau. Sie war die einzige Tochter von Christian Stockmar's Oheim mütterlicher Seits, dem reichen Apotheker Sommer, durchaus nicht hübsch, kleinbürgerlich erzogen, eine herbe Natur, die sich mit den Jahren immer mehr verbitterte und versäuerte — bis zur Mischung von Galläpfeln und Essig. Es war eine Ehe ohne Liebe. Christian heirathete die 100,000 Thaler, um durch ein eigenes Vermögen sich dem Prinzen Leopold gegenüber eine durchaus selbstständige

Stellung zu ſichern. Er wußte, daß in dieſer Unabhängigkeit ſeine Macht beruhe. Dieſe politiſche und perſönliche Macht hat der Freiherr Chriſtian von Stockmar ſich durch ſeine Unabhängigkeit während eines langen inhaltreichen Lebens an den Höfen von London und Brüſſel bis an ſeinen Tod zu bewahren gewußt! Er liebte nicht das Geld an und für ſich — aber er liebte es als Mittel zum Zweck — zu ſeinen ehrgeizigen Zwecken. Ehrgeiz und Herrſchſucht waren die Grundzüge ſeines Charakters — die Triebfedern ſeines Handelns. Und ſo heirathete er der unliebenswürdigen Kouſine Fanny Sommer Geld — und nahm nothgedrungen die Frau mit in den Kauf. Aber als kluger Diplomat wußte er es ſo einzurichten, daß ſeine Frau ihm nicht beſonders läſtig fiel. Nur unter der Bedingung heirathete er ſie: daß er frank und frei in England weiter lebte — während ſie mit den Kindern in Koburg blieb. Hin und wieder beſuchte er ſeine Familie im Sommer in Koburg und er brachte ſeiner Frau dann ſtatt der Liebe ſchöne Diamanten mit, Geſchenke fürſtlicher Perſonen, denen der kluge Diplomat Baron Stockmar gefällig geweſen war. Es vergingen aber auch wohl mehrere Jahre, ohne daß Stockmar Frau und Kinder ſah. So viel ich weiß, hat er ſeine Frau nie mit nach England oder nach Brüſſel genommen. Sie ſaß in dem ſtillen Koburg und verzehrte ſich in Eiferſucht und — ſcharrte — ſcharrte — ſcharrte immer mehr Geld zuſammen. Sie verknöcherte ſich mit den Jahren mehr und mehr zum perſonificirten Geiz — — und durch dieſen Geiz hat ſie ſich ſpäter an dem armen, alten, hinſterbenden Gatten furchtbar für ihre vernachläſſigte Jugend gerächt. Davon ſpäter.

Vetter Chriſtian war damals — 1822 — der liebenswürdigſte, charmanteſte Vetter. Er kaufte der Mutter ihr letztes väterliches Erbſtück, den ſchönen Glockenberg bei Koburg ab. Er verſchaffte unſerem Louis eine Stelle in dem Kauf-

geſchäft ſeines Bruders Karl Stockmar in Augsburg — und er machte mich zur glückſeligſten — — Komödiantin. Schnell hatte er mein ganzes kindliches Vertrauen erworben und ſo ſchüttete ich dem herzigen Vetter mein übervolles, überſtrömendes junges Komödiantenherz aus und klagte ihm, daß ich eine alte ſpitznaſige, brillentragende Gouvernante werden müſſe, weil der Onkel General Bauer in Kaſſel nicht wollte, daß ſein Name auf dem Komödienzettel und eine Bauer mit dem edlen Poniatowski-Blut in den Adern auf den unnoblen Brettern ſtehe ... Ich mußte Vetter Chriſtian meine liebſten Hebel'ſchen und Schiller'ſchen und ſeine liebſten Rückert'ſchen Gedichte deklamiren — er hörte mit feinem, immer freundlicheren Lächeln zu und ſagte dann in ſeiner originellen humoriſtiſchen Weiſe:

„Taute Chriſtiane! Was guter Eſſig werden ſoll, wird früh ſauer. Bis jetzt iſt unſere Familie mit künſtleriſchen Talenten nicht geſegnet geweſen; es ſoll mich freuen, eine Künſtlerin Kouſine — und eine Kouſine Künſtlerin nennen zu können — — aber das bitte ich mir aus, Lina, daß Du eine wahre, edle, tüchtige Komödiantin wirſt — — und daß Du bei jedem Auftreten neue Schuhe und Handſchuhe anziehſt. Das biſt Du Deiner Kunſt und der ganzen reſpektablen Familie ſchuldig!"

So war's denn — trotz dem Onkel General in Kaſſel — beſchloſſen: daß ich Schauſpielerin werden durfte. Jubelnd flog ich dem guten, klugen, prächtigen Vetter an den Hals. In jener Stunde gab es ſchwerlich einen glücklicheren Sterblichen in der ganzen Welt, als das junge Linchen. Wie ſchön war doch das Leben! Wie gut alle Menſchen! Wie lachte die Sonne ſo goldig hell, wie ſangen die Vögel ſo fröhlich, wie blühten und dufteten die Blumen ſo wonnig! Den ganzen Tag hätte ich tanzen und ſingen mögen: Freut Euch des Lebens!

Mit Vetter Christian machten wir auch einen Besuch bei den fürstlichen Herrschaften. Der regierende Herzog Ernst empfing uns in seiner reizenden Schöpfung, der Rosenau, sehr freundlich, obgleich er leidend war. Er war kurz vorher auf der Jagd von einem angeschossenen wüthenden Hirsch gestoßen und trug noch den Arm in der Binde und den Kopf verbunden. Er war ein schöner, stattlicher Mann. Seine brennenden Blicke, mit denen er mich musterte, sollte ich erst später verstehen lernen.

Durch den schönen, schattigen Park jagte ich mich im lauten Spiel mit zwei munteren Knaben: dem braunen vierjährigen Erbprinzen Ernst — dem jetzt regierenden Herzog — und dem dreijährigen, überaus lieblichen, blondlockigen Prinzen Albert, der in seiner ganzen Erscheinung etwas Engelhaftes hatte. Er sollte der Gemal der Königin Victoria und der Vater der preußischen Kronprinzessin werden.

Auch die Mutter der jungen Prinzen sah ich flüchtig — die unglückliche Herzogin Luise: eine zierliche reizende Frau mit blonden Locken und blauen Augen. Böse Zerwürfnisse trübten schon damals ihre Ehe und verdüsterten die sonnige Jugendzeit ihrer Kinder.

Der Skandal mit der „jungen Griechin" dauerte noch immer fort, obgleich diese in Koburg schon viele Nachfolgerinnen erhalten hatte. Mad. Alexandre Panam drohte mit der Veröffentlichung ihrer Memoiren. Um sich für die vielen Untreuen ihres Gemals zu rächen und sich in der Vereinsamung ihres Herzens zu betäuben, hatte nun auch die Herzogin Luise zärtliche Liebesfäden nach außen gesponnen und geknüpft ... In Koburg erzählten sich die Spatzen auf dem Dach von den Liebschaften des Herrn Herzogs und der Frau Herzogin ...

In Ketschendorf wurden wir von der frommen Herzogin-Wittwe empfangen — sehr kühl und vornehm. Es fröstelte

mich förmlich in der Nähe dieſer geſtrengen, tugendſtolzen Dame ... An der Wand ihres Empfangs-Salons hing das Bild eines ſchönen, ſchlanken, jungen Mannes mit großen melancholiſchen Augen und einem ernſten Zug um den feinen Mund ...

Es war der Lieblingsſohn dieſer froſtigen Fürſtin: Prinz Leopold, der noch immer um ſeine ſo jung verſtorbene Gemalin, die Kronprinzeſſin Charlotte von England, trauerte ..

Welch ein inniges Mitleid hatte ich mit dem ſchönen, traurigen Prinzen! Er war ja auch der liebevolle Herr und Freund des guten, humoriſtiſchen Vetter Chriſtian ...

— — Und nach ſieben Jahren?

Ihr gnädigſtes Geſchenk haben uns die gütigen Götter verliehen, als ſie uns die Zukunft verſchleierten ...

7. Unterwegs.

In Lüften fliegen Vögel g'nug,
Nicht wie der andre jeder,
Sie haben gar verſchied'nen Flug
Und gar verſchied'ne Feder.

Rückert.

Vom Onkel, dem guten Juſtizamtmann Stockmar, eingeladen, machten wir auf der Heimreiſe einen kurzen intereſſanten Beſuch in dem Städtchen Rodach. Die lebhafte Kouſine Riekchen, Vetter Chriſtians vierundzwanzigjährige Schweſter, hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich in ihre liebe Superintendentur — zu ihrem verehrten Sänger, dem greiſen Superintendenten Hohnbaum, zu führen, dem väterlichen Freunde Friedrich Rückerts, der in dieſem patriarchaliſch-gaſtlichen Pfarrhauſe ſo oft dichtend geweilt und ſeinen liebevollen Gaſtfreund in der Idylle „Rodach“ beſungen und ſo unſterblich gemacht hat ... Und vor mir ſtand der originellſte, liebenswürdigſte aller Pfarrer — ein kleiner, ſchöner, roſiger Greis von 75 Jahren — in weißer Zipfelmütze und einem weißwollenen Hauscamiſol und langen weißwollenen Strümpfen, die bei dem lebhaften Mann aber bedenklich auf die ausgetretenen Pantoffeln niedergerutſcht waren.

Ein echt patriarchaliſches Haus! Da ſaßen die ſpinnenden Mägde Abends mit der Familie in derſelben Wohnſtube, wo der „Vater“ ſeine Predigten machte, dichtete, malte, muſicirte und das ländliche Mahl in zinnernen Schüſſeln auf dem Tiſche ſtand.

Manche originelle Anecdote charakterisirt den geistesfrischen, herzenstüchtigen Greis, der selbst vor den „Hoheiten“ und „Durchlauchten“ in Koburg und Hildburghausen kein Blatt vor den Mund nahm.

So bei dem Herzog von Hildburghausen, dem Schwager der Königin Luise von Preußen, der den „Alten von Rodach“ gar wohl leiden mochte und ihn häufig zur Tafel zog. Dann kam der Superintendent auf seinem hochbeinigen Klepper an den Hof geritten. Gar oft hatte der Herzog ihm dort gnädig zugeflüstert: „Lieber Hohnbaum, Ihr alter Gaul will nicht mehr recht fort. Ich schenk' Ihnen einen jungen; verlassen Sie sich darauf!“ — Aber der Herr Herzog von Hildburghausen hatte ein ebenso kurzes Gedächtniß für des Superintendenten Pferd, wie der Herzog Alexander von Württemberg für meines Vaters goldne Uhr.

Als nun der Superintendent mal wieder bei Hof speiste und zum Schluß „Spanischer Wind“ servirt wurde, sagte der Alte von Rodach bei erster Gelegenheit sarkastisch halblaut vor sich hin:

„Echtes Hofgebäck!“

„Warum?“ fragte ein Hofherr.

„Es verspricht viel und hält wenig!“ war die unschuldsvolle Antwort des Alten.

„A—a—h so! Ich verstehe!“ murmelte der Herzog nicht ohne Verlegenheit.

Und als der Superintendent auf seinem alten Klepper Abends nach Hause kam, fand er einen stattlichen englisirten Braunen aus dem herzoglichen Marstall an seiner Krippe stehen. Auf diesem ritt der Alte am nächsten Morgen zu Hof, sich bei dem Herzoge mit verschmitztem Lächeln zu bedanken.

Ein andermal traf der alte Hohnbaum mit dem Herzoge von Hildburghausen in der Pfarre zu Eishausen zusammen,

als der Pfarrer seinen Landesherrn in zarter Weise daran zu erinnern wagte: wie die herzoglichen Hirsche und Schweine des Bauern sauren Schweiß und frohe Erntehoffnungen alljährlich fast ganz vernichteten! . . . Aber der Herzog, ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, brach das Gespräch unwillig ab — — bis der freimüthige Superintendent aus dem koburgischen Rodach das Thema wieder aufnahm und dem Landesherrn von Hildburghausen schließlich in's Gesicht sagte:

„Durchlaucht haben Ihre Hirsche lieber, als Ihre Bauern!"

Da sprang der Herzog, hochroth vor Zorn, auf und verließ ohne Gruß das Zimmer. Aber als er schon im Wagen saß, ließ er den freimüthigen Superintendenten kommen und nahm seine Meerschaumpfeife aus dem Munde und reichte sie dem Alten — mit den Worten:

„Meinen es gut und ehrlich mit meinen Bauern und mit mir. Da — da, nehmen Sie die Pfeife zum Andenken an diese Stunde — — aber brauchen nicht gleich so grob zu sein!"

Ob die Bauern und ihre Aecker viel von dieser derben Lehre profitirt haben? — Spanischer Wind — Hofgebäck!

Als die Prinzessinnen Paul von Württemberg und Amalie von Hildburghausen einst dem alten Superintendenten in Rodach einen Besuch machten und eine Weile vor der Thür warten mußten, bis der Alte zu ihrem Empfange bereit war, da sagte er schalkhaft:

„Hoheiten wollen mich gnädigst entschuldigen — — ich habe erst meine Strümpfe heraufziehen müssen!"

Einst kommt ein altes Weib aus seiner Gemeinde zum Superintendenten, um wohlfeil von ihm Korn zu kaufen. Da er es ihr abschlägt, schimpft sie: „Verfluchter Kornpfaff!" — Er thut, als höre er es nicht. — Nach einer Weile kommt sie wieder, den Herrn Superintendenten schmeichelnd

und heuchelnd zu bitten, ihr eine Eingabe an die Regierung zu machen! — Sogleich ſetzt er ſich hin und ſetzt die Schrift auf. Beglückt fragt ſie nach ihrer „Schuldigkeit“. Freundlich antwortet der Alte:

„O nicht doch! Sie iſt mir gar nichts ſchuldig. Der verfluchte Kornpfaff hat der alten Meerkatze gern den Gefallen gethan!“

Ein Freund heiterer Geſelligkeit, kommt der Superintendent eines Abends ziemlich ſpät und ein wenig angeheitert nach Hauſe. Leiſe tritt er in die dunkle Schlafſtube, aber ſein getreues Hauskreuzlein wacht noch und — hält ihm eine kleine Gardinenpredigt.

„Mutter, ſeien Sie nur wieder gut, ich bringe Ihnen auch ein munteres Spitzle mit heim!“ ſucht er ſie zu begütigen.

„Auch das noch — was ſollen wir mit dem unnützen Freſſer? Und wo ſoll er hauſen?“

„Sorgen Sie nicht, Mutter, ich nehm' das Spitzle mit in's Bett!“

Am andern Morgen ſteht die Frau leiſe auf und holt ein Schüſſelchen voll Milch und Brod und ſtellt es unter's Bett und lockt das Spitzle — — umſonſt.

„Vater, wo haben Sie denn das Spitzle gelaſſen? — es muß doch Hunger haben!“

„O, das Spitzle iſt längſt wieder fort — weil Sie über Nacht ſo gezankt haben, Mutter — und ich bin ganz zufrieden damit, denn ich hab's im Kopf mit heimgebracht!“

Seltſam! Mann und Frau nannten ſich ſtets — Sie. Auch die Kinder redeten die Eltern Sie an. Nur einem einzigen Menſchen gönnte der Alte von Rodach das trauliche gegenſeitige Du — das war ſein beſter Freund, der Freiherr Chriſtian Truchſeß von Wetzhauſen auf der nahen Bettenburg, in ſeiner Art ein eben ſo edles Original, wie unſer Rodacher Superintendent.

In Musik und Malerei ragte der Alte weit über den Dilettantismus hinaus. Er dichtete und componirte für seine Kirche mehrere Kantaten und spielte und sang an seinem kostbaren Wiener Flügel, der sich neben den schlichten weiß gescheuerten eichenen Tischen und Stühlen gar wunderlich ausnahm, seine eigenen einfachen Lieder, die das Herz bewegten und Thränen in's Auge lockten.

Als einst nach einem solchen rührenden Liede eine gefeierte Sängerin eine Bravour-Arie sang und selbstbewußt nach Beifall ausschaute, sagte der Alte ihr verblüffend: „Sie haben das Schnupftuch zu meinen Thränen gesungen!"

Von Hohnbaums alten und altmodischen Gedichten bewahrt meine alte sechsundsiebenzigjährige Kousine Riekchen Stockmar (geb. 1798), Vetter Christians Schwester, noch als Reliquie folgende Verse auf, die Rodachs origineller Superintendent einst an das junge Riekchen gerichtet hat:

„Ich dulde, daß Dich „Schöner Engel" nenne,
Wer Dich nicht so wie ich gekannt,
Ich habe Dich, so lang' ich Dich nun kenne,
Nie „Schön" — „Engel" selten nur genannt.
Ein Gott verlieh mir höh're Worte,
Ich kleide Dich in Sonnenstrahlen-Glanz,
Ich hole von der Himmelspforte
Dir einen ew'gen Sternenkranz.
Ich schmücke Dich mit allen Rosenölen
Zu aller Jungfrau'n Königin,
Es schmücken Deine Brust des Thau's Juwelen,
Des Morgenrothes roth Rubin.
Wenn Du nun so umschlungen
Mit allen Schönheitskränzen bist,
Mein Geist mit tiefern Huldigungen
Den Reichthum Deines Geistes grüßt,
Und der mit Deiner innern Güte
So ganz in Eins zusammenfließt —
Wo ist im ganzen Sprachgebiete
Ein Name noch, der Deiner würdig ist?!"

Mit welcher Seligkeit hat Tante Riekchen mir dies Huldigungsgedicht in unſern alten Tagen vorgeleſen und mit ihren wunderlichen Krähenfüßen abgeſchrieben! Und wenn ich dabei die lange, dürre, ſteife, alte Jungfer in den verſchollenen engen Gewändern und den geſtrickten ſchwarzwollenen Fingerhandſchuhen anſah — — der Mund lachte, aber das Herz weinte über das ſchnelle traurige Welken von Lenz und Jugendblüthe!

Und wie bald und wie traurig ſollte auch die Idylle „Rodach“ ein Ende haben! Als ich nach ſechs kurzen Jahren — unter wie anderen Verhältniſſen! — nach Koburg zurückkehrte, um eine goldene — Sklavenkette auf mich zu nehmen: da lag aller Frohſinn, alle Freundſchaft, alles Glück in den Häuſern Stockmar und Hohenbaum begraben in — Staub und Aſche.

Am Sonnabend, dem 30. Januar 1825, ſollte ein Maskenball in Rodach ſein. Riekchen Stockmar war ſchon zum Feſt koſtümirt; überluſtig, wie immer, nahm ſie ihren Vater in den Arm und tanzte mit ihm in der Stube herum ... Da erſcholl Feuerlärm. Es brannte im Nachbarhauſe. Voll Geiſtesgegenwart brachte der Juſtizamtmann die ihm anvertraute Kaſſe in Sicherheit — dann eilte er in's Hinterhaus, ſeine lieben Bücher zu retten. Aber ſchon ſchlug ihm die helle Flamme entgegen ... Vom Herzſchlage getroffen, brach der Onkel todt zuſammen ... Während man die Leiche aus dem brennenden Hauſe in die Superintendentur trägt, kommt ein ſchwarzer Ziegenbock die Hintertreppe herauf und läuft zwei Mal um den Tiſch und dann ebenſo wieder hinaus ... Natürlich ſagten die Leute ſpäter: den Juſtizamtmann Stockmar hat der Teufel geholt!

Bei der Brandpredigt, die der ſiebenundſiebenzigjährige Superintendent am Morgen unter rauchenden Trümmern — und bei der Leichenrede, die er dem todten Freunde

Stockmar am beschneiten Grabe hielt, blieb kein Auge trocken.

Am Sonntage darauf feierte Hohnbaum sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum — — im November haben sie ihn zu seinem Stockmar hinabgebettet in die gefrorene Erde! —

* * *

Von Rodach ging Ende September 1822 die Heimfahrt nach dem nahen Dorfe Eishausen, dessen großes düsteres Schloß damals ein merkwürdiges Geheimniß barg, das die ganze Umgegend seit Jahren lebhaft beschäftigte. Mit welcher fieberhaften Spannung lauschte ich allen Erzählungen in Koburg, in Rodach und in Eishausen, zu dessen Pfarrer Kühner, dem Neffen Hohnbaums, der alte Superintendent und Onkel Stockmar uns begleiteten — über den geheimnißvollen Grafen und die womöglich noch geheimnißvollere Gräfin in dem verwunschenen Schlosse.

Und da lag das gespenstische Schloß vor uns, gegenüber der Pfarre — mit gewaltigen grauen Mauern und öden, todten Fenstern — wie ausgestorben. Nichts regte sich auf dem Hofe — Niemand zeigte sich an den Fenstern. Aber der Pfarrer Kühner wußte viel von seinen seltsamen Nachbaren zu erzählen . . .

Es war am Anfang unseres Jahrhunderts. Deutschland war von vornehmen französischen Emigranten überfluthet, die erst vor der blutigen Revolution — und dann vor dem korsischen Emporkömmling Napoleon aus ihrem Vaterlande geflohen waren.

So lebte seit dem Jahre 1803 auch in dem württembergischen Städtchen Ingelfingen ein fremder vornehmer Herr mit einer Dame, die man für französische Emigranten hielt, deren Namen aber Niemand wußte. Man nannte sie nur den „Grafen“ und die „Gräfin“. Sie wohnten in der Apotheke.

Der „Graf“ war ein ſchöner ſtattlicher Mann von einigen dreißig Jahren, von elegantester Tournüre und gewinnender Liebenswürdigkeit. Er plauderte gern mit ſeinem Hauswirth über die Zeitereigniſſe und zeigte große Sympathien für die verbannte Königsfamilie von Frankreich. Zuweilen beſuchte er den Apotheker auch in ſeinem Laboratorium und entwickelte hier nicht geringe chemiſche und mediciniſche Kenntniſſe. Er hielt mehrere ausländiſche Zeitungen und korreſpondirte nach allen Weltgegenden hin. Ueber ſeine Familien-Verhältniſſe und die Dame, die mit ihm lebte, ſprach er nie. Nur bedauerte er einſt lebhaft: keine Kinder zu haben.

Die Ingelfinger hielten ihren Gaſt für einen franzöſiſchen Prinzen — vielleicht gar für den Herzog von Angoulème.

Noch weniger wußte man von der Gefährtin des Fremden. Sie war tief verſchleiert in eigener Equipage angekommen. Wenn ſie am Arme des Grafen ausging, trug ſie ebenfalls einen dichten Schleier oder eine grüne Brille. Im Hauſe war ſie ſelbſt für die Apothekerfamilie und eine in Ingelfingen gemiethete Dienerin, welche die Wohnung überhaupt nur an beſtimmten Tagesſtunden betreten durfte, völlig unſichtbar. Man glaubte nur zuweilen ihr leiſes Weinen zu hören. Darin aber waren Alle — trotz Brille und Schleier — einig: die Fremde war jung und ſchön! Einige wollten ſogar eine auffallende Aehnlichkeit mit der unglücklichen Tochter Marie Antoinette's und Ludwigs XVI. entdeckt haben. Jedenfalls hatte ſie ein echt bourboniſches Geſicht ...

Ein vertrauter Kammerdiener, der zugleich Kutſcher war, begleitete das geheimnißvolle Paar. Aber er blieb allen Neugierigen gegenüber ſtumm wie ein Fiſch.

Plötzlich — an einem frühen Märzmorgen 1804 — waren die Fremden mit Kutſcher und Equipage verſchwunden. Am Abend hatte der Graf einen Brief erhalten, der ihn

ſehr aufregte. In der Nacht war gepackt und Alles bezahlt. Dem Apotheker händigte der Graf werthvolle Andenken ein. Noch ehe Ingelfingen erwachte, hatten die Geheimnißvollen das Städtchen verlaſſen. Niemand erfuhr, wohin ſie gegangen waren.

Als bald darauf die Schreckens-Nachricht durch alle Zeitungen lief: Napoleon habe am 14. März den Herzog von Enghien in dem badiſchen Flecken Ettenheim aufgreifen und in Vincennes bei Paris gegen alles Völkerrecht grauſam erſchießen laſſen — — da ſteckten die Ingelfinger wichtig die Köpfe zuſammen: Ja, ja, unſer Emigrant war auch ein bourboniſcher Prinz, der, rechtzeitig gewarnt, vor dem Henker Napoleon geflohen iſt!

Nach einigen Monaten brachte der Schwäbiſche Mercur — aus welcher Quelle? — die Nachricht: Ein vornehmer franzöſiſcher Emigrant, der einige Zeit in Ingelfingen lebte, iſt geſtorben . . .

Da trauerte man in Ingelfingen um den freundlichen Grafen, der ſicher ein Prinz war . . . Wo aber mochte ſeine geheimnißvolle Gefährtin geblieben ſein?

Die guten Ingelfinger hatten in ihrer Unſchuld keine Ahnung davon, daß man ſelber ſeine Todesnachricht in die Zeitungen ſchickt, wenn man vor einem gefährlichen Feinde ſeine Spuren vollſtändig von der Erde vertilgen möchte.

Inzwiſchen lebte in einem ſtillen einſamen Gehöft der Schwäbiſchen Alp ein geheimnißvolles Einſiedlerpaar, das eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Geſtorbenen und Verſchollenen von Ingelfingen hatte — bis es nach zwei Jahren auch hier ſpurlos verſchwand.

Bald darauf — Ende 1806 — hielt vor dem „Engliſchen Hof", dem vornehmſten Gaſthauſe zu Hildburghauſen, eine verſchloſſene Equipage. Der gewandte Kutſcher öffnete den Schlag. Ein ſtattlicher Herr von etwa vierzig Jahren mit

exclusiven Manieren hob ehrfurchtsvoll, den Hut in der Hand, eine junge, dicht verschleierte Dame heraus und führte sie in die bereit gehaltenen Gemächer . . .

Der Diener nannte den Fremden stets nur, wenn er ihn anredete oder von ihm sprach: „der guädige Herr!“ Briefe, die für den guädigen Herrn ankamen, trugen die Adresse: „Baron Vavel de Versay.“ In Hildburghausen aber sprach man bald von dem reichen französischen „Grafen“, einem vornehmen Emigranten, der sehr viel Geld ausgebe, und von der jungen schönen „Gräfin“, die bei den Ausfahrten in eigener schöner, mit Schimmeln bespannter Equipage immer Schleier oder Brille trage und die noch Niemand ordentlich gesehen oder gesprochen habe — und von dem verschlossenen Diener, der Niemandem Rede und Antwort stehe . . .

Nach einiger Zeit bezog der Graf eine stille Privatwohnung, verkaufte seine Schimmel und fuhr nur noch mit Postpferden spazieren. Die Gräfin bestieg in dem umschlossenen Hofe den Wagen und der Postillon hatte den strengsten Befehl, sich nach seinen Passagieren nie umzusehen. Corridor und Treppe ließ der Graf durch Verschläge von der Wohnung der Hauswirthin absperren. Die mußte für die tiefste Stille im Hause sorgen und alle auf den Namen Vavel de Versay einlaufenden Briefe in einen an der Treppenthür hängenden Korb werfen und dann mit der Glocke läuten. Als die Kinder sich einst an das Hoffenster drängten, die Gräfin in den Wagen steigen zu sehen, drohte der Graf, die theure Wohnung zu verlassen, wenn dergleichen „Ungehörigkeiten“ sich wiederholten. — Einen bettelnden Handwerksburschen, der durch die zufällig offene Treppenthür eingedrungen war, verjagte der Graf im höchsten Zorn mit erhobener Pistole.

Zuweilen verreisten die Fremden auf einige Tage. Dann bestieg der vertraute Diener wieder den Kutscherbock und

fuhr selber. Niemand erfuhr, wohin diese geheimnißvollen Reisen gingen. Die Vermuthung liegt aber nahe: nach Mainz oder Frankfurt a. M., wo damals viele vornehme Emigranten lebten. —

Ende September 1810 bezogen der Graf und die Gräfin und der vertraute Diener das alte leerstehende Schloß auf der Hildburghausen'schen Domäne Eishausen, an der Straße zwischen Hildburghausen und Koburg. Im Erdgeschoß wohnte nur der alte Schloßverwalter mit seiner Frau, die für tiefste Stille im Hause sorgen mußten. Der Sohn des Pfarrers Kühner entwirft von diesem „Stillleben" folgendes anschauliche Bild:

„Als ein Kind von neun Jahren wurde ich einmal zum Verwalter in's Schloß geschickt; ich ging zaghaft und auf den Fußspitzen die steinerne Treppe des Schlosses hinan. Ehe ich noch nach dem Klingelzuge griff, öffnete sich schon von innen leise die Thür und der Verwalter schob mich freundlich flüsternd in seine Stube. Der gute alte Mann mit dem kaffeebraunen Rocke, der halb Frack, halb Ueberrock und von oben bis zu den Knöcheln herab mit zwei Reihen thalergroßer Metallknöpfe besetzt war, schenkte mir damals ein uraltes Bilderbuch; aber er sprach nur flüsternd mit mir und ich war froh, als ich aus dem verzauberten Schlosse heraus war.

Der Kammerdiener war ein ernster, abgemessener, wortkarger Mann, eine kräftig gebaute, breitschultrige Gestalt mit vollem Gesicht und schneeweißem Haar. Er zeigte sich nie, wenn nicht in voller, reichbetreßter Livrée; er ging fleißig in die Kirche, stand aber in wenig Verkehr mit dem Dorfe. Niemand hat von ihm eine Andeutung über die Geschichte seines Herrn vernommen, oder auch nur eine Anspielung darauf, daß er irgend ein Geheimniß zu bewahren habe. Im Dorfe stand er im Geruche eines Wundermannes:

er konnte das Blut ſtillen, ſagte die Witterung vorher und dergleichen mehr — ein Ruf, der ſich wahrſcheinlich nur auf ſeine, ſeinen Stand überragende Bildung gründete. Ich ſelbſt habe den Mann nie geſprochen oder ſprechen hören, obſchon ich vier bis fünf Jahre lang mit ihm in demſelben Dorfe wohnte.

Die Köchin durfte das Schloß niemals verlaſſen. Als nach Jahren der Abſperrung der Graf ſie in einer außerordentlichen Verlegenheit in der Nacht zu dem Pfarrer ſchickte, konnte ſie ſich kaum über den Weg fortſchleppen; ſie hatte das Gehen auf bloßer Erde verlernt.

Die Vereinſamung des Kammerdieners mit der Köchin blieb indeß nicht ohne Folgen. Die Köchin bekam ſchnell hinter einander zwei Kinder; das erſte, ein Knabe, wurde nach dem ausdrücklichen Willen dee Grafen „Papageno“ getauft. Beide Kinder wurden ſogleich nach der Geburt aus dem Schloſſe geſchafft und in dem nächſten Dorfe, Steinfeld, erzogen. Papageno, oder „Papperle“, wie ihn die Leute nannten, machte ſpäter durch unordentliches Leben dem Grafen viel Verdruß. — Ein den Grafen berührender Verdacht knüpfte ſich durchaus nicht an dieſe Kinder . . .“

Zur Verbindung mit der Außenwelt und beſonders zu Beſorgungen in Hildburghauſen hatte der Graf noch ein Ehepaar Schmidt angenommen, das in der Stadt wohnte, aber täglich nach Eishauſen heraus kam und vom Volk einfach „der Bote“ und „die Bötin“ genannt wurde. Auch ſie vermieden auf ſtrengſten Befehl des Grafen alle überflüſſigen Geſpräche mit den Leuten. Eine im Dorfe wohnende Aufwärterin durfte das Schloß nie betreten.

„Eine ziemlich unveränderliche Tagesordnung herrſchte. Früh um 4 oder 5 Uhr klopfte die „Aufwärterin“ an ein Fenſter des Schloſſes, gab durch das Fenſter die Milch an die Köchin ab, erhielt die Zeitung für den Pfarrer und andere Aufträge.

Um 9 Uhr sah man die „Bötin“ aus der Stadt kommen; sie brachte Nahrungsmittel und andere Bestellungen aus der Stadt und die Briefe und Zeitungen der Morgenpost. Ihr wurde das Schloß geöffnet . . .

Der Kammerdiener besorgte neben seinem geheimen Dienst im Schlosse die Wartung der Pferde, welche wieder angeschafft worden waren. Um 10 Uhr hielt gewöhnlich die Equipage des Grafen vor der Schloßthür. Der Graf erschien mit der tief verschleierten Dame, führte sie mit dem Hut in der Hand die Treppe herab an den Wagenschlag, hob sie nach einer Verbeugung hinein, setzte sich dann selbst ein — und nun brausten die zwei riesengroßen, pechschwarzen Rappen mit dem niemals zurückgeschlagenen Wagen, den Kammerdiener in dreieckigem Hut und silberstrotzender Livrée als Kutscher auf dem Bock, aus dem Dorf hervor auf dem Wege nach Rodach zu. Ein Paar Hundert Schritte vor der Stadt wendete der Wagen um und fuhr nach Hause. Mitunter fuhr der Graf allein, ohne Begleitung der Dame; sehr selten des Nachmittags. Niemals ist die Dame allein ausgefahren.

Gegen Mittag verließ die „Bötin“ das Schloß; am Nachmittag kam der „Bote“ mit den Nachmittagszeitungen und zur Besorgung neuer Geschäfte. Am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag ging noch ein dritter Bote, ein Mann vom Dorf, in die Stadt, um die Abendzeitung zu holen . . .“

Welch ein Apparat von Bedienung für zwei weltverlorene Einsiedler, die mit dem Leben dort draußen für immer abgeschlossen hatten! Konnte es für sie nicht ganz gleich sein, ob sie die Zeitungen einige Stunden früher oder später erhielten?

Bald nach der Geburt seines zweiten Kindes starb der Kammerdiener. Seine letzten Stunden waren durch

Gewiſſensangſt getrübt. Aber umſonſt rief er nach dem Pfarrer, um ihm zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen. Der Graf ließ dieſen treuen Diener ohne geiſtlichen Troſt und ohne ärztliche Hilfe ſterben.

Die Rappen wurden abgeſchafft und ein Grasgarten in nächſter Nähe des Schloſſes zum Spazierengehen gemiethet und mit einer acht Schuh hohen Bretterwand umgeben. Jeden Morgen ging der Graf hier eine Stunde ſpazieren. Wenn er in's Schloß zurückgekehrt war, trat die „Bötin" aus deſſen Thür und blieb nach einigen Schritten ſtehen, ohne ſich umzuwenden. Nach ihr kam die tiefverſchleierte Gräfin zum Vorſchein und ſchritt hinter der Bötin her, ohne daß dieſe ſich umſehen durfte, auf die Gartenthür zu. Dieſe ſchloß die Bötin auf, ſich hinter der Thür verbergend. War die Gräfin eingetreten, ſo ſchloß die Bötin zu und hielt vor dem Garten Wache, bis die Spazierende ihr Taſchentuch in die Höhe warf und der vom Schloßfenſter aus beobachtende Graf der Bötin ein Zeichen gab, die Gräfin in's Schloß zurückzuführen. Dies geſchah unter denſelben Vorſichtsmaßregeln, wie vorher, ſo daß die Bötin die geheimnißvolle Fremde dreißig Jahre hindurch in den Garten und zurück in's Schloß begleitete, ohne ſie geſehen, ohne ein Wort mit ihr gewechſelt zu haben.

Die Gräfin war eine große Thierfreundin. Man ſah ſie zuweilen am Fenſter ſtehen und Vögel, Hunde und Katzen füttern. So erzählt der Sohn des Pfarrers Kühner:

„Ich ſelbſt habe die Gräfin, obſchon ich 15 Jahre lang theils ganz, theils in allen Ferien auf dem Dorfe lebte, überhaupt nur zwei Mal und nur ein Mal einigermaßen deutlich geſehen; dies letztere geſchah aus einiger Entfernung mittelſt eines Glaſes. Es mag im Jahre 1818 geweſen ſein. Die Gräfin ſtand am offenen Fenſter und fütterte mit Backwerk eine Katze, die unter dem Fenſter war. Sie

erſchien mir wunderſchön; ſie war brünett; ihre Züge waren ausnehmend fein; eine leiſe Schwermuth ſchien mir eine urſprünglich lebensfriſche Natur zu umhüllen; in dem Augenblick, wo ich ſie ſah, lehnte ſie in ſchöner Unbefangenheit im Fenſter, den feinen Shawl halb zurückgeſchlagen, wie ein Kind mit dem Thiere unter ſich beſchäftigt. Ich ſehe noch, mit welcher Grazie die ſchöne Gräfin das Backwerk zerbröckelte und die Fingerſpitzen am Taſchentuche abwiſchte . . .

Den Grafen habe ich einige Mal geſehen, wenn er ſpazieren fuhr, und ein Mal in unmittelbarer Nähe. Dies letztere Begegnen iſt mir unvergeßlich. Es war nämlich unter den Bauern des Dorfes allmälig ſtillſchweigende Verabredung geworden, daß Geräuſch in der Nähe des Schloſſes ſo viel wie möglich vermieden werde, daß die Kinder nicht dort ſpielten, daß Niemand nach den Fenſtern des Schloſſes gaffe. Mir ſelbſt war dies Gebot durch meinen Vater eingeſchärft . . . Einmal jedoch rannte ich im Spiel vor mich hin bis in die Nähe des Schloſſes. Plötzlich auf einem ſchmalen Stege, der aus der Nähe des Schloſſes über einen Bach führte, ſehe ich den Geheimnißvollen, der auf eben dieſer Brücke mit raſchen Schritten mir entgegenkommt. Ein Knabe vom Rieſengebirge, der urplötzlich die Geſtalt Rübezahls neben ſich erblickt, kann nicht mehr erſchrecken, als ich bei dem Anblick des Unbekannten; noch ſehe ich ihn im grauen Filzhute, langem, dunklen Oberrocke, weißen Strümpfen — ſein kräftiges, ſcharfgezeichnetes Geſicht, die friſche dunkle Farbe, beſchattet von rabenſchwarzem Haar und ſtarkem Backenbart, die blitzenden Augen, den entſchiedenen, raſchen Gang. Ich drückte mich an das Geländer des Stegs, zog ſchüchtern meine Mütze und ſtand unbeweglich. Der Graf ging, ohne mich anzuſehen, vorüber, kehrte aber, wie im Zorn, raſch wieder um, und ehe ich noch von meinem

Platze losgekommen war, ging er wieder zurück an mir vorüber und verschwand im Schloß . . .“

Man lebte im Schloß ziemlich luxuriös. Eine ausgesucht feine Garderobe für den Grafen und die Gräfin und die theuersten Delikatessen wurden aus Frankfurt am Main bezogen. Die edelsten französischen Weine und Liqueure hielten in dem gräflichen Keller nie lange vor. Nach kaum vierzehntägigem Gebrauch hatten die neuen weißseidenen Strümpfe für immer ausgedient. Nie berührte der Graf ein Buch, eine Zeitung, einen Brief, die schon durch andere Hände gegangen waren. Einst klagte er: „In meinem Schlosse daheim, auf den großen Marmortreppen, die zum Eingang führen, durfte nie ein Stäubchen liegen — und hier finde ich selbst im Zimmer Staub!“

Von den Wunderlichkeiten im Schlosse und den herrischen Launen des Grafen erzählte man im Pfarrhause allerlei seltsame Geschichten.

Des Grafen Rappen standen nach des Kammerdieners Tode bei dem Domänenpächter in Stall und Futter. Als der Pächter plötzlich hierfür eine erhöhte, übertriebene Forderung machte, verkaufte der Graf in derselben Nacht noch seine schönen Pferde an den Dorfschulzen für ein Drittel ihres Werthes und — — zahlte dem Pächter dennoch das Stall- und Futtergeld fort bis an dessen Tod.

Als eine vom Grafen durch seinen Hildburghauser Geschäftsträger bestellte kostbare Tischuhr einen Tag zu spät aus Paris eintraf, sandte der Graf sie zornig an den Geschäftsträger zurück, legte aber den vollen Kostenbetrag bei.

Einem Dorfjungen zahlte er Jahre hindurch regelmäßig monatlich 24 Kreuzer, weil er bemerkt hatte, daß derselbe nie neugierig nach den Schloßfenstern schaute.

Sehr empfindlich waren die Schloßbewohner gegen nächtliche Ruhestörungen. Der Hund eines Tagelöhners,

der die Nacht hindurch bellte, brachte den Grafen außer sich vor Zorn und Aufregung. Dennoch weigerte er sich, die 24 Kreuzer zu zahlen, die der Tagelöhner forderte, um den Hund abzuschaffen. Als aber der Tagelöhner auf Rath des Pfarrers den Hund Nachts einsperrte, sandte der Graf dem glücklichen Hundebesitzer Morgens einen Kronenthaler — als Dank für die Nachtruhe.

Am schlimmsten war es in der Neujahrsnacht, wo jeder Eishauser Bursche es für eine Ehrenpflicht hält, sein Mädchen rechtschaffen „anzuschießen". Der erregte Graf ließ Militär aus Hildburghausen kommen. Umsonst! das Schießen aus allen Schlupfwinkeln wurde nur noch heftiger. Endlich gelang es dem Pfarrer, die Bauern durch Erinnerung an die vielen Wohlthaten, die der Graf dem Dorfe und der ganzen Umgegend erwies, zu bewegen, freiwillig auf das Schießen zu verzichten. Das half. Nach der ersten stillen Neujahrsnacht stellte der Graf dem Pfarrer seine volle Kasse zur Verfügung, den Bauern einen solennen Schmaus zu veranstalten und einen bedeutenden Beitrag zur Kirchweihe zu geben. So war der Friede hergestellt und alljährlich zahlte der Graf den Bauern diese Dankgelder zu ihren Festen.

Die Wohlthätigkeit des Grafen war eine großartige. Allen Wohlthätigkeits-Anstalten des Landes gab er einen reichen Beitrag, aber er nannte nie seinen Namen dabei. So erschien er denn in den Listen auf Vorschlag der Erbprinzessin Amalie nie anders als „ein Mann, der unserem Lande nur durch seine Wohlthaten bekannt ist!"

Des Grafen Einkünfte wurden auf 7—8000 Gulden berechnet.

Das größte Geheimniß machte der Graf aus seiner — Handschrift. Als die Herzogin Charlotte von Hildburghausen, der Königin Luise geistreiche Schwester, die sich lebhaft für

die geheimnißvollen Fremden interessirte, 1810 die Gelegenheit ergriff, dem Grafen mitzutheilen, daß der Herzog ihm das Eishauser Schloß zur Verfügung stelle, und ihm zugleich ihren Dank für die dem Lande erwiesenen Wohlthaten auszusprechen! — da antwortete der Graf zwar in zierlichster und höflichster Weise, aber so vorsichtig, daß die Correspondenz hiermit für immer abgebrochen sein mußte. Auch war die schöne Handschrift eine fremde — vielleicht die der Gräfin oder des Kammerdieners? — und die Namensunterschrift ganz unleserlich.

Später richtete die Erbprinzessin Amalie an den Grafen die schriftliche Bitte um einen Beitrag für die Hildburghauser Industrieschule. Sie erhielt durch die Hand des Pfarrers sofort 10 Louisd'or und eine Entschuldigung des Grafen, der durch Unwohlsein am Schreiben verhindert sei.

Mit dem Pfarrer Kühner zu Eishausen führte der Graf eine langjährige, wunderliche Correspondenz. Anfangs sandte der Graf dem Pfarrer seine deutschen, französischen und englischen Zeitungen zur Lectüre und ließ durch die Bötin hin und wieder auf einzelne Artikel besonders aufmerksam machen. Alle waren stark bourbonisch gefärbt. Später ließ der Graf den Pfarrer mündlich durch die Bötin um Besorgung von Büchern bitten. Als dabei aber manche störenden Confusionen in den lateinischen, französischen oder englischen Titeln vorkamen, schrieb der Graf diese Titel auf ein Blättchen Papier, das die Bötin stets in weißen Glacéhandschuhen überreichen, aber sofort wieder an den Grafen zurückbringen mußte. Diese Zettel wuchsen bald zu ausführlichen Briefen an, welche die Bötin in weißen Glacés 15 Jahre lang täglich hinüber und herüber tragen mußte — ohne daß auch nur eine Zeile von des Grafen Hand im Pfarrhause zurückbleiben durfte. Nie trug ein Brief des Grafen Unterschrift, nie ein Datum. Auf dem Oblatensiegel,

das ſonſt einfach quarrirt war, glaubte der Pfarrer zwei Mal die drei bourboniſchen Lilien zu bemerken.

Des Pfarrers Sohn ſchreibt über dieſen ſeltſamen Verkehr:

„Niemals haben die beiden Männer ſich geſprochen. Vierzehn Jahre lang, mit einer einzigen Unterbrechung, ſchreiben ſie ſich faſt täglich: ſie faſſen ein Herz zu einander; ihr Verkehr wird Bedürfniß ihres Lebens; nicht ſelten entſpinnt ſich eine förmliche hitzige Disputation; die Bötin eilt mit Theſen und Antitheſen 6—10 Mal an einem Vormittage zwiſchen dem Schloſſe und Pfarrhauſe hin und her; aber ſelbſt dieſe Correſpondenz geht nur durch die Bötin, die dazu 1½ Stunde weit von der Stadt herauskommen muß; ohne ihre Vermittlung kann der Pfarrer keine Nachricht in's Schloß gelangen laſſen; er darf die Frau ſelbſt nicht anreden, wenn ſie auf ihrem Wege von der Stadt vor ſeinem Fenſter vorüber geht; er muß warten, bis der Graf von freien Stücken ſie ſendet; er darf die Aufträge, die ihm der Graf nach der Stadt gibt, nicht der gräflichen Bötin mitgeben, die täglich in's Pfarrhaus und in die Stadt kommt, ſondern er muß neben der Bötin einen expreſſen Boten ſenden. Aus ihren Fenſtern hätten die beiden Männer, wenn ſie wollten, ſich ſehen und mit Hilfe eines Glaſes erkennen können; aber der Pfarrer hat ſich zu hüten, daß er einmal nach dem Schloſſe blickt. Wenn der Graf vor dem Fenſter des Pfarrhauſes vorüberfährt, biegt er ſich aus dem Schlage und grüßt; wenn der Pfarrer zu Pferde, der Graf zu Wagen ſich im Freien begegnen, ſo ziehen ſie höflich vor einander den Hut. So begegnen ſich die Männer, die vielleicht eben im Eifer ihrer Correſpondenz die Pferde auf ſich haben warten laſſen. Sie grüßen ſich ſtumm und fremd und eilen nach Hauſe — um ſich zu ſchreiben. Sie ſprechen ſich nie ... Als die Verbündeten

siegreich in Frankreich einrückten, hatte der Graf dem Geistlichen wissen lassen: Wenn Friede wird, so werde ich das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft suchen.“ Aber der Friede wurde geschlossen und die beiden Männer sprachen sich nie . . .“

Trotz all dieser unverständlichen Wunderlichkeiten wuchs des Geistlichen Theilnahme und Achtung für den Charakter des Grafen. Er glaubte nicht an dessen Schuld, sondern nur an sein Unglück. Ueber seine Empfindlichkeit schrieb der Graf an den Pfarrer: „Rechnen Sie zu meiner natürlichen Anlage meine gänzliche Entfernung von der Außenwelt, meine Erfahrungen, und Sie werden meine Reizbarkeit entschuldigen . . .“

Ueber die „Gräfin“ kam nie eine Andeutung in dieser Correspondenz vor, höchstens schrieb der Graf bei Gelegenheit des Neujahrschießens: „Man hat wegen der Unruhe in der Nähe des Schlosses die Nacht schlaflos zugebracht und fühlt sich sehr angegriffen!“ — Als die Pfarrerin gleich Anfangs in ihrer Unschuld ihr Mädchen mit dem schönsten Blumenstrauß ihres Gartens ins Schloß sandte — „mit unterthäniger Empfehlung an die Frau Gräfin“ — sprang der Graf „ganz närrisch“ vor Zorn in der Stube umher — und die Existenz einer Dame im Schloß wurde im Pfarrhause von nun an vollständig ignorirt.

Im Dorfe erzählte man sich, daß die wunderschöne Dame zu ihrer Unterhaltung im Schlosse Hunde vor einen Wagen spanne und ihre geliebten Katzen durch die Säle spazieren fahre. Man hatte sie einst aus dem Fenster die Katzen des Amtshofes „Puß! Puß!“ locken hören — das einzige Wort, das jemals in Eishausen außerhalb des Schlosses von ihr vernommen wurde. Mit diesem Wort lockt man in Westphalen, Hannover, Holland und England die Katzen.

Auch behaupteten die Bauern: die Dame sei die Vornehmere, Gebietende — das habe man deutlich sehen können, als sie in den ersten Jahren mit dem Grafen auf der Wiese spazieren ging.

Selbst die Köchin hat in den 26 Jahren ihres Aufenthaltes im Schlosse die Gräfin nur zwei Mal gesehen und nur ein Mal sprechen hören. Zwei Mal wurde sie Nachts durch die Klingel in das Zimmer des Grafen gerufen und fand diesen sehr krank, zu ihrem Erstaunen aber auch die „Gräfin" anwesend, ganz in Thränen. Der Graf sagte ihr:

„Köchin, wenn ich sterbe, so nehmen Sie sich dieser Dame an!"

Im Winter 1829—30 wurde die Köchin eines Nachts wieder in das Zimmer des Grafen gerufen und wieder fand sie die weinende Unbekannte anwesend. Jetzt hörte sie das erste Wort aus dem Munde ihrer Herrin:

„Der Herr ist plötzlich erkrankt. Helfen Sie mir, ihm einen Trank zu bereiten!"

Der Graf genas wieder und rühmte später die ihm erwiesene „über alles Lob erhabene Pflege!"

Bei den Truppendurchzügen 1814—15 lag einst ein russischer Hauptmann in der Pfarre in Quartier, der ein lebhaftes Interesse für den Unbekannten drüben im Schlosse äußerte. Der wäre vielleicht ein alter Bekannter von ihm und davon müsse er sich durch den Augenschein überzeugen! — Nur durch eine List gelang es dem Pfarrer, den Russen vom gewaltsamen Eindringen in's Schloß abzuhalten. Er ließ ihn durch einen benachbarten Pfarrer zu einer Offiziergesellschaft einladen. Abends kam der Russe berauscht nach Hause, am andern Morgen mußte er weitermarschiren, ohne den Grafen gesehen zu haben.

Nach Jahren äußerte der Graf: „Damals, als die vielen Truppen hier durchzogen, war ein Mann hier, der mein

Geheimniß kannte und mein Schicksal entschieden haben würde, wenn er mich gesehen hätte!“

Als im Jahre 1826 Hildburghausen an Meiningen fiel, forderte die neue Regierung den unbekannten, eigentlich namenlosen Bewohner des Schlosses in Eishausen amtlich auf: sich zu legitimiren!

Der Graf ließ durch seinen Rechtsbeistand in Hildburghausen erklären: seine Legitimationspapiere lägen bereit. Würde man ihn aber zwingen, sie vorzulegen — so würde er augenblicklich das Land verlassen!

Selbst das Anerbieten des regierenden Herzogs: persönlich die Papiere des Grafen anzunehmen und zu prüfen und ihr Geheimniß zu bewahren! — wies dieser dankend zurück.

Und hiermit beruhigten sich seltsamer Weise Fürst und Regierung — und ließen den Unbekannten, der viel Geld in's Land und unter die Leute brachte, in Zukunft ungeschoren mit solchen unbequemen Fragen.

Die Stadt Hildburghausen ging sogar noch weiter. Sie sprach dem Herrn Grafen Vavel de Versay ihr unbegrenztes Vertrauen dadurch aus, daß sie ihm das städtische Ehrenbürgerrecht verlieh — aus Dankbarkeit für seine vielen der Stadt und Umgegend erwiesenen Wohlthaten!

Der Graf antwortete auf dies Vertrauens-Votum durch den Ankauf von drei Häusern und Gärten in und um Hildburghausen. Das größere Haus ließ er ganz neu herrichten und elegant möbliren, den Garten durch Zukauf vergrößern und mit einem hohen Bretterzaun umgeben. Eine neue Kutsche wurde aus Frankfurt verschrieben. Dann fuhren der Graf und die Gräfin mit vier Postpferden nach Hildburghausen, ihr Besitzthum in Augenschein zu nehmen. Nachdem sie sich einige Stunden im Hause und Garten aufgehalten, kehrten sie wieder nach Eishausen zurück. Dieser Besuch in Hildburghausen wiederholte sich einige Mal im

Sommer, doch haben der Graf und die Gräfin nie eine Nacht außerhalb des Eishauser Schlosses zugebracht.

Auf einer solchen Fahrt erblickte zufällig der Meiningen'sche Geheimrath v. B. die Gräfin ohne Schleier, aber mit einer grünen Brille versehen. Er war überrascht durch ihre frappante Aehnlichkeit mit der Bourbonischen Königsfamilie.

In jenem Hildburghauser Garten soll die Gräfin noch mit Jemandem gesprochen haben. Der Sohn jenes „Boten" und jener „Bötin" Schmidt, die in dem neuen Hause wohnten, rühmte sich dessen wenigstens, indem er später erzählte: Ich war in einem versteckten Winkel des Gartens beschäftigt, ohne daß der Graf es wußte. Da trat plötzlich die Gräfin aus einem Gebüschgange hervor, erschrak anfangs, faßte sich aber schnell und eilte fast athemlos auf mich zu, mit den Worten: „Lieber Schmidt, ich möchte Sie gern sprechen, ich . . ." Da lief der Graf wüthend herbei, packte die erschrockene Gräfin am Arm und zog sie schnell fort . . . Nach einem zweiten Versuche der Gräfin, mich zu sprechen, wurde mir der Garten ganz verboten . . .

Im Februar 1827 starb der Pfarrer Kühner plötzlich in der Nacht. Als die Todtenglocke am Morgen ertönte, fragte der Graf nicht nach dem Namen des Verstorbenen. Aber er ließ die dem Pfarrhause abgewendeten Zimmer des Schlosses für sich einrichten und die Bötin sah Thränen in seinen Augen glänzen — ganz wie vor einigen Jahren, als der Graf ihr gesagt: ein großer Fürst sei gestorben! — Vielleicht war hiermit der 1825 verstorbene Kaiser Alexander gemeint, mit dem der Graf nachweislich wiederholt in persönliche Berührung gekommen.

Der Graf trauerte tief um den Pfarrer, mit dem er nie ein Wort gesprochen. Der Wittwe ließ er sagen: Mit dem Pfarrer sei das letzte Band zerrissen, das ihn bis jetzt noch mit der Welt verbunden! — Doch fing er nach einigen

Jahren jene geheimnißvolle Correſpondenz, bei der nie ein beſchriebenes Blatt in der Hand der Empfängerin blieb, mit der in Hildburghauſen lebenden Wittwe des Pfarrers Kühner wieder an und ließ viele geheime Wohlthaten durch ihre Hand gehen.

Im Herbſt 1837 erwähnte der Graf gegen die Pfarrerin zum erſten Mal ſeiner „Lebensgefährtin“, voll Sorge über die ſchnelle Abnahme ihrer Kräfte. Aber er ließ keinen Arzt, keine Pflegerin, keinen Beichtvater an ihr Krankenbett rufen . . .

Am 25. November war die geheimnißvolle Unbekannte eine Leiche. Die wurde nach Mitternacht mit Fackeln nach dem bei Hildburghauſen erworbenen Berggarten überführt, um dort ohne Sang und Klang beerdigt zu werden. „Die Verſtorbene hat dort einige Mal mit Vergnügen geweilt; ich will dereinſt neben ihr begraben werden!“ hatte der Graf geſagt. Aber er gab ſeiner Lebensgefährten nicht das letzte Geleite.

Auf des Grafen ausdrücklichen Befehl wurde — nach Landesſitte — der Sarg an der Gruft geöffnet. Alle Anweſenden waren tief ergriffen von der „rührenden Schönheit“ der namenloſen Frau, die — in weißen Atlas gekleidet — nun ſo ſtill und ſchmerzlos im rothen Fackellicht vor ihnen dalag.

Das Volk aber glaubte nicht an dieſe ſichtbare „Leiche“, weil es ſich ſo viele Jahre hindurch gewöhnt hatte, an die unſichtbare Gräfin nur in Verbindung mit hundert Geheimniſſen zu denken. Es ging bald die Sage um: In jenem Grabe des Berggartens iſt nur eine ſchöne Wachspuppe begraben. Die Gräfin hat bei Nacht das Schloß verlaſſen und iſt mit Extrapoſt weiter gefahren.

Gab es denn damals im Meiningen'ſchen Lande keine amtliche Leichenſchau?

Als der Geiſtliche ſich vom Grafen die betreffenden Angaben „über ſeine verſtorbene Gemalin“ für's Kirchenbuch erbat, erhielt er die kühle Antwort: „Die Verſtorbene war nicht meine Gemalin. Ich habe ſie nie dafür ausgegeben!“

Weitere Angaben verweigerte er. Erſt als der Geiſtliche verſprochen hatte, bis zu des Grafen Tode Alles geheim zu halten! — erhielt er noch die dürftige Notiz: „Sophia Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Weſtphalen, 58 Jahre alt.“

Jetzt griff auch das herzogliche Kreisgericht ein und drang amtlich in die Gemächer der Verſtorbenen, ein Verzeichniß ihres Nachlaſſes aufzunehmen. Man fand eine reiche, zum Theil unbenutzte Garderobe, Dutzende der feinſten Hemden, ein katholiſches Gebetbuch, gegen hundert neue Goldſtücke in mehreren Beutelchen herumliegend, als habe ein Kind damit geſpielt — aber keinen Brief, kein Schriftſtück, das die geringſte Andeutung über die Verſtorbene gegeben hätte. Und der Graf verweigerte auch der Behörde jede Auskunft über dieſelbe. Selbſt als das Gericht den Nachlaß verſiegelte und Miene machte, einen öffentlichen Aufruf an Alle zu erlaſſen, die Erbanſprüche an die Verſtorbene hätten — als ein einflußreicher Mann ſeine Vermittelung bei Hofe anbot — ſelbſt dann blieb des Grafen ſtarre Antwort:

„Keine Macht der Erde ſoll mir mein Geheimniß entreißen. Ich nehme es mit in's Grab. Ich habe in Meiningen nichts zu erbitten. Meine Maßregeln ſind auf alle Fälle getroffen und können durch nichts erſchüttert werden!“

Der Graf war entſchloſſen und gerüſtet zur Abreiſe — aber da lenkte die Regierung wunderbarer Weiſe wieder ein und begnügte ſich damit, daß der Graf den Schätzungswerth des Nachlaſſes mit 1470 Gulden gerichtlich deponirte — „bis auf Weiteres!“

In jenen Tagen tiefſten Schmerzes und ſtürmiſcher Aufregung ſchrieb der Graf — ſicher im Drange ſein übervolles, nun ganz vereinſamtes Herz auszuſchütten — an die verwittwete Pfarrerin Kühner nach Hildburghauſen:

„Meine Lage wird immer unerträglicher; es iſt keine getrennte Ehe; es iſt mehr, es iſt eine Zerreißung eines zuſammengewachſenen Geſchwiſterpaares; das Eine kann nicht ohne das Andere fortleben. — Der Nachlaß wurde geſtern mit unendlicher Mühe in einem Zimmer aufgehäuft. Sie können denken, daß viele werthvolle Stücke, beſonders aus früheren Zeiten — ſeidene Oberröcke, Shawls ꝛc., wovon die meiſten nie gebraucht, darunter ſind. Es fanden ſich in einem ſeidenen Beutelchen 20 Louisd'or, in einer Schachtel 10—12 Dukaten und vielleicht ein Paar Dutzend Kronenthaler. Sie hat ſeit 30 Jahren keinen Heller auszugeben Gelegenheit gehabt, zeichnete ihre Wäſche nur mit Bleiſtift auf, konnte auch an Niemand ſchreiben, da ſie keine Bekannte hatte ... Ich habe immer, wie mit religiöſer Scheu, ihre vielen Kommoden betrachtet, nie ſie berührt; ich wußte nicht, wie viel ſchöne, ihr aufgedrungene Sachen ſie enthielten. Die Verſiegelung iſt ſtill vor ſich gegangen ... Ich habe mich dem Geſetz unterworfen. — Ich lege mich öfter des Tages nieder, doch vergeblich; die Gicht läßt meinem Körper ſo wenig Ruhe, als die mich umgebenden Gegenſtände meinem Geiſt. Das Haus iſt wie verödet. — Hätte man nicht verſiegelt, der ganze Nachlaß würde der Armenverwaltung überlaſſen worden ſein, mit Ausnahme von einigen Dutzend Hemden und einigen Roben ...“

In anderen Briefen an die Pfarrerin heißt es über die Verſtorbene:

„Sie war eine arme Waiſe, die Alles, was ſie beſaß, mir verdankte, aber mir das tauſendfach vergolten hat ... Meine Verbindung mit ihr hatte etwas Romantiſches,

einer Entführung Aehnliches ... Ich war nie verheirathet ..."

Auch einen Brief der Verstorbenen an ihn „der aus großer Gefahr und Unglück sie errettet" — legte er der Pfarrerin vor, aber ohne Unterschrift. Der Brief war deutsch, nicht ganz orthographisch geschrieben, überströmend von Liebe und Dankbarkeit:

„Ich weiß, daß Du, geliebter Ludwig, um meinetwillen Vieles hingabst — und nur mit meiner Liebe kann ich Deine tausend Opfer vergelten!"

In tiefer Wehmuth schrieb der Graf: „Muß man denn ein Gut erst verlieren, um seinen ganzen Werth zu empfinden? — Ich möchte hinaus in's Freie, auf die Höhen der Berge; da nur, meine ich, könne mir leichter werden ..." Er theilte mit: daß die beiden Lieblingskatzen seiner Lebensgefährtin wenige Tage nach deren Tode aus Gram gestorben seien und der Hund des Pächters winselnd unter ihrem Fenster sitze und alles Futter verschmähe, da „sie" es ihm nicht mehr reiche.

Seine Wohlthätigkeit verdoppelte sich. Der Pfarrerin Kühner sandte er reiche Gaben für die Armen Hildburghausens und bat: „Schreiben Sie mir nur von dem Glücke Andrer, damit ich, des eignen entbehrend, daran mich erheitere."

Ein Arzt, den der Graf jetzt rufen ließ, fand ihn im Bett, geistig noch mehr als körperlich leidend — „wie einen schwer getroffenen Löwen" — aber mit ungebrochener Willenskraft. Er schien das Bedürfniß zu haben, sich auszusprechen. Er theilte dem Arzte mit, daß alle seine Verwandten in jungen Jahren gestorben, daß er bei einer Gesandtschaft in Paris gelebt, die Bourbons genau gekannt und mit Lafayette und Benjamin Konstant, ebenso am Hofe von Weimar mit Liefländern und Kurländern, in Jena zur Zeit Schillers mit Loder verkehrt habe. Auch von seiner Reise nach Wien

zum Kaiſer Alexander ſprach er — mit den Worten: „Damals war die Dame ſchon bei mir; ich mußte unaufhaltſam mit Courierpferden reiſen; die Dame konnte ich nicht verlaſſen, ſie mußte mich begleiten und Niemand durfte ihr Daſein ahnen. Denken Sie, welche Verlegenheit!“ — Weiter: „Ich wollte Sie für die Kranke als Arzt rufen laſſen, doch ſie wollte das nicht; auch hätte ſie Opfer von Ihnen verlangt... Herr, Sie wiſſen gar nicht, welche Verantwortung Sie auf ſich genommen, wenn ich Sie zu dieſer Dame geführt hätte!... Wenn ein Mann etwas früher geſtorben wäre, ſo würde ich in die Welt zurückgekehrt ſein ... Sie denken, ich werde Memoiren hinterlaſſen? — In meinem Nachlaſſe wird man nichts finden, als einige Küchenzettel ...“

Später ſchien der Graf zu bereuen, daß er ſo viel geplaudert, denn er ſchrieb der Pfarrerin Kühner: „Es geht mir wie den Nonnen: wenn ſie einmal ſprechen dürfen, ſprechen ſie zu viel!“

Noch acht Jahre dieſes traurigen Einſiedlerlebens waren dem Unglücklichen im Schloſſe zu Eishauſen beſchieden. Im Jahre 1845 ſchrieb er ſeiner langjährigen Korreſpondentin nach Hildburghauſen: „Meine Zurückgezogenheit war lange eine gezwungene; in letzter Zeit aber war ſie freiwillig!“ — Alſo ſeit dem Tode ſeiner Lebensgefährtin hätte er in die Welt zurückkehren dürfen, wenn er gewollt hätte.

Wiederholt äußerte er die Abſicht, ſein Teſtament zu machen, aber er wollte ſich nicht den Beſtimmungen des Gerichts fügen, das eine perſönliche Uebergabe des Teſtaments forderte. Auch ſchrieb er einmal:

„Ueber mein Vermögen ſind längſt alle Beſtimmungen feſt getroffen; ich habe nur noch über das Wenige zu verfügen, was ich hier herum beſitze. Ich habe Verwandte, die ſehr reich ſind, mich herzlich lieben und an dieſe Kleinigkeiten keine Anſprüche machen!“

Den Berggarten, in welchem seine Lebensgefährtin begraben lag, schenkte er der Familie Schmidt, der treuen „Bötin“ mit der Bestimmung, daß der Garten bis zehn Jahre nach seinem Tode nicht wieder zum Vergnügungslokal werden dürfe. Zu seiner Pflege hatte er den jungen Schmidt mit Frau und zwei Kindern zu sich in's Schloß genommen.

Anfang April 1845 fühlte der Graf, daß er sterben werde. Eine große innere Unruhe peinigte ihn. War es das mahnende Gewissen? War es die Last des Geheimnisses, das auf seiner Seele lag? Er klagte wiederholt: daß er zu keinem Entschlusse kommen könne! — Er ließ einen andern Sohn der Bötin aus Hildburghausen rufen, um ihm Aufträge an das Gericht zu geben, — schickte ihn aber ohne solche wieder nach Hause.

Wenige Stunden vor seinem Tode sagte er zu seiner Pflegerin mit vollem Bewußtsein:

„Wenn ich sterbe, wird man einen öffentlichen Aufruf erlassen; hierauf wird eine Dame kommen — denn der einzige männliche Verwandte, den ich habe, ist kürzlich verunglückt. Dann werdet Ihr sehen, daß gut für Euch gesorgt ist!“

Am 8. April 1845 ist der Unbekannte von Eishausen gestorben, still und einsam wie er gelebt hatte, — gegen achtzig Jahre alt, „noch im Tode ein kräftiges schönes Bild!“

Er fand auf dem Friedhofe zu Eishausen, neben seinem lieben Pfarrer, sein Grab, — und nicht, wie er gewünscht hatte, in dem Berggarten an der Seite seiner geheimnißvollen Lebensgefährtin. Das ganze Dorf gab ihm trauernd das Grabgeleite. Die dankbaren Waisenkinder aus Hildburghausen sangen am Grabe ihres Wohlthäters . . .

Welch ein großes — ja vielleicht, welch ein furchtbares Geheimniß war mit ihm begraben?

Das Gericht nahm nun im verödeten Schlosse zu Eishausen eine Untersuchung des Nachlasses vor und legte die Siegel an. Der Nachlaß an Immobilien, Mobilien und baarem Gelde wurde auf 15,000 fl. geschätzt. Aus vorgefundenen Briefen und anderen Papieren schien sich zu ergeben:

Der Verstorbene hieß nicht Vavel de Versay, sondern Leonardus Kornelius van der Valck, war am 22. September 1769 in der katholischen Kirche zu Amsterdam getauft, — später Offizier in der französischen Armee und bis 1799 Sekretär bei der holländischen Gesandtschaft in Paris, am 1. Juni dieses Jahres aber mit Paß nach Deutschland abgereist. Mit seinen Verwandten in Amsterdam hat er bis an seinen Tod in Briefwechsel gestanden.

Auch lagen eine Reihe von Briefen vor, in den Jahren 1798 und 1799 in Mans geschrieben und Angés Barthelmy née Daniels unterzeichnet, vermuthlich an den holländischen Gesandtschaftssekretär Leonardus Kornelius van der Valck gerichtet.

Aus diesen Briefen ergab sich: Angés Barthelmy, geb. Daniels, stammte aus Köln; ihre Brüder lebten in Bonn, Zweibrücken und Kaiserslautern. Leonardus Kornelius van der Valcke hatte sie vor ihrer Verheirathung gekannt und geliebt. Aeußere Verhältnisse verhinderten ihre Verbindung. Die Geliebte war in ihrer Ehe nicht glücklich und lebte seit 1794 getrennt von ihrem Gatten, einem Offizier, in Mans, im Departement Maine et Loire, bewacht von der Familie Barthelmy, in dürftigen Verhältnissen, aber unterstützt von dem Geliebten ihrer Jugend in Paris. Ihr ganzes Glück ist eine liebliche Tochter.

Lange fleht Leonardus Kornelius van der Valck umsonst: die Geliebte möge mit ihm nach Deutschland entfliehen! — Sie bittet ihn, sie zu vergessen, sich nicht der Schwermuth und der Einsamkeit hinzugeben und eine glänzende Ver-

bindung einzugehen, die ſich ihm darbietet. Erſt im Herbſt 1799 entſchließt ſie ſich, mit ihrer Tochter nach Deutſchland zu ihren Brüdern zu fliehen ... Hiermit ſchließen die Briefe.

Die Vermuthung liegt nun nahe, daß Angés am Rhein mit ihrem Jugendgeliebten zuſammengetroffen und ihm ſpäter, um den Verfolgungen des eiferſüchtigen Gatten zu entgehen, in die Einſamkeit von Ingelfingen gefolgt ſei ... Die ſchöne Unbekannte, die in Eishauſen auftrat, war aber wahrſcheinlich der inzwiſchen geſtorbenen Angés reizende Tochter — jene „arme Waiſe, die Alles, was ſie beſaß, mir verdankte, aber mir das tauſendfach vergolten hat."

Und jener Mann, der bei den Truppendurchzügen in Eishauſen weilte, war vielleicht der eiferſüchtige Barthelmy, jener „Mann, der mein Geheimniß kannte und mein Schickſal entſchieden haben würde, wenn er mich geſehen hätte".

Vielleicht! — Ueber dies „Vielleicht" iſt nach Niemand hinausgekommen.

In einigen Hemden der Verſtorbenen, die der trauernde Hinterbliebene der Armenverwaltung *nicht* aushändigen wollte, fand man die drei Bourboniſchen Lilien geſtickt — wie ſie ja auch auf einigen Briefen an den Pfarrer und die Pfarrerin Kühner abgedrückt waren ...

Hatten jene Perſonen in Ingelfingen und Hildburghauſen, welche durch die frappante Aehnlichkeit der geheimnißvollen Dame mit den Bourbons überraſcht waren, „vielleicht" dennoch Recht, in ihr eine franzöſiſche Prinzeſſin — „vielleicht" v. Condé — zu vermuthen?

Doch genug dieſer „Vielleicht!" Mich alte Frau bewegt nur der Gedanke: Welche Dämonen des Herzens mögen in jenem ſtillen Schloſſe zu Eishauſen, das ich als junges lebensfrohes Mädchen ſah, ſo viele, viele Jahre hindurch getobt haben ... bis ſie unter dem kühlen Raſen des rauſchen-

den Berggartens zu Hildburghauſen und des ſtillen Friedhofes zu Eishauſen auf immer verſtummten . . .

Noch mehr bewegt mich aber der bange Gedanke: Welch eine erſchreckende Aehnlichkeit hat dieſes verſchollene und geheimnißvolle Leben dieſes „Grafen“ und dieſer „Gräfin“ mit dem dunklen Leben eines anderen „Grafen“ und einer anderen „Gräfin“ in ihrem einſamen Berghauſe am Zürichſee — ein qualvolles Leben, das Niemand in ſeinen düſteren Untiefen ſo kennt, wie ich . . .

Denn dieſe „Gräfin“ bin ich ja ſelber!

II.

Vom Baume der Erkenntniss.

Wenn die Kindheit uns verlaſſen,
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Friedrich Schlegel.

O Liebe, ſprudelnder Bronnen,
Der wallet von Tiefe zur Höh'!
Wie haſt Du glühende Wonnen,
Wie haſt Du frierendes Weh!

E. M. Arndt.

1. Auf schiefer Ebene.

O Schattenspiel der Welt! Du Schaugerüst
Fruchtloser Wünsche, leerer Eitelkeit.
Ist auch Dir Ewiges? Kann Ewiges
Der Geist sich auf Dir träumen?

Herder.

Wie fröhlich kehrte ich Ende September 1822 aus Koburg nach Karlsruhe zurück! Hatte ich doch über alle Bedenken der Mutter und der ganzen Familie gesiegt! Ich durfte Schauspielerin werden — Komödie spielen! Berauschender Gedanke!

In meiner Unschuld ahnte ich noch nicht: welch' eine gefährlich schiefe Ebene die Bretter bilden, welche in Zukunft meine Welt bedeuten sollten. Eine schiefe, glatte Ebene, auf der schon so mancher hüpfende Fuß strauchelnd ausgeglitten ist — fallend für's ganze Leben!

Das ist ja das Glück des unschuldigen Kindes, daß es spielend am Abgrunde Blumen pflückt — jubelnd aus dem Fenster springt, einen vorbeigaukelnden Schmetterling zu haschen — triumphirend das Haus in Brand steckt, sich ein hübsches, lustiges Feuerchen zu machen . . .

Und ich war bei meinen 15 Jahren noch ein ahnungsloses, unschuldiges Kind, das den Baum der Erkenntniß nur als einen köstlichen Apfelbaum ansah, der uns reiche saftige Früchte trägt.

Ach, ich sollte nicht lange mehr so kindisch einfältig bleiben. In der neuen Welt der Koulissen wird man furchtbar schnell weltklug!

Digitized by Google

Mit Luſt und Fleiß ging ich an meine Ausbildung zur Schauſpielerin. Ich hatte Tag und Nacht keinen andern Gedanken, kein ander Streben, als möglichſt ſchnell die Bühne betreten zu können. Bei Profeſſor Aloys Schreiber ſetzte ich mit Eifer meine dramaturgiſchen Studien fort — bei der penſionirten Hofſchauſpielerin Mlle. Demmer begann ich meine praktiſche Ausbildung für die Bühne. Ich lernte Rollen und ſpielte ſie unter Anleitung meiner Lehrerin.

So konnte ich nach drei Monaten ſchon die Hofbühne in Karlsruhe betreten. Die Mutter ſchreibt darüber am 23. Dezember 1822 an den Couſin Leopold nach Hamburg:

„Von Ihrer und meiner lieben Luiſe herzlicher Theilnahme überzeugt, eile ich, Ihnen von zwei erfreulichen Ereigniſſen Nachricht zu geben, die uns ſeit zwei Tagen glücklich und recht dankbar gegen Gott machen.

Erſtlich kam vorgeſtern die Nachricht, daß mein zweiter Neveu, Karl Stockmar, ſich in Augsburg mit einem guten Hauſe aſſociirt hat und daß er Louis Mitte Januar erwartet. Er nimmt ihn ganz umſonſt und hofft ihn in zwei Jahren zu einem tüchtigen Kaufmanne auszubilden, ſo daß er nach Verlauf dieſer Zeit in London, wo mein älteſter Neffe Chriſtian für eine gute Stelle ſorgen will, ſein reichliches Brod finden kann. Will Louis aber in Augsburg bleiben, ſo verſpricht Karl Stockmar, ihn mit der Zeit Antheil am Geſchäft nehmen zu laſſen. So iſt er nicht nur verſorgt, ſondern auch in den beſten Händen und kann viel lernen. Wie glücklich macht das mein Mutterherz!

Das andere erfreuliche Ereigniß wird Sie noch mehr in Erſtaunen ſetzen. Lina hat geſtern als Margarethe in Iffflands „Hageſtolzen“ ihren erſten Verſuch auf der Bühne gemacht und die ganze Stadt erfreut. Das Alles iſt mir ſelber noch wie ein Traum. Jedermann wußte hier, welche Luſt und Liebe Lina zu dieſem Berufe fühlte, und ſo war

das Haus gestern schon um 5 Uhr so voll, daß kaum noch ein Platz zu finden war, und es ist so groß, wie das Hamburger. Sie wurde mit vieler Herzlichkeit von dem Offiziercorps empfangen, das in ihr wohl nur die Tochter eines tapferen Kameraden ehren wollte. Dies machte sie für die ersten Minuten etwas beklommen, doch faßte sie sich bald und spielte nun über Aller Erwartung — so gut, so natürlich und so lieblich, daß ich selbst erstaunt war. Der lauteste Beifall wurde ihr zu Theil und bei jeder Scene wurde Bravo gerufen. Das steigerte sich am Schluß zu einem wahren Sturm des Enthusiasmus, daß man glaubte, das Haus müsse einfallen. Auf solchen Beifall war sie nicht vorbereitet und doch dankte sie mit einigen Worten so hübsch und einfach, daß Alles entzückt war, und heute finde ich kaum Zeit, Ihnen und meiner Luise zu schreiben. Eine Visite jagt die andere, um mir zu einem solchen Talente Glück zu wünschen, denn man behauptet: sie hätte besser gespielt, als die Händel-Schütz, die hier auch als Margarethe auftrat und viel Beifall fand. Sie spielte, als wenn sie schon 10 Jahre beim Theater wäre. Alle Schauspieler waren schon in den Proben ganz überrascht über ihre Sicherheit. Kenner behaupten: in hundert Jahren käme kein solches Talent mehr. Wie bange ich vorher war, so freue ich mich jetzt, denn ich allein wußte, daß Lina außer durch Talent und Lust noch durch edlere Beweggründe auf die Bühne geführt wurde, die hier Jedermann ein Geheimniß sind und bleiben müssen. Man glaubt uns hier allgemein in den glücklichsten Vermögensverhältnissen. Die ganze Stadt wünscht nun, daß Lina hier ein Engagement erhalte und selbst die fürstlichen Herrschaften haben sich äußerst zufrieden geäußert und wollen Lina hier behalten. Jedermann liebt sie, die ganze bedeutende Bürgerschaft ist ihr gut und man macht noch weit mehr aus ihr, als es wirklich ist.

Der Großherzog Ludwig ist bei aller Leichtlebigkeit und Genußsucht gut und wird gewiß nie vergessen, daß ihr Vater als Opfer für das Vaterland fiel und daß er für diesen Verlust Ersatz schuldig ist. Lina war selber bei ihm und bat um die Erlaubniß, ihren ersten Versuch hier machen zu dürfen. Er nahm sie wahrhaft väterlich auf. Alle Logen und Plätze sind schon für den zweiten Versuch bestellt, welcher in vier Wochen als Ifflands Elise Valberg stattfinden soll.

Was mich aber über alle Beschreibung glücklich macht, ist die Gewißheit: daß Lina nach diesem wirklich über alle Beschreibung schönen und berauschenden Abend noch ganz dieselbe ist — so bescheiden und innig wie ein Kind. — „Hast Du mich lieb, Mutter?“ — war das Erste, was sie mich gestern Abend nach unserer Heimkehr aus dem Theater frug.

Auch Lina's Lehrerin ist ganz entzückt von diesem großen ersten Erfolge und behauptet: so lange Karlsruhe eine Bühne hat, wäre nie so viel Freude und Zufriedenheit im Theater gewesen, obgleich hier die berühmtesten Künstler und Künstlerinnen Gastrollen gaben.

Beruhigen Sie sich also mit meiner guten Luise über Lina's Zukunft. Sie wird stets und in jeder Hinsicht der Familie Ehre machen; sie empfiehlt sich Ihnen und verspricht es feierlich. Anfangs waren auch hier Viele, besonders die Geistlichkeit — mit Ausnahme des würdigen Prälaten Hebel — dagegen, daß Lina Schauspielerin würde — doch heute ist hier nur eine Stimme: daß es eine Sünde wäre, wenn man dies Talent hinderte, sich zu entfalten. In kurzer Zeit werden Sie mehr von Lina hören. Wenn sie hier angestellt ist, darf sie jedes Jahr auf Gastrollen reisen. Ist sie erst eine rechte Künstlerin geworden und hat an andern bedeutenden Orten gefallen, dann sehen wir uns in Hamburg wieder.

Lina freut sich unendlich auf diese Zeit und will dann auch der Hamburger Bühne ihr Bestes geben. Schreiben Sie von Lina's neuem Beruf auch gelegentlich, aber so vorsichtig wie möglich, nach Stetterburg, damit es den lieben guten Verwandten nicht unangenehm sei. Meine Verwandte in Koburg sind es zufrieden und erwarten noch viel Freude an Lina zu erleben . . ."

Auch an des seligen Vaters Schwester, die Frau Amtmann Karoline Wagner in Ziegenhain bei Kassel, schrieb die Mutter in jenen Tagen einen ähnlichen freudevollen, glückseligen Brief, den ich zum Theil schon in meinem „Bühnenleben" mitgetheilt habe. Ich lasse hier noch einige ergänzende Stellen folgen:

„. . . Ich gab meine Einwilligung zu Lina's neuem Theaterleben nur mit Widerstreben. Auch mein Bruder und die übrigen Verwandten in Koburg würden nie zugestimmt haben, wenn sie Lina nicht im vergangenen Sommer näher kennen gelernt und lieb gewonnen hätten. Vetter Christian war trotz seiner glänzenden Stellung in der Welt der erste, der Lina's entschiedenes Talent freudig anerkannte und mich und die Familie bewog, die Entscheidung von dem Ausfall eines ersten Versuches abhängen zu lassen . . . Wenn Heinrich den gestrigen Abend erlebt hätte! Wie stolz würde er auf seine Lina sein! Sie ist sein Ebenbild an Leib und Seele. Ich hoffe, Dein Bruder wird sich noch mit der Nichte Künstlerin aussöhnen, wenn er Lina nur ein Mal auf den Brettern gesehen hat. Erinnere den Herrn General doch daran: wie oft die Brüder Dich neckend „die Komödiantsche" nannten. Jetzt sind sie bestraft dafür, denn eine Bauer hat nun doch auf dem Komödienzettel gestanden — und wird, so Gott will, ihrer Kunst und ihrer Familie nur Ehre machen . . . Heut tanzte Lina um mich und die Brüder herum und lachte schelmisch: „Habe ich es Euch nicht immer

geſagt, wenn die Brüder mich „Großnaſe“ nannten: ſo — grade ſo muß die Naſe für die Bühne ſein, wenn ſie wirken ſoll — und dieſe Naſe wird Euch dereinſt noch zur Ehre gereichen, en face und en profil, und man wird in den Zeitungen von Mlle. Großnaſe mit der höchſten Achtung ſprechen . . .“ Ich wäre gern nach Hamburg gezogen, aber Lina wollte nicht, ſo wie ſie nie heirathen will. Aber ſelbſtändig, geachtet und verehrt zu werden, danach geht ihr Trachten. Sie wäre gewiß Heinrichs Liebling, denn ſie gleicht ihm von allen Kindern am meiſten. Sie hat ſein blondes Haar, ſein offenes blaues Auge, ſein redliches Herz, aber auch ſeinen leicht beweglichen Sinn. Rein iſt ihr Herz und ſoll es bleiben . . .“

Du gute, glückliche Mutter — glücklich in der Blindheit Deiner reinſten Mutterliebe!

„Rein iſt ihr Herz und ſoll es bleiben!“ Als ob das in Deiner Macht gelegen hätte! Aber Du kannteſt eben ſo wenig die Schlüpfrigkeit der Bretter, die eine ſchiefe Ebene abwärts bilden, wie ich. Nur zu bald ſollten uns die Augen ſchaudernd aufgehen!

Ich zählte 16 Jahre — ich war hübſch, geſucht und gefeiert — ich war das enfant gâté der Karlsruher — — und ich war eine öffentliche Schauſpielerin! Da iſt's doch ganz natürlich, daß ſich mir bald die Liebe nahte — die Liebe in allen Façons — die Liebe fein und grob, edel und roh — die wunderſüße Liebe, beſeligend und zum Himmel erhebend — und die falſche Liebe, jene „niederträchtige Leidenſchaft“, wie die alte Sophie Schröder ſie nannte — jener wüſte Dämon des Herzens, der das Herz vergiftet und Leib und Seele in den Schmutz zieht . . .

Und doch hatte ich das Glück, daß ich durch den Himmel ging, ehe ich das Fegefeuer mit ſeinen verzehrenden Flammen kennen lernte.

Ich war kaum ſechszehn Jahr alt und ich liebte zum erſten Mal mit der Glut und Kraft eines jungen, reinen Herzens, das noch kein unedler Gedanke entweiht. Mein Herz war eine leuchtende, duftige Frühlingsblume, die ſich beim erſten Sonnenkuß erſchloſſen — ehe der Nacht giftiger Mehlthau oder eiſiger Reif in ihren Kelch gefallen ... Ich liebte — — und ich wurde wieder geliebt ...

Unter den vielen Verehrern, die der jungen Schauſpielerin mit ihren Huldigungen, Blumen und Gedichten, verliebten Blicken und galanten Reden, Seufzern und Sottiſen nahten, war auch ein junger Hamburger, Edmund Amberg. Er war im Herbſt nach Karlsruhe gekommen und hatte uns Grüße von der Couſine Luiſe Leopold gebracht. Er war ſchön und liebenswürdig, fein gebildet und herzenszart — ſo ganz anders, als unſere derben Karlsruher Kavaliere. Und er ſah ſo blaß und leidend aus. Man ſagte, ſeine Bruſt ſei vom vielen Studiren angegriffen und er ſuche in unſerem milderen Klima Geneſung. Er nahte ſich mir ſo innig. Ich ſah es an ſeinen leuchtenden Blicken, wie gern er kam — und mein Herz flog ihm entgegen, wenn ich nur ſeinen Schritt hörte. Das Wort „Liebe“ iſt nie zwiſchen uns ausgeſprochen. Aber ſeine Blumen, ſeine Lieder, jeder Ton ſeiner ſanften, melodiſchen Stimme jubelten — ſein Auge ſtrahlte — ſein Händedruck beim Tanz in den Kaſino-Kränzchen ſagten: Ich liebe Dich! Und er wußte, daß ich ihn wieder liebte. Ich hatte nicht die Kraft, ihm das zu verbergen. Und wozu auch? Machte dieſe erſte, echte Liebe — die reinſte und edelſte meines ganzen Lebens — mich doch ſo reich und glücklich, wie keine ſpäteren Triumphe auf der Bühne es vermochten ...

Und dann kam der Reif in der Frühlingsnacht — der auf einen Schlag alle beglückenden Blüthen meines armen, kleinen, ach! ſo ſeligen Herzens knickte.

Es war ein böser, böser Abend, als die Mutter und ich einer dringenden Einladung meiner Kollegin Amalie Neumann zu einer Gesellschaft folgten . . .

Amalie Neumann, geb. Morstadt, war die glänzendste Künstlerin und die berückendste Schönheit unserer Bühne. In ihrer tändelnden Koketterie war sie unwiderstehlich für alte und junge Männer. Bei ihrem Gastspiel in Leipzig schaarte sie um sich einen wahren „Liebeshof von Minnesängern und fahrenden Rittern". Ihr zu Ehren stifteten ihre Anbeter einen „Rosenorden" und erhoben die Gefeierte auf den Schild als „Rosenkönigin". — In Wien verschafften die Neumann-Enthusiasten sich ihren goldenen Schuh, den sie in der Oper „Aschenbrödel" getragen, und tranken daraus die Reihe herum das Wohl ihrer Göttin in Champagner. — In Berlin lagen ihr sogar die beschäftigtsten Aerzte zu Füßen, der alte Heim und Gräfe an der Spitze, und man nannte sie: „die medicinische Venus!"

So schreibt Heinrich Heine 7. Juni 1822 aus Berlin:

„Was soll ich von der Neumann sagen, die alle Welt bezaubert und sogar die Rezensenten? Was nicht Alles ein schönes Gesicht thut! Es ist ein Glück, daß ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Circe mich ebenso in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daß das eine in der „Voss. Ztg." und das andere in der „Spen. Ztg." zum Vorschein kommt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; einer derselben ist schon wasserscheu und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in dieselbe platonisch verliebt und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler und glänzte wie Glanzleinen in „Kabeljau und Hiebe". Die gute Frau muß gewiß vom vielen Zuspruch

ihrer Bewunderer beläſtigt werden. Man erzählt: ein kranker Mann; der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menſchen, die jeden Augenblick ſeine Zimmerthür aufriſſen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?“ — und er habe endlich auf dieſe Thür ſchreiben laſſen: „Hier wohnt Madame Neumann **nicht**!“ — Man hat ſogar die ſchöne Frau in Eiſen gegoſſen und verkauft kleine eiſerne Medaillen, worauf ihr Bildniß geprägt iſt. Ich ſage Ihnen, der Enthuſiasmus für die Neumann graſſirt hier wie eine Viehſeuche. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, fühle ich ſelbſt ſeine Einflüſſe. Mir klingen noch die begeiſterten Worte in den Ohren, womit geſtern ein Graukopf von ihr ſprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helena's nicht ſtärker ſchildern, als indem er zeigt, wie Greiſe bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediciner machen ebenfalls der ſchönen Frau den Hof und man nennt ſie hier ſcherzweiſe die „Mediciniſche Venus“. Aber was brauche ich ſo viel zu erzählen, Sie haben ja gewiß unſere Theaterkritiken genau geleſen und bemerkt, wie ſich ordentlich ein Metrum darin bewegt und zwar das der Sapphiſchen Ode an die Venus. Ja, ſie iſt eine Venus, oder, wie ein Altonaer Kaufmann ſagte, eine Venuſſin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Wespenſtachel in die Schale hymettiſchen Honigs, die der fromme Rezenſent unſerer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt — (der Titel dieſes Blattes iſt Ironie!) — berichtigt folgenden Druckfehler: In der Rezenſion über das Gaſtſpiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spenerſchen Zeitung“ vom 25. Mai muß Zeile 26 ſtatt „von leicht bewegtem Minneſpiel“ „von leicht bewegtem Mienenſpiel“ geleſen werden ...“

Ach, dies „leicht bewegte Minneſpiel“ der ſchönen Kollegin ſollte mir nur zu bald die heißeſten und ſchmerzlichſten Thränen meines Lebens auspreſſen.

Amalie Neumann war 23 Jahre alt und seit Kurzem Wittwe. Sie war an jenem verhängnißvollen Gesellschaftsabend in tiefer — aber in der koketteſten Trauer. Sie trug ein ſchwarzes, weit ausgeſchnittenes Sammetkleid, zu dem das roſige Fleiſch ihrer üppigen Formen und die reichen goldenen Locken gar verführeriſch kontraſtirten. Frau Venus im Hörſelberge konnte nicht ſinnebethörender, liebereizender ſein . . .

Das ſollte auch der arme Amberg an jenem Abende erfahren. Frau Venus warf die Netze ihrer goldenen Locken nach ihm aus und lockte ihn mit den ſüßeſten Tönen ihrer Silberſtimme und durchglühte ihn mit dem geheimnißvollen Feuer ihrer wunderſchönen blauen Vergißmeinnichtaugen und lachte ihn an mit weißen Zähnen — — und Tannhäuſer war gefangen — verloren im Venusberge . . .

Liebte ſie ihn? Nein, ſie gönnte mir nur „dieſe Eroberung“ nicht. Sie hatte in echt Karlsruher Derbheit geſagt, und das wurde mir natürlich von mitleidigen Kolleginnen ſchleunigſt wiedererzählt: „Was? dieſe junge R..znaſe will auch ſchon mitſpielen und ſich wohl gar mit mir meſſen? Da werde ich ihr zeigen, was 'ne Harke iſt!“ — Und ſie zeigte mir ihre Macht. Ich ſehe noch ihre ſchönen Augen über den armen, ſchon lichterloh flammenden Amberg hinweg hohnvoll auf mich niederlächeln . . . Sie vermochte auch wohl kaum zu empfinden, wie tief ſie mich verwundete . . .

Halbtodt kam ich aus jener Geſellſchaft nach Hauſe. Ich wollte ſchier verzweifeln und vergehen vor Scham und Weh. Ich war an jenem Abende um Jahre älter geworden. Der ſüße Traum der Jugend und Unſchuld lag entblättert hinter mir . . . Ich hatte vom Baume der Erkenntniß gegeſſen!

Die Mutter nahm mich in den Arm und weinte mit mir. Aber dann trocknete die Lebenskluge ihre Thränen und unterwarf mein armes, krankes Herz einer energiſchen Kur. Sie betrieb mein erſtes Gaſtſpiel und rief meinen Mädchen- und meinen Künſtlerſtolz wach.

Wir fuhren nach Mannheim zum Gaſtſpiel. Ich ſollte an drei Abenden auftreten, ſogar als Prezioſa. Da mußte ich meine ganze Kraft zuſammen nehmen, um vor dem kunſtfröhlichen Publikum der alten Theaterſtadt Dalberg's, Iffland's und Schiller's ehrenvoll zu beſtehen. Und ich beſtand und — genas! In dem Ringen nach dem Lorbeer fand ich mich ſelbſt und die Würde meines Herzens wieder. Wer ſo leicht in dem frivolen Spiel einer eitlen Kokette verloren ging, war der Thränen eines treuen Herzens nicht werth . . .

Und als Edmund Amberg bald nach meiner Heimkehr aus Mannheim dies frivole Spiel merkte und aus ſeinem wüſten Liebesrauſch erwachte — als die Spatzen auf dem Dache es zwitſcherten, daß ſeine ſchöne Huldin dem goldenen Locken des lüſternen, alten Großherzogs Ludwig nicht widerſtanden — — und als der arme, aus dem Venusberge geſtoßene Tannhäuſer dann reuig zu mir zurückkehren wollte . . . da hatte ich die Kraft gewonnen, mich von ihm nicht mehr finden zu laſſen . . .

Mein erſter Herzenskampf! Mein erſter Herzensſieg! Aber — was hatte er mich gekoſtet!

Wie oft habe ich mich ſeitdem gefragt: Warum — warum durfte Deine erſte, reinſte, ſeligſte Liebe nicht Deine — letzte ſein? Wenn Edmund Amberg's gutes — und bei aller Schwäche doch edles Herz Dir damals nicht ſo freventlich geraubt wäre — Dein ganzes Leben wäre in andere Bahnen getreten. Du wäreſt wohl nicht ſo „berühmt“ als Künſtlerin und Frau, aber Du wäreſt ſicher

glücklicher und — — beſſer geworden: eine gute, treue Hausfrau und Gattin — eine liebevolle und geliebte Mutter — heute umſpielt von fröhlichen Enkeln — — während Du jetzt auf ein einſames — ödes — trug- und ſchuldvolles Leben weinend zurückblicken mußt — — auf jene glatte, glitzernde, ſchiefe Ebene, auf der es Fuß für Fuß — Schritt für Schritt tiefer hinabging in Sünde und Schande . . .

Warum? — Ja, warum?

2. Erste Versuchungen.

Wer ſündigt mehr? Iſt's die Verſucherin,
Iſt's der Verſucher? He!
Nicht ſie, nein, ſie verſucht mich nicht! Ich bin's,
Der bei dem Veilchen liegt im Sonnenſchein
Und gleich dem Aaſe, nicht der Blume gleich,
Verweſ't in der balſam'ſchen Luft. Iſt's möglich,
Daß Sittſamkeit mehr unſern Sinn empört,
Als Leichtſinn?

Shakespeare: Maaß für Maaß.

Ja, die „Liebe in allen Façons" nahte ſich mir trotz meiner jungen 16 Jahre: — weil ſie das althergebrachte Recht zu haben glaubte, eine öffentliche Schauſpielerin als Waare betrachten zu dürfen, die dem erſten beſten Käufer anheim fällt, der — das Meiſte zahlt!

So war es vor hundert — ſo war es vor fünfzig Jahren — ſo iſt es noch heute! Zur Schande der Waare — — aber auch zur Schmach der Käufer! —

In Karlsruhe lebte damals — 1823 — der Graf Friedrich Wilhelm von Bismarck, königlich württembergiſcher Reitergeneral und bevollmächtigter Miniſterreſident am badiſchen Hofe — und Gemal der Prinzeſſin Auguſte von Naſſau-Uſingen. Zugleich ein berühmter Held der Freiheitskriege, ein namhafter Militärſchriftſteller und ein vielgewandter, geiſtreicher Mann, war er unzweifelhaft die bedeutendſte Perſönlichkeit in Karlsruhe — und nach den Fürſtlichkeiten des Hofes auch die vornehmſte. Er hatte ein reich bewegtes, faſt abenteuerliches Leben hinter ſich. Der ſpäter noch viel ſtrahlendere „Stern der Bismarcks" leuchtete über ihm.

Schon zur Zeit Karls des Großen waren die Bismarcks aus Böhmen in die alte Mark Brandenburg eingewandert und hatten dort das Schloß und Städtchen Bismarck und das Dorf Burgstall erbaut. Ein Zweig des ritterlichen und gelegentlich auch wohl raubritterlichen Geschlechts hatte sich nach Westfalen verpflanzt, war aber mehr und mehr verarmt. In Windheim wurde 1783 Friedrich Wilhelm von Bismarck geboren. Der Vater hatte den siebenjährigen Krieg als Husaren-Offizier mitgekämpft und war so schwer blessirt worden, daß er den Abschied nehmen und von einer dürftigen Invaliden-Pension leben mußte. Seine jungen Söhne Louis und Friedrich Wilhelm zogen bald in die Welt hinaus, draußen als Soldaten ihr Glück zu suchen. Louis trat in nassauische, Friedrich Wilhelm schon mit dreizehn Jahren als Kornet in hannoversche Dienste, folgte aber nach Auflösung dieser Armee 1803 dem Bruder nach Nassau.

Noch in demselben Sommer fand die fünfundzwanzigjährige Prinzessin Auguste von Nassau, Tochter des regierenden Fürsten Friedrich August, während des ungezwungenen Hoflebens in der schönen kleinen Residenz Biebrich so großes Wohlgefallen an dem jugendblühenden und jugendmuthigen zwanzigjährigen Gardelieutenant und Hofjunker Friedrich Wilhelm von Bismarck, daß sie — obgleich Braut des Prinzen Ludwig Wilhelm von Hessen-Homburg — den schmucken Lieutenant mit ihrer Liebe beglückte. Der war ja, von einem glühenden Ehrgeiz getrieben, in die Welt hinausgezogen, sein Glück zu suchen. Und er war nicht weniger verwegen, als ehrgeizig. Er ließ diese Liebe, obgleich sie eigentlich einem Andern gehörte, nicht unbeachtet am Wege liegen. Die lauschigen Boskets im wunderschönen Schloßgarten zu Biebrich und die stillen Gemächer der Prinzessin wußten bald davon zu erzählen. Es war eine heimliche — verbotene Liebe, wie zwischen der Prinzessin

Amalie von Preußen und dem Potsdamer Gardelieutenant von Trenck. Aber Friedrich von Bismarck war glücklicher in der Liebe und im Leben. Seine Liebe endete nicht in den ſchauerlichen Kaſematten von Magdeburg und ſein Leben nicht unter der Pariſer Guillotine.

Umſonſt ſuchte Louis von Bismarck, der das Geheimniß und das Gefährliche dieſer hohen Liebe kannte, ſeinen Bruder zu beſtimmen, die Nähe der Prinzeſſin zu fliehen, nach England zu gehen und dort in die aus dem ehemaligen hannoverſchen Corps formirte deutſche Legion und in engliſche Dienſte zu treten . . .

Friedrich von Bismarck blieb bei der Geliebten und dieſe — die öffentlich proklamirte Braut eines Fürſten — ſchrieb im Januar 1804 an den geliebten Lieutenant:

„Lieber, beſter, einziger Freund, ich fühl' es mit jedem Tage inniger und beſſer, daß ich ohne Dich nimmermehr zufrieden leben kann; deßwegen denke ich recht oft daran, ob es eine Möglichkeit wäre — ob ich meinen Eltern Alles ſagen, ſie um das Glück meines Lebens bitten ſoll — aber ach, ſie würden uns dann wahrſcheinlich trennen und ich bin ja verſprochen! — Mein Hochgeliebter, weißt Du denn auch ſo recht, wie ich Dich liebe? Ich denke nur an Dich, die ganze Welt iſt mir nichts, nur Du biſt mein Glück, mein einziger Wunſch. Ich liebe Dich, das iſt der ewige Widerhall meines Herzens . . .“

Bald darauf:

„Meine Mutter hatte ſich heute eine Menge Menſchen zuſammengebeten. Einige ſprachen von Dir, Du ſeiſt ein guter Tänzer, ein ſchöner Mann; es ſchmeichelte mir doch, Dich loben zu hören, es that mir recht wohl. Du biſt ja mein, mein Freund, mein Glück; freut es ja viele Menſchen, wenn man die Einrichtung ihrer Häuſer, ihrer Equipagen u. ſ. w. lobt — und mich ſollte es nicht freuen, wenn man

den lobt, den mir der Himmel ſelbſt zu meiner Seligkei geſchenkt hat? — Könnteſt Du mich hören in der Stille der Nacht, wie ich für Dich bete; könnteſt Du mein liebendes, trugloſes Herz ſehen, wie es für Dich, Mann meiner Liebe, ſchlägt! — Ich weiß nicht, meine Empfindung für Dich iſt gemiſcht mit einer leidenſchaftlichen Exaltation, die ſogar den Tod für Dich mir wünſchenswerth machen könnte, und dann mit einem Gefühl von anſpruchsloſer Zärtlichkeit, die ſelbſt meine eigenthümliche Eiferſucht beſiegen müßte, wenn ich überzeugt wäre, daß eine Andere Dich glücklicher machen könnte, als ich . . .“

Und am 2. Auguſt ſollte die Vermälung der Prinzeſſin mit dem Prinzen von Heſſen-Homburg ſein! Umſonſt hatte die Unglückliche der Mutter ihre Liebe zu Bismarck geſtanden und um Aufhebung des Verlöbniſſes — wenigſtens um Aufſchub der Hochzeit gefleht! — Die Fürſtin hatte über dieſe Jugend-Liebelei gelächelt, die mit dem Einzuge der Prinzeſſin in das Landgrafenſchloß zu Homburg einen würdigen Abſchluß finden werde . . . Die Ehe zwiſchen Fürſten ſei keine Herzensſache, ſondern eine Pflicht . . . Mehr verlange auch der Prinz von Homburg nicht von ſeiner Gemalin . . .

Und ſo nahm die Prinzeſſin Auguſte am Abend des 1. Auguſt, als ihr fürſtlicher Bräutigam ſchon im Schloſſe zu Biebrich anweſend, unter heißen Thränen von ihrem geliebten Fritz Abſchied . . . und ſtand am andern Tage mit dem ungeliebten Prinzen von Homburg am Altar! Hoffeſt reihte ſich in Biebrich an Hoffeſt . . . Als die fürſtlichen Neuvermälten mit dem ganzen Hofe am dritten Tage nach der Hochzeit auf dem naſſauiſchen Jagdſchloß „die Platte“ ein rauſchendes Waldfeſt feierten — verließ Friedrich von Bismarck, in aller Stille und ohne Abſchied von der Prinzeſſin, Biebrich und ging nach England, um dort als

Offizier in die deutsche Legion einzutreten. Von Hamburg aus sagte er der Geliebten — Verlornen traurig-zärtlich Lebewohl ... Hoffte er vielleicht doch noch? — Diesen Brief überreichte ein Freund Bismarcks, Hugo von Breidbach, der Prinzessin von Homburg in Gegenwart ihres Gemals und des ganzen Hofes in einem — Taschentuche.

Eine solche Ehe konnte nicht Glück und Segen haben. Schon wenige Monate nach der Hochzeit verließ die Prinzessin ihren Gatten und kehrte nach Biebrich zurück. Bald darauf folgte die Scheidung im Rechtswege.

Die Prinzessin und Bismarck setzten jetzt alle Hebel zu ihrer ehelichen Verbindung in Bewegung. Die Mutter der Prinzessin gab endlich ihre Zustimmung. Der Fürst aber wollte von dieser „Mesalliance" nichts wissen.

Nach achtzehnmonatlicher Trennung sahen sich die Liebenden in Frankfurt a. M. heimlich wieder. Dann kehrte Bismarck nach England zurück. Dort erschoß er seinen Vorgesetzten, den Kapitain von Quernheimb, im Duell, wurde aber vor den englischen Assisen freigesprochen.

Im Sommer 1807 kehrte Friedrich von Bismarck nach Deutschland zurück und trat als Oberlieutenant in das württembergische Chevauxlegers-Regiment. Endlich gab auch der Herzog von Nassau seine Einwilligung zu einer „heimlichen" Vermälung seiner Tochter mit ihrem Geliebten. Diese fand am 7. September in dem fürstlichen Palais zu Frankfurt durch den Pfarrer Mang, einen Freund Bismarcks, und in Gegenwart der Fürstin-Mutter — aber in Abwesenheit des Fürsten — statt. Die Honigwochen verlebte das junge Paar in einer gemietheten Gartenwohnung vor den Thoren Frankfurts. Dann kehrte Bismarck zu seinem württembergischen Regiment zurück.

Die Prinzessin, seine Gemalin, blieb am fürstlichen Hofe in Biebrich. Erst nach einem Jahre sahen sich die jungen

Eheleute auf wenige Stunden heimlich im Posthause zu Sinzheim wieder — dann auf vierzehn Tage in Frankfurt, kurz bevor der Rittmeister von Bismarck unter Napoleon gegen Oesterreich in's Feld ziehen mußte — zugleich mit meinem armen Vater!

Im Gefecht von Ridau am 1. Mai 1809 zeichnete sich Bismarck, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, durch Bravour und Kaltblütigkeit so sehr aus, daß Massena ihn wenige Tage später im Schlosse zu Ens dem Kaiser Napoleon mit den Worten vorstellte: Voilà un jeune officier allemand, qui donne beaucoup d'espérance!"

Die größten Gefahren hatte Bismarck im Feldzuge Napoleons gegen Rußland zu bestehen. Aber der Stern seines wunderbaren Glücks blieb ihm auch hier treu. Bei Borodino wurden drei Pferde unter ihm erschossen und von seinem Chevaulegers-Regiment blieben nur 65 Mann übrig. Der Major von Bismarck blieb unverletzt und wurde Oberstlieutenant.

Während Moskau zum größten Theil in Flammen aufging, lag Bismarck am Nervenfieber todtkrank in einer Vorstadt. Mit Mühe wurde er nach dem Kreml transportirt. Noch zum Tode matt, abgemagert zum Skelett, mußte auch er die verödete Stadt verlassen, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. Auf einem offenen Wägelchen, in Pelze und Decken gehüllt, begleitet von seinen treuen Dienern, fuhr der Kranke langsam den Weg nach Deutschland zurück — über eine öde Eissteppe — durch verlassene, verwüstete, verbrannte Dörfer — durch die Trümmer einer einst glänzenden, siegesstolzen Armee . . . Dazu fehlte es oft an jeder Erquickung für den Kranken — ja an einem Stück Brod oder am Stock gebratenem Pferdefleisch, seinen wüthenden Hunger zu stillen, der mit der beginnenden Reconvalescenz von Tag zu Tag wuchs. Ungebrannter Kaffee, in Schnee-

waſſer gekocht, war am Abend nach einer ſolchen troſtloſen Tagesfahrt ein hochwillkommenes Labſal.

Erſt in Smolensk genoß Bismarck ſeit Moskau die Wohlthat, ſich umkleiden und die Nacht in einem warmen Zimmer auf friſchem Stroh ſchlafen zu können. Kaum hatten ſie die Stadt im Rücken, ſo hörten ſie, wie die Feſtungswerke, von Marſchall Ney geſprengt, krachend in die Luft flogen. Und bald fiel der Wagen, von Artilleriſten und ihren Kanonen in einen Abgrund gedrängt, in Trümmer. Um nur vorwärts zu kommen, mußte der kranke Bismarck, der noch nicht die Kraft hatte, bei ſchneidender Kälte ſich auf dem Pferde zu halten, ſich auf daſſelbe feſtbinden laſſen. Inmitten zahlloſer Gefechte mit den Koſacken wurde der Rückzug weiter fortgeſetzt. Eine Nacht fand der Oberſtlieutenant von Bismarck, Gemal einer Prinzeſſin, in einem von Soldaten überfüllten Bauernhauſe keinen andern Platz, als — indem er einen ſo eben verſtorbenen Soldaten etwas bei Seite ſchieben ließ und den Todten als — Kopfkiſſen benutzte.

Bald darauf hatte Bismarck in einem einzelnen Bauernhauſe das gefährlichſte Abenteuer zu beſtehen. Nur eine alte Ruſſin war anweſend. Vom Fenſter aus ſah er ſchwärmende Koſacken, die vorüberziehende todtmatte Offiziere und Soldaten niederſtießen und plünderten. Von der Bäuerin herbeigerufen, umzingelten ſie auch dies Haus, zertrümmerten die Fenſter und riefen mit vorgehaltenen Piſtolen fortwährend: Pardon Camerad! — Auf ſeinen treuen Diener Georg geſtützt, in der einen Hand ſeine goldene Repetiruhr, in der andern eine Börſe mit Silbergeld, trat Bismarck ihnen vor die Hausthür entgegen. Die Koſacken nahmen Börſe und Uhr, aber auch die ganze Bagage und die Pferde und die ſämmtlichen Kleider, die Herr und Diener auf dem Leibe hatten. Nur ein Koſack war ſo mitleidig, dem frierenden Bismarck eine alte Jacke zuzuwerfen. Zum Glück fanden

ſich in dem Hauſe einige Frauenkleider der verſchwundenen Bäuerin, mit denen Bismarck und Georg nothdürftig ihre Blöße decken konnten. Auch war eine Börſe mit Gold, in den Dünger des Hofes verſteckt, den Plünderern entgangen. Mit geſchwollenen, in Lumpen gewickelten Füßen, in grotesken Frauenröcken auf Diener und Kutſcher geſtützt, erreichte Bismarck mühſam die Heerſtraße. Dort brach er an einem glimmenden Bivouakfeuer auf dem gefrorenen Boden zuſammen. Umſonſt ging der treue Georg auf die Heerſtraße, nach befreundeten vorüberziehenden Offizieren auszuſchauen, ſie um Hilfe für ſeinen kranken Herrn anzuflehen. Endlich traf er zwei bekannte württembergiſche Rittmeiſter, die noch leere Handpferde mit ſich führten. Aber ſie hörten nicht auf ſein Flehen. Das große allgemeine Elend hatte ihr Gefühl abgeſtumpft. Theilnahmlos ritten ſie vorüber. Weinend kehrte Georg zu ſeinem Herrn zurück — und zum erſten Mal faßte dieſen Verzweiflung. Er dankte ſeinen Dienern für ihre Treue und bat ſie, ihn — den Rettungsloſen — ſeinem Schickſal zu überlaſſen und bei ihrer Heimkehr der Prinzeſſin in Biebrich ſeine letzten Grüße zu überbringen . . .

Aber die Getreuen — und Bismarcks guter Stern! — wichen nicht — und ſie fanden einen Trupp von dreißig Mann Württembergern, die ihr einziges, mit Bagage bepacktes Pferdchen dem kranken Oberſtlieutenant überließen und ihn ſorglich in Decken hüllten. So ging's langſam weiter nach Deutſchland zu . . .

Dann kam der grauenhafte Uebergang über die Bereſina, wobei Tauſende im Gedränge auf der Brücke und in den eiſigen Wellen umkamen. Bismarck ſchildert dieſen Unglückstag mit den Worten:

„Die Menge ſchob, trieb, drückte vorwärts, ſeitwärts, ſelbſt willenlos durch die Gewalt friſch Nachrückender. Ganze Kolonnen wurden, anſtatt der Brücke anſichtig zu werden,

in den Fluß mit ſeinen ſumpfigen, noch nicht feſt gefrorenen Ufern gedrängt und fanden in den Wellen den Tod. Andere wurden zerdrückt, zertreten. Nicht der Wille, nur das Glück, der Zufall oder ein höherer Schutz beſchirmten hier.“

Bismarck ſah unfern der Brücke ein Haus in Flammen ſtehen. Ein ganzer Menſchenſchwarm wurde durch den Ungeſtüm der hinteren Rotten geradezu in die Flammen getrieben. Zwei junge vornehme Polinnen, von ihren Dienern getragen, den greiſen Vater in der Mitte, waren darunter. Bismarck bemerkte, wie ſie jammernd die Hände zum Himmel erhoben nnd dann in dem Getümmel verſchwanden; Niemand konnte da retten, noch helfen.

Zu ſeinem Glück war Bismarck, nachdem er ſeine Kameraden verloren, in einen Trupp franzöſiſcher Küraſſier-Offiziere gerathen, kräftige Leute, die ſich enge an einander geſchloſſen hielten und ſich, ſo viel es ging, Bahn machten. — Eine geraume Zeit theilte er, in ihrer Mitte eingeſchloſſen, alle ihre Bewegungen. Aber auch ſie wurden auseinander geriſſen und er kam von ihnen ab. Gleichzeitig verlor er ſeinen treuen Diener Georg.

Zwiſchen einem andern Menſchenknäuel eine Zeit lang fortgeſchoben, hielt Bismarck bei ſeiner noch immer ſchwachen Geſundheit und bei ſeiner Kraftloſigkeit nach einer nun mehr als zwölfſtündigen Anſtrengung nur noch mit Mühe ſich auf dem Pferde aufrecht und ſah den Augenblick nahe, wo ihn auch die letzte Kraft verlaſſen und er herabſinken würde.

In dieſer höchſten Noth bemerkten ihn zwei Unteroffiziere ſeiner Schwadron, Jung und Bellon, ebenfalls zu Pferde. Sie zogen ihre Säbel, um ſich Bahn zu machen und erreichten ihren Chef, als er eben kraftlos vom Pferde ſank. Bellon bog ſich zu ihm hinab nnd rief: „Ihre Hand, Herr Oberſtlieutenant!“ — und als er ihn ſo aufgehoben, fügte er hinzu: „Faſſen Sie meinen Steigbügel und halten Sie

ſich feſt!“ — Jung ergriff das Pferd und nun, mit ihren Säbeln ſich den Weg öffnend, brachten ſie Bismarck auf die Brücke. Dort ſank dieſer ohnmächtig nieder. Bellon ſprang vom Pferde, hob ihn auf, legte ihn auf ſein Pferd und da, wenn man einmal auf die Brücke gelangt war, hier das Gedränge, weil ſie bewacht wurde, weniger groß war, ſo kamen alle Drei glücklich an das jenſeitige Ufer. Hier trafen ſie die Ueberbleibſel ihres Regiments, beſtehend aus neun Offizieren und achtzehn Unteroffizieren und Gemeinen . . .“

Ja, eine wunderbare Rettung über die andere! Wer wollte da nicht an den Bismarck-Stern glauben? — Sein treuer Georg, ſein Kutſcher und ſeine drei Reitknechte ſind in Rußlands Eis und Schnee begraben — und mit ihnen Tauſende, Tauſende, die Napoleon ſeinem fluchwürdigen Ehrgeize opferte.

Bei 29 Grad Kälte wurde mit 5 Offizieren die Fahrt im Schlitten fortgeſetzt. Auf einem preußiſchen Edelhofe an der Grenze fanden ſie ſeit 7 Monaten zum erſten Mal behagliche Zimmer, ſaubere Betten, einen gedeckten Tiſch — — aber die Edelfrau wandte ſich ſchaudernd von den Unglücklichen ab, die von Schmutz und Ungeziefer ſtarrten . . .

Von den 19,500 nach Rußland ausgezogenen Württembergern fanden ſich an der preußiſch-ruſſiſchen Grenze nur 1400 Mann wieder zuſammen — und dieſe waren meiſtens krank und elend, ſo daß ſie auf Wagen fortgeſchaft werden mußten. Im Februar 1813 langte Bismarck mit dieſen Geretteten wieder in Württemberg an. Ohne ſeine Gemalin in Biebrich ſehen zu können, zog er im Frühjahr in den wieder ausbrechenden Krieg nach Sachſen. In einem Gefecht bei Seifersdorf in Schleſien gegen die Ruſſen erhielt er durch eine Flintenkugel im Schenkel die erſte und einzige Wunde während des Krieges und von Napoleon das Offizierkreuz der Ehrenlegion.

Als bei Leipzig Napoleons Stern für immer unterging, öffnete der kommandirende württembergische General von Franquemont, ein natürlicher Sohn des Herzogs Karl und ein Mitschüler Schillers auf der Karlsschule, eine ihm für diesen Fall vom König Friedrich mitgegebene versiegelte Depesche, welche die Weisung enthielt: Die höheren württembergischen Offiziere in die Heimat zurück zu senden, „um bei den nöthig werdenden neuen Formationen mit Würde der großen Koalition gegen Frankreich sich anschließen zu können!“

General von Franquemont, Bismarck und andere höhere Offiziere begaben sich auf diesen königlichen Wink nach Leipzig — und am Morgen nach Napoleons Abzuge aus der Stadt, am 19. Oktober, stellten sie sich den Alliirten als Gefangene. Auf die Erklärung König Friedrichs: dem Bunde gegen Napoleon beizutreten! — wurden die Württemberger in die Heimat entlassen. Bismarck, zum Generalstabschef der Kavallerie ernannt, gab sich nun mit ganzer Liebe und Kraft der Neuorganisation und Ausbildung dieses Truppenkörpers hin — — und von dieser Zeit an datirt sein militärischer Ruhm. Er wurde als Kavallerist eine europäische Autorität.

Er nahm noch an manchem siegreichen Gefecht persönlich Theil. „Die Natur hatte ihm eine Art Instinkt gegeben, die entscheidenden Momente zu erkennen. Im Gefecht sehr aufmerksam, überflog ihn eine innere Hitze, wenn eine günstige Gelegenheit zum Choc sich zeigte, und überzeugt, daß die Kavallerie nur durch schnellen Ungestüm siegreich ist, begleitete ein beinahe wilder Blick sein: „Marsch! Marsch!“ und animirte bis zum Enthusiasmus die Reiter.“

Im Gefolge der verbündeten Monarchen zog der Oberst Friedrich von Bismarck am 30. März 1814 mit in Paris ein. Erst im Herbst — nach fast dreijähriger Trennung — mit württembergischen, österreichischen und russischen

Orden geſchmückt, durfte er ſeine Gemalin, die Prinzeſſin Auguſte wieder umarmen.

Nach Beendigung des Feldzuges und Napoleons Verbannung nach St. Helena erhob der König von Württemberg den Generalquartiermeiſter der Kavallerie von Bismarck in den erblichen Grafenſtand, — hauptſächlich wohl, um ihn dem Range ſeiner Gemalin näher zu bringen. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Auguſt von Naſſau, des letzten Fürſten von Naſſau-Uſingen, fand ihre geheime Ehe endlich auch öffentliche Anerkennung. Die Prinzeſſin Auguſte zog zu ihrer verwittweten Schweſter, der Markgräfin Friedrich, nach Karlsruhe und auch Graf Bismarck fand freundliche Aufnahme in dem markgräflichen Palais in der Karl-Friedrichſtraße. Hier begann der bedeutende Kavalleriſt ſeine hervorragende Thätigkeit als Militärſchriftſteller. Er durfte die größte Hälfte des Jahres auf Urlaub bei ſeiner Gemalin verleben und wurde 1820 als Generalmajor und württembergiſcher Standesherr von ſeinem Könige zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am großherzoglich-badiſchen Hofe ernannt . . .

Als ſolcher nahte ſich der vornehme, ſtattliche Mann von 40 Jahren mir, der ſechszehnjährigen Schauſpielerin, mit ſeinen galanten Aufmerkſamkeiten. So oft ich auftrat, ſaß er in der markgräflichen Loge neben ſeiner alternden Gemalin und verſchlang mich mit ſeinen großen runden, nicht angenehm hervortretenden blauen Augen. Er ſandte mir Blumen, Gedichte, Süßigkeiten — und vielleicht auch jenen prächtigen Schmuck, von welchem die Mutter im Frühjahr 1824 an die Tante nach Ziegenhain ſchreibt: „Welche Freunde und Gönner Lina ſich ſchon erworben hat! Denke Dir, dieſe Weihnachten erhielt ſie durch die fahrende Poſt ein Kiſtchen mit einem goldenen Kamm nebſt Kollier und Ohrringen mit den ſchönſten Amadis-Steinen im Werthe

von 25 Karolin und einem französischen Zettel, den ich Dir beilege. Von wem das Geschenk ist, wissen wir nicht. Einige rathen: von der Großherzogin Stephanie aus Mannheim, — Andere: von unserer Markgräfin Friedrich. Genug, es bleibt ein Geheimniß . . .“

Die gute unschuldsvolle Mutter, daß sie gar nicht an die so nahe liegende Frage dachte: Où est l'homme? Wo ist der Mann — der Verehrer der jungen hübschen Komödiantin, der sich mit diesem goldenen Schlüssel Herz und Thür zu öffnen sucht?

Ich glaube, daß Graf Friedrich Wilhelm von Bismarck mir jenen Schmuck sandte — heimlich, daß seine Gemalin, die Prinzessin von Nassau-Usingen, es nicht merkte.

Kaum drei Monate später, nachdem ich jenes prächtige Weihnachtsgeschenk erhalten, im März 1824, stand im damals tonangebenden Stuttgarter „Morgenblatt“ folgender Kunstbericht aus Karlsruhe:

„Während meines kurzen Aufenthalts dahier muß ich ich Ihnen von einer lieblichen Erscheinung berichten, welche die hiesige Bühne besitzt, — ein wahres Kleinod, wie nicht leicht eine andere Bühne aufzuweisen haben wird. Es ist Mlle. Karoline Bauer. — Jede Vorstellung erscheint wie ein Gemälde, in dem einige Hauptpersonen im Vordergrunde lebendig und bedeutungsvoll hervortreten. Das Publikum nimmt an dem Schicksal dieser Hauptpersonen Theil, welches sich oft durch lauten Beifall, oft durch Mitgefühl, durch Thränen, durch Ausbrüche der Freude kundgibt. Die Theilnahme des Publikums ist eigentlich dreifacher Art. Zuerst kommt dasjenige, was der Dichter in die Rolle gelegt; dann dasjenige, was die darstellende Kunst aus der Rolle zu machen versteht; und endlich knüpft sich die Theilnahme an, welche die darstellende Individualität durch ihre besondere Position, körperliche Schönheit, Erziehung, Abkunft, unbescholtenen

Ruf, häusliche Verhältniſſe erweckt. Man vermag dies nicht zu trennen. Durch Unſittlichkeit, Gemeinheit verliert jedes Talent, wie ausgezeichnet es auch ſein mag. Daher iſt das Intereſſe ſo lebendig, welches Mlle. Bauer erweckt. Die Tochter eines Offiziers, die Schweſter eines Offiziers, wird das Intereſſe an dieſer aufblühenden Künſtlerin ſo mächtig erhöht. Dazu kommt ein unbeſcholtener Ruf, ein ſeltener Einklang der Tugend, Körperreize, hochgebildeter Verſtand, Geiſt, Munterkeit, Lebendigkeit — welches ihr nicht allein die Fama bezeugt, ſondern welches ſich auch Alles in ihrem Spiele kundgibt. Ich ſah Mlle. Bauer in mehreren Rollen, z. B. im „Rehbock“ als Baronin. Dieſe Rolle war ſchwer, zwar nicht als Darſtellung im Allgemeinen, ſondern vielmehr als beſondere Nüance. Schwer ſchon iſt dem jungen zarten Mädchen jede Rolle als Frau; aber wenn der Dichter dieſe Frau in unzarte Poſitionen bringt, wo Zweideutigkeiten ſich jagen, gleichſam das Ohr belagert halten, und zwar auf eine ſo unzweideutige Art, daß das Publikum in fortwährender Lachbewegung erhalten wird, — ſo muß nothwendig die Verlegenheit des jungen, erſt ſechszehn Sommer zählenden Mädchens ſteigen, je mehr ſie unwillkürlich durch das ſie umgebende Spiel der mitagirenden Perſonen fortgeriſſen wird. Dieſe Verlegenheit drückte ſich denn auch ſichtbar im Spiel der Mlle. Bauer aus, allein ihr Spiel ſelbſt litt dabei nicht allein gar nicht, ſondern das Intereſſe an ihrer Individualität wurde dadurch nur erhöht. Denn dieſe Verlegenheit war nicht Mangel an Zuverſicht, an Sicherheit ihres Spiels; ſie traf daher nicht die Kunſt, ſondern die jungfräuliche Scham des zarten holden Mädchens, welches ſich mitten in ein ihr fremdes Element von Zweideutigkeiten verſetzt ſieht, denen ſie nicht zu entgehen weiß. Dieſe Verlegenheit erhöhte daher auch ihren Liebreiz, ſo wie ſie unter den gegebenen Verhältniſſen gewiſſermaßen eine nothwendige Zugabe zu

ihrem Spiel war und nicht hätte vermißt werden dürfen, ohne daß ihr jungfräuliches Zartgefühl dadurch gelitten haben würde. Unter diesem Gesichtspunkt gewann das Interesse der ganzen Darstellung. Der Widerstreit zwischen dem Spiel und der innern Empfindung, der äußern Darstellung und dem innern Seelenzustand vermochte nicht, sich zu verbergen.

Diese Vorstellung ist die letzte meines hiesigen Aufenthalts. Die erste, in der ich Mlle. Bauer sah, war Gabriele im „Nachtlager von Granada". Wenn das schöne, junge Mädchen, klagend über den Verlust ihrer geliebten Taube, in unnachahmlicher Grazie und doch so anspruchslos auf der Scene erscheint — wenn dann der verirrte Prinz-Regent auftritt, so findet das Publikum es so natürlich, daß dessen Erstaunen, ein so holdes Mädchen in jener Wildniß zu finden, schnell in sanfte Gefühle der Liebe übergeht. Diese Rolle schien mir besonders zart von der jungen Künstlerin gehalten.

Ich vermochte mir keine Gelegenheit zu verschaffen, die persönliche Bekanntschaft der Mlle. Bauer zu machen, denn der Zutritt ist schwer; allein ich hielt es für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit auf diese emporstrebende Künstlerin zu lenken, welche ein freundliches Entgegenkommen verdient ..."

Dieser liebenswürdige Kritikus und Anonymus war — Graf Friedrich Wilhelm von Bismarck. Ob er seiner Prinzessin-Gemalin wohl die Worte seiner Begeisterung für die junge, hübsche Schauspielerin vorgelesen hat?

Ob denn Niemand aus der übergroßen Absichtlichkeit, mit der betont wird: daß der Kritikus sich „keine Gelegenheit zu verschaffen vermochte, die persönliche Bekanntschaft der Mlle. Bauer zu machen!" — auf den gräflichen Verfasser Verdacht schöpfte, dem der Zutritt in unsere Wohnung gar nicht so sehr schwer geworden war?

Des Kritikers wahre Absicht sollte bald nach jener Rezension für mich nur zu deutlich hervortreten.

Eines Mittags kam mein Bruder Karl, der junge, leichtſinnige und heißblütige Lieutenant, ganz aufgeregt nach Hauſe und konnte kaum Worte finden für das, was ſein zwanzigjähriges Herz mit Stolz und Entzücken bewegte. Nur ſtoßweiſe kam über ſeine Lippen:

„Du — Du Line, mir iſcht was Merkwürdiges paſſirt — ein großes Glück für uns Alle. Ich reite vorhin ſpazieren — da begegnet mir der Graf — der General — der Bismarck auch zu Pferde — und er redet mich an — ſo freundlich, ſo kordial, als wär' er auch nur ein ſimpler Lieutenant mit zwanzig Gulden monatlich. Und er lobt mein Pferd und lobt mein Reiten und fordert mich auf, mit ihm weiter zu reiten. Und wir reiten nach Baiertheim und er ſagt mir, daß er für mich immer ein großes Intereſſe gehabt habe — ſchon um des ſeligen Vaters willen, den er damals im öſterreichiſchen Feldzuge kennen gelernt und mit dem ich eine ſo große Aehnlichkeit habe — — und er wolle für mein Avancement beſorgt ſein ... Und ob ich Schulden habe und ob er mir mit ſeiner Börſe aushelfen könne — ganz ungenirt, wie unter guten Kameraden. Aber denk' nicht, Line, daß ich ihm das geſagt habe — die paar Lumpereien bei der Fratel und dem Meyer-Itzig und ... doch das brauchſt Du ja gar nicht ſo genau zu wiſſen und ſag's nur nicht der Mutter, aber ſo 'ne 250 Gulden könnten mich ſchon ein wenig 'rausreißen ... Und dann ſprach der Graf auch von Dir, Line, von Deinem großen Talent und Deiner charmanten Preſchioſa und Deiner Schönheit und Lieblichkeit und Tugend — und er wurde ganz Feuer und Flamme dabei — und er ſagte, daß er Dich lieb habe, und wenn er ſeine alte Frau nicht hätte, ſo ſollteſt Du ſeine Gräfin werden — und — aber wenn Du nur Vertrauen zu ihm hätteſt und ihn lieb haben könnteſt und ein paar Jahr geduldig warten wollteſt, bis ſeine Alte geſtorben, dann

wolle er Dich heirathen und es Dir schon jetzt schriftlich geben und sein ganzes Vermögen verschreiben und er würde schon jetzt als Dein zärtlicher Freund für Dich sorgen — für uns Alle — und mir meine Lieutenantsgage verdoppeln — — ach, Line, welch ein Glück! . . ."

Ich darf nicht verhehlen, daß dies Alles meiner Eitelkeit schmeichelte. Aber mein guter Engel bewahrte mich, die Geliebte eines verheiratheten Mannes zu werden, wartend auf den Tod seiner „Alten", um dereinst deren Stelle einzunehmen.

Anerkennen muß ich noch, daß Graf Bismarck mir ein fürsorglicher Freund und Schützer geblieben, obgleich er nicht mein Liebhaber geworden ist. Später, als er württembergischer Gesandter auch am Berliner Hofe wurde, machte er uns dort in allen Ehren seinen Besuch, und noch manches freundliche Wort hat er über die Künstlerin Lina Bauer geschrieben, auch durch seinen Einfluß vermittelt, daß ich ohne Kontraktbruch gegen die Karlsruher Bühne in Berlin bleiben und nach Jahren zu einem ehrenvollen Gastspiel nach Karlsruhe zurückkehren durfte. —

Erst 23 Jahre nach jenem Liebesantrag zu Pferde, im Juli 1846, starb die alte Prinzessin Auguste von Nassau-Usingen als die Letzte ihres Stammes im Wildbade, nachdem sie schon seit Jahren an der einen ganzen Seite vollständig gelähmt war. Zwei Jahre später zog Graf Bismarck sich aus dem öffentlichen Leben nach seiner schönen Besitzung bei Konstanz am Bodensee zurück und vermälte sich mit dem Gesellschaftsfräulein seiner verstorbenen Gemalin. In Konstanz ist er 1860 gestorben.

Und seltsam, nach zehn Jahren sollte ich in der Schweiz in freundlichster Weise die Bekanntschaft der verwittweten Gräfin Bismarck, einer liebenswürdigen Dame, und ihrer holden Tochter machen . . . Die Frage lag nahe: Wärest

Du jetzt glücklicher, wenn Du damals ohne Gewiſſens- und Herzensſkrupel — gewartet und zum Lohne dafür Gräfin Bismarck geworden?

Ich glaube es!

* * *

Noch eine andere Verſuchung nahte ſich der ſechzehnjährigen Schauſpielerin 1823 in Karlsruhe — in der Perſon des regierenden alten Großherzogs Ludwig. Der war damals ſchon ſechzig Jahre alt, nie verheirathet geweſen, aber der liderlichſte Fürſt ſeiner Zeit. Erzählte man ſich doch ganz offen in Karlsruhe: der Großherzog habe als Markgraf Ludwig mit ſeiner — Stiefmutter, der Gräfin Hochberg, geb. Geyer von Geyersberg, der morganatiſchen Gemalin des Großherzogs Karl Friedrich, in ſträflichem Verhältniß gelebt und der junge Markgraf Max von Hochberg ſei zugleich ſein Bruder und ſein Sohn..! Sprach man doch ganz ungenirt von der Legion ſeiner Liebſchaften und ſeiner öffentlichen Maitreſſen! Da war das unglückliche Fräulein von Ende, Nichte des Oberkammerjunkers von Ende, die dieſer ſelber an ſeinen Gebieter verhandelt hatte, als er ihn nicht zu einer morganatiſchen Ehe bewegen konnte. — Da war die ſchöne Mlle. Werner, die in Karlsruhe als „regierende Maitreſſe“ galt und als ſolche ein glänzendes Haus machte. Da war als Unterfavoritin die Schauſpielerin Mlle. Ku.., die den Ehrgeiz hatte, als Prezioſa in Berlin zu gaſtiren, und trotz üppiger Schönheit und glänzenden Koſtüms doch glänzend durchfiel — — und die ſpäter mit einer großherzoglichen Ausſtattung von 40,000 fl. einen badiſchen Offizier heirathete... Da war — last not least — die wunderſchöne blonde Mad. Amalie Neumann, meine berühmte Kollegin, welcher der galante Großherzog Ludwig ihre Schulden bezahlte und eine — damals unerhörte — Karlsruher Theatergage von 5000 fl. bewilligte...

Und nun ſollte ich die xte in dieſer großherzoglichen Schönheitsgallerie ſein! Der berüchtigte Major Hennenhofer, ſchon des Markgrafen Ludwig Vertrauter und in der Kaspar-Hauſer-Affaire viel genannt, jedenfalls ſtark verdächtig, um den räthſelhaft ſchnellen Tod der beiden jungen Söhne der Großherzogin Stephanie, der rechtmäßigen Erben des badiſchen Thrones, gewußt zu haben — derſelbe Major Hennenhofer, der ſpäter im Wahnſinn endete, kam als offizieller Kuppler des Großherzogs Ludwig zu mir, um von ſeinem Gebieter die glänzendſten Anerbietungen zu machen . . .

Aber auch hier bewahrte mich mein guter Engel — — und der — Ekel vor dieſem gekrönten alten Lüſtling, der doch ſo gern die Worte der Moral im Munde führte, wovon der nachfolgende Brief der Mutter Zeugniß geben wird. Zur rechten Stunde ſandte mir auch der liebe Gott, der ſeine Erdenkinder ja ſo gern retten und ſtützen möchte, ſo lange ſie überhaupt gerettet und geſtützt ſein wollen, einen freundlichen Helfer in der Noth, der mich allen dieſen Verſuchungen und Gefahren in Karlsruhe entführte.

Der Direktor des neuen Königſtädter Theaters in Berlin, Heinrich Bethmann, kam auf ſeiner Künſtler-Suche auch nach Karlsruhe, ſah mich ſpielen — und machte mir die lockendſten Anerbietungen. Aber ich hatte noch Kontrakt auf zwei Jahre. Die Mutter und ich mußten uns ſchweren Herzens entſchließen, bei dem Großherzoge um eine Audienz und um Löſung des Kontrakts zu bitten . . .

Im April 1824 ſchreibt die Mutter an die Tante nach Ziegenhain:

„. . . Der Großherzog nahm uns ſehr gütig auf, wollte aber von einer förmlichen Aufhebung des Kontrakts nichts wiſſen — ſchon Lina's wegen, damit ſie, wenn unſere Erwartungen in Berlin getäuſcht würden, ſogleich in ihr altes

Karlsruher Engagement zurückkehren könne, das er dann gern verbessern wolle, so weit die Theaterkasse es erlaube. Doch bewillige er Lina einen achtmonatlichen Urlaub, um sich in Berlin in einem ersten Rollenfach und in dem Studium berühmter Vorbilder künstlerisch vervollkommnen zu können. Er sei überzeugt, daß Lina auch in dem gefährlichen Berlin ein „Muster der Tugend" bleiben werde. Kehre sie nach Karlsruhe zurück, so solle ihr ferneres Glück seine Sorge sein. — Du kannst denken, liebe Schwester, wie froh wir waren! Nun war noch die Frage, ob die Berliner mit acht Monaten Urlaub zufrieden seien? Lina schrieb also an Direktor Bethmann, und die Herren nahmen es an, in der Hoffnung, Lina später doch noch für längere Zeit zu gewinnen. Ihr Urlaub beginnt hier am 1. Juni, die Gage in Berlin am 15. Mai. Und welche Verbesserung: von 600 fl. auf 800 Thaler!

Da Mad. Neumann jetzt auf einer dreimonatlichen Gastreise ist und Lina ihre Rollen spielen muß, werden wir kaum vor Ende Mai abreisen können. Wir hoffen Dich dann in Kassel oder Marburg zu umarmen. Wir dürfen uns aber nur wenige Stunden dort aufhalten. Wir müssen die ungeheure Reise bis Berlin in acht Tagen machen, weil Lina zu den Proben dort erwartet wird. Du wirst Dich wundern, Lina wieder zu sehen. Sie ist jetzt größer als ich und hat, wie man hier allgemein behauptet, eine sehr schöne Figur: die breiten Schultern von ihrem guten Vater und dabei eine schlanke, geschmeidige Taille. Sonst wirst Du dieselbe Lina finden, wie sie vor zwei Jahren bei Dir in Ziegenhain war: gut, froh, natürlich, unermüdet fleißig, der Liebling von Alt und Jung. Unser Adel achtet sie, unsere ganze Bürgerschaft ist ihr von Herzen zugethan. Nichts Gezwungenes und Eitles ist an ihr. Rein ist ihr Herz und soll es bleiben. Sie fühlt sich sehr glücklich in

ihrem Beruf und tauſchte mit der reichſten und glänzendſten Gräfin nicht. Mündlich werde ich Dir erzählen, welche Ausſichten ihr von einem Grafen gemacht ſind, aber auf Koſten ihrer Tugend. Sie will auch nie heirathen, um immer bei mir bleiben zu können, als ſelbſtſtändige geachtete Künſtlerin!

Und welche Freunde und Gönner ſie ſich ſchon erworben hat!... Geſtern kommt wieder mit der fahrenden Poſt ein Kiſtchen aus Paris an Lina's Adreſſe, mit einer Menge der ſchönſten Atlasſchuhe und Glacés. Hier aber glauben wir, daß der Spender mein Neveu, Baron Chriſtian Stockmar, iſt, weil er immer in Koburg zu Lina ſagte: „Stets neue Handſchuhe und Schuhe, wenn Du auftrittſt, Couſinchen!“ — und Lina lachend antwortete: „Ja, das iſt ſehr ſchön, wenn nur die Gage ſo weit reicht!“

Wir hoffen, daß unſere Lage in Berlin nun auch bald ſorgenfrei wird. Du kannſt Dir denken, liebe Schweſter, daß das erſte Jahr beim Theater mehr Ausgaben als Einnahmen brachte. Lina kann als Offizierstochter nie anders als gut gekleidet erſcheinen; ſie hat auch ſchon eine recht ſchöne Garderobe. Nichts fehlt ihr mehr, als ein echter türkiſcher Shawl, und den will mein Neveu uns noch vor der Abreiſe von hier aus England ſchicken.

Lina ſoll in Berlin noch bei den beſten Lehrern in Wiſſenſchaft und Kunſt Stunden erhalten, beſonders in Muſik, weil ſie zum Klavierſpiel und Geſang große Luſt und ein ungewöhnliches Talent hat. Sie hat hier ſchon in zwei Muſeumskonzerten unter großem Beifall öffentlich geſpielt und geſungen.

Im Januar waren wir in Mannheim, wo Lina drei Gaſtrollen gab und beſonders als Preziosa außerordentlich gefiel. Die Großherzogin Stephanie hat verſichert, daß ſie ſich nicht erinnern könne, je von einem Spiel ſo angeſprochen

zu ſein. Lina gibt aber auch die Rolle ſehr ſchön und hat hier als Prezioſa allgemein weit mehr gefallen, als die berühmte und ſehr ſchöne Madame Neumann. Ueber Lina's Prezioſa iſt ein ganz eigener Zauber von mädchenhafter Anmuth und jungfräulicher Unſchuld ausgegoſſen, den ein feineres Gefühl in dieſer Rolle bei Frauen vermiſſen muß. Und doch, mit welcher Angſt habe ich grade Lina's Debüt als Prezioſa entgegen geſehen, da dieſe Rolle als eine der ſchwierigſten gilt, ſelbſt für Schauſpielerinnen, die ſchon Jahre lang auf der Bühne ſtehen! Die berühmte Stich, für welche die Prezioſa geſchrieben iſt, glänzt darin und unſere Neumann reiſt darauf. So hieß es hier auch allgemein: Lina könne nach der Neumann nicht in dieſer Rolle gefallen, ſie ſei zu ſchwer für eine Anfängerin! Selbſt die Schauſpieler, die Lina's Margarethe doch ſo aufrichtig bewunderten, ſchüttelten ungläubig die Köpfe und ich bat Lina um Alles in der Welt, mit der Prezioſa noch einige Monate zu warten! Allein Lina ſagte ſehr beſtimmt: Mutter, ich muß die Prezioſa jetzt um jeden Preis ſpielen und ſollte ich dabei auf der Bühne ſterben! Ich habe einmal um die Rolle als Debüt gebeten und ich müßte mich mein Leben lang ſchämen, wenn ich mir aus Eitelkeit und Hochmuth mehr zugetraut hätte, als ich leiſten kann. Und wie würde ich verlacht und verſpottet werden, wenn ich jetzt die Flinte in's Korn würfe, ehe die Bataille nur begonnen hat — ich als Tochter eines tapferen Soldaten! Muth, Mütterchen, ſei auch Du eine tapfere Soldatenfrau. Ich habe das ſichere Gefühl in mir: der liebe Gott wird mir beiſtehn und ſiegen helfen, wie er ja bisher uns ſo wunderbar geholfen hat! — Und ich konnte ihr nicht länger widerſtehen. Aber nie werde ich die Angſt vergeſſen, mit der ich Abends in die Loge trat und das Theater zum Erdrücken voll und in größter Bewegung fand. Theilnahme, Neugierde, Schadenfreude hatte das Haus ſo

überfüllt. Einer Ohnmacht nahe, ſaß ich da. Mein Herz ſchlug fürchterlich, ſo weh und laut, daß ich dachte, die Nachbaren müßten es hören. Ich konnte die Angſt nicht los werden: Lina macht Fiasco und man wird ſie als eitel und hochmüthig verſchreien — ſie, die Beſcheidenheit ſelbſt! — Aber es ging Alles, Alles wunderbar gut. Lina ſpielte mit einer Begeiſterung und Lieblichkeit, daß ich Gott aus vollem Herzen dankte, ſie nicht gezwungen zu haben, die Rolle aufzugeben. Nun kannſt Du dir denken, liebe Schweſter, wie dieſe Prezioſa in Mannheim von den heißblütigen Heidelberger Studenten gefeiert wurde, die jeden Abend zu Hunderten anweſend waren. Ich dachte oft, das Haus müſſe zuſammenbrechen unter ihrem brauſenden Jubel. Aber lachen mußte ich, als ich zwiſchendurch im Parterre eine junge wichtige Stimme hörte: „Du, mei Vater hat ihr Stunde gegebe und ich hab' mit ihr getanzt — getanzt! Sie tanzt göttlich — da kann mer der ganze Heidelberger Flor geſtohle werde!“ — Das war der Sohn von unſerem guten Profeſſor Aloys Schreiber, der ſich zu Lina's Erfolgen wie ein Kind freut. — Wenn Heinrich das erlebt hätte! Er, der kurz vor Lina's Geburt noch ſo fröhlich mit den Heidelberger Studenten komuerſirte und es durch ſeinen Frohſinn und ſeine kordiale Liebenswürdigkeit dahin gebracht hatte, daß die Studenten und Offiziere, die ſich ſeit Jahrhunderten ſchroff entgegenſtanden, kameradſchaftlich mit einander verkehrten. Dafür zeugt Heinrich's Stammbuch mit den vielen Studentennamen und Sprüchen . . .“

Ja, es waren dennoch ſchöne, ſtrahlende Tage der Jugend und der Kunſt — — trotz aller böſen Verſuchungen!

3. Weder Glück, noch Stern!

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück, noch Stern.
Sind endlich verdorben, gestorben.

Altes Volkslied.

Weder Glück — noch Stern! Verdorben — gestorben! Es gibt wohl kaum ein trauriger Wort auf Erden!

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret!

So oft ich das alte melancholische Volkslied, das Heine am Rhein singen hörte und in seine Gedichte aufnahm, später selber gesungen — das junge und das alte Auge wurde mir naß. Ich mußte dabei immer an ein armes, zartes Blaublümelein denken, das einst an meinem Lebenswege stand — — und das so traurig unter des Lebens rauhem Reif, der in den jungen Blütenkelch fiel, den wir das Menschenherz nennen, verwelkte und verdorrte . . .

Ich spreche hier von Wilhelmine Maas, der einst von einem Goethe und einem Iffland hoch- und werthgehaltenen Künstlerin, die in Karlsruhe meine Kollegin war — — und die längst vergessen und verschollen ist. Kein Theater-Lexikon nennt auch nur ihren Namen. Man weiß weder genau das Jahr ihrer Geburt, noch ihres Todes. Kein Denkstein bezeichnet uns ihr Grab. In dem Album des königlichen Schauspiels zu Berlin, dessen Zierde Wilhelmine Maas einst war, heißt es kurz und traurig: „Sie ist, wie man sagte in den dreißiger Jahren gestorben!“

Dies „wie man sagt" deutet das Tragische ihres Lebens an. Ich durfte tiefere Blicke in ihr Leben und ihr Herz thun und dieses Herzens Dämonen kennen lernen, welche dies einst so hoffnungsvolle Menschen- und Künstlerleben vernichteten. Und ich bin wohl die Letzte aus jener alten kunstfrohen Zeit, welche davon erzählen kann. Es sei! Ein Cypressenzweiglein auf das verschollene Grab der unglücklichen Künstlerin — — ein Mahn- und Warnungswort für die Nachlebenden und Nachstrebenden!

* * *

Wilhelmine Maas war ein Berliner Kind, etwa 1786 geboren. Sie kam sehr jung zum Ballet und tanzte Engel und Elfen. Und sie war der reizendste, zierlichste Engel und die niedlichste kleine Elfe der bretternen Welt. Aber dies Hüpfen und Springen und Arm- und Beine-Strecken und -Recken genügte ihrem lebhaften Geiste und ihrem Ehrgeize bald nicht mehr. Sie wollte auf der Bühne auch sprechen, denn sie fühlte, daß sie gut sprechen würde. Sie ging zum Direktor Iffland und bat ihn um Unterricht und Anstellung als Schauspielerin. Iffland ließ sich von dem kleinen Persönchen etwas vordeklamiren; nickte zufrieden und gab dem niedlichen Kinde eine große süße Tüte und hin und wieder auf seinem Bureau auch ein wenig theatralischen Unterricht. Dann, als Wilhelmine sechszehn Jahr alt war, aber immer noch wie ein Kind aussah, sandte Iffland sie nach Weimar zu Meister Goethe, der grade ein talentvolles hübsches junges Mädchen brauchte, um es zur jugendlichen Liebhaberin auszubilden. Denn er liebte es: kein Huhn auf seine Bühne zu lassen, das er nicht selber ausgebrütet!

In seinen Tag- und Jahresheften von 1802 schreibt Goethe:

„Am 17. Februar betrat Demoiselle Maas zum ersten Mal unsere Bühne. Ihre niedliche Gestalt, ihr anmuthig

natürliches Weſen, ein wohlklingendes Organ, kurz, das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann ſogleich das Publikum. Nach drei Proberollen: als Mädchen von Marienburg — als Roſine in „Juriſt und Bauer“, als Lottchen im „deutſchen Hausvater“ ward ſie engagirt und man konnte ſehr bald bei Beſetzung wichtiger Stücke auf ſie rechnen“.

Schon im Juni jenes Jahres ſchrieb Goethe für Wilhelmine Maas die reizende neckiſche Rolle der Nymphe in ſeinem anmuthigen Vorſpiel bei Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes zu Lauchſtädt: „Was wir bringen“. Die anderen Rollen waren in den Händen von Vater Malcolmi, Mutter Beck, Karoline Jagemann, Amalie Malcolmi (ſpäteren Wolff) und Becker, dem hinterbliebenen Gatten der „Euphroſyne.“ — Goethe ſchreibt darüber:

„Den 6. Juni begab ich mich nach Jena und ſchrieb das Vorſpiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchſtädt ſelbſt angelegt und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine liebliche Wirkung und lange Jahre erinnerte ſich mancher Freund, der uns dort beſuchte, jener hochgeſteigerten Kunſtgenüſſe . . .“

Wilhelmine Maas wurde nach Chriſtiane Neumann-Becker (Euphroſyne) und Amalie Malcolmi-Wolff, Goethe's liebſte Schülerin. Nur machte ihr winziges, kindliches Figürchen ihm viel Noth, da er keinen paſſenden Liebhaber für ihre Kleinheit finden konnte. So war er gleich im erſten Jahre ihres Engagements in nicht geringer Verlegenheit, als ſein jugendlicher Liebhaber Vohs 1802 nach Stuttgart abging. Der getreue alte Regiſſeur — „Wöchner“ Genaſt — wurde auf die Liebhaberſuche nach dem Süden abgeſandt. In Nürnberg fand Genaſt den glänzenden jungen Liebhaber und Helden Ferdinand Eßlair und trat mit dieſem in Unterhandlung. Als er dem Meiſter aber von Eßlairs impoſanten

6 Schuh Größe ſchrieb, antwortete der erſchrockene Goethe ihm eilig und wörtlich:

„Sehen Sie ſich anders um; ich kann keinen Liebhaber brauchen, deſſen Geliebte ihm nur bis an den Nabel reicht!“

Im Winter 1803—1804 zog Wilhelmine Maas mit Pius Alexander Wolff und anderen Lieblingsſchülern Goethe's durch Eis und Schnee wöchentlich nach Jena, wo der Meiſter ſich damals aufhielt, um ſich vom Meiſter die „Euklidiſchen Elemente, das a b — ab der Schauſpielkunſt“ diktiren zu laſſen.

„Die Maas nahm mit beſonderem Vergnügen daran Theil!“ Noch 1816 ſchrieb Goethe über dies rege theatraliſche Treiben — „über dieſe Luſt zu leben und zu theatraliſiren“ an Freund Zelter und ſpeziell über Wilhelmine Maas:

„Ich war ihr ſehr gewogen wegen ihrer großen Ruhe und allerliebſten klaren Rezitation, deßhalb ich einmal in einer Probe zum „Tell“ entſetzlich böſe über ſie wurde, weil ſie ſich, Gott weiß, warum, maulfaul erwies“.

Aber nur zu bald traten tiefere Verſtimmungen zwiſchen Meiſter und Schülerin. Mit Goethe's Erlaubniß ging Wilhelmine Maas im Frühjahr 1804 auf Urlaub nach Berlin zu ihren Verwandten. Ihre Bitte: in ihrer Vaterſtadt gaſtiren zu dürfen! — ſchlug Goethe ihr aber kurz und bündig ab, aus Furcht: ſie an die Berliner Bühne zu verlieren!

Aber die kleine Schauſpielerin hatte ſtets ihr eigenes determinirtes Köpfchen. Sie riskirte des Weimariſchen Theater-Jupiters Zorn und betrat wiederholt die Berliner Bühne — — mit ſo glänzendem Erfolg, daß Iffland ihr ein Engagement anbot.

Zelter, der keine Ahnung von Goethe's geſtrengem Verbot und Zorn hatte, berichtet am 1. Mai getreulich an den Freund nach Weimar:

„Mlle. Maas hat hier vielen Beifall gehabt. Ich habe sie nur einmal spielen sehen. Ihre Sprache kann sehr vollkommen werden. Sie hat glückliche Momente und hardiesse; Vieles kann ihr mit der Zeit leicht werden, was die Meisten niemals lernen."

Ihren Ungehorsam und ihre hardiesse mußte das kühne Persönchen nach der Heimkehr büßen. Goethe schickte sie in — Arrest. Trotzig forderte sie ihre sofortige Entlassung vom Weimarischen Theater und — als Goethe ihr das rundweg abschlug — bewog sie Iffland, vermittelnd einzutreten. Aber auch diesem antwortete Goethe ziemlich herb in seinem Schreiben vom 14. Juni 1804:

„Auf Ew. Wohlgeboren vertrauliche Zuschriften war ich eben im Begriff zu antworten, als ich vernahm, daß Freund Schiller sich bei Ihnen befinde. Ich war überzeugt, daß er auch ohne Auftrag Sie meiner dauernden Hochachtung und meines aufrichtigen Zutrauens versichern würde.

Die theatralischen Verhältnisse haben so manches Wandelbare, daß man auf Veränderungen immer vorbereitet sein muß, und wenn es gleich für uns einigermaßen unbequem ist, daß unsere Schauspieler auf größeren und besser ausgestatteten Theatern eine gute Aufnahme finden, so müssen wir die Ehre für etwas rechnen, die uns dadurch erzeigt wird, und uns wenigstens einbilden, daß wir zu Beförderung der Kunst und der Künstler einiges beitragen. Uebrigens ist nichts gegen ein neueres Engagement zu erinnern, das erst seinen Anfang nimmt, wenn der Termin des alten verlaufen ist; wobei ich jedoch bemerken will, daß Demoiselle Maas um frühere Entlassung nachgesucht hat, welches wir jedoch auf keinen Fall gewähren können.

Wegen „Götz von Berlichingen" melde ich sogleich, sobald er mir produzibel ist. Leider will er sich noch immer nicht auf die Bühne fügen. Eine angeborene Unart ist schwer zu meistern.

Der ich mich mit immer gleichen Gesinnungen unterzeichne

Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster Diener
Goethe."

Vielleicht hatte Goethe darauf gerechnet, Wilhelmine Maas — auch ein „ungezogener Liebling der Grazien" — werde sich inzwischen besinnen und sich dennoch wieder an die Weimarische Bühne und an seine Person fesseln lassen.

Aber sie besann sich nicht — — zum Unglück ihres Lebens.

Kaum war ihr Kontrakt in Weimar abgelaufen, so trat sie 1805 ihr neues Engagement in Berlin an, mit 780 Thalern Gehalt und jährlich einem Benefiz. Damals eine bedeutende Gage! War doch der Schauspieler Lemm kaum ein Jahr zuvor mit nur 364 Thalern und der junge Rabenstein gar mit 78 Thalern engagirt worden — und Beide wurden Hauptzierden des Berliner Schauspiels.

Wilhelmine Maas debütirte 1805 auf der Berliner Bühne als Natalie in den „Korsen" mit glücklichstem Erfolge. Der Theatersekretär Johann Valentin Teichmann, ein Zeitgenosse, schreibt über sie aus jenen Tagen, die vor meinem Erinnern liegen:

„Sie sprach sehr durch den reinen Klang ihrer Stimme an und wurde bald im Spiel der sogenannten naiven, munteren und zärtlich liebenden Mädchen der Liebling des Publikums, wie in „Haß den Frauen" — „Laune des Verliebten" — „Rosen des Malesherbes" u. s. w. Als Heldin, Königin oder tragische Liebhaberin war sie weniger glücklich, wozu ihre kleine gedrängte Figur wesentlich beigetragen haben mag . . ."

Man wollte ihren tragischen Liebhaberinnen die Tiefe und Wärme des Gefühls und die hinreißende Leidenschaft absprechen. So bat Zacharias Werner 1808, als seine „Wanda" in Berlin aufgeführt werden sollte: „die Ludmilla

nicht der gefühllosen, wiewohl gut sprechenden Maas, sondern der älteren Mebus zu geben."

Dagegen entzückt sie 1811 in Goethe's „Tasso" als Prinzessin „durch ihren sinnigen zarten Vortrag und die Glockentöne ihrer Stimme" — während gleichzeitig Friederike Unzelmann-Bethmann die Leonore-Sanvitala „unübertrefflich spielt."

Der alte Musikmeister Zelter, der das Gastspiel der Maas doch einst so sehr gelobt hatte, als er die Schülerin bei ihrem Meister Goethe noch in Gnaden glaubte, ließ später keine Gelegenheit vorüber gehn, dem in Weimar in Ungnade gefallenen Liebling einige Seitenhiebe zu versetzen. So berichtet er im April 1812 an Goethe über Wilhelmine Maas als Shakespeare's Julie:

„Diese Künstlerin (wie wir so etwas hier nennen) ist noch immer, was sie war: ein gutes réservoir. Sie spricht ihre Rolle ohne Anstoß, man könnte sagen, ohne Aergerniß, und die Julie kann sich nun der Zuhörer selber machen!"

Ach! der böse Reif war ja damals schon in der Frühlingsnacht auf das zarte Blaublümelein gefallen — und es fing an zu welken — zu verdorren . . .

Eine dämonische Leidenschaft hatte das Herz — das ganze Leben der jungen Künstlerin gefangen genommen. Die sonst so beglückende Liebe wurde ihr Unglück.

In Berlin hatte sich ihr ein junger Graf Königsmarck mit den glühendsten Huldigungen genaht — ein Sproß jenes alten stolzen schwedischen Geschlechts, dem jener unglückliche Graf Philipp Christoph von Königsmarck angehörte, welcher die schöne Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover liebte und an jenem späten Juliabende 1694 im kurfürstlichen Schlosse zu Hannover von dem eifersüchtigen Kurprinzen, dem späteren Könige Georg I. von Großbritannien, ermordet wurde. Die Schwester dieses unglücklichen Grafen war die

berückend schöne Gräfin Aurora von Königsmarck, die so viel Herzen in Flammen setzte und noch als Aebtissin von Quedlinburg so lustig lebte und liebte — und die so trostlos gestorben ist. Voltaire nannte sie „die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte.“ Karl XII. von Schweden, den nie Frauenliebe überwunden, fürchtete Aurora's bezaubernde Schönheit so sehr, daß er sie — als sie ihn 1702 im Auftrage ihres kurfürstlichen Geliebten Friedrich August von Sachsen im Kriegslager von Kurland aufsuchte, um ihn zu einem günstigen Frieden zu bewegen, lieber gar nicht vor sich ließ.

Und das heiße wilde Blut und die dämonische Schönheit und Liebenswürdigkeit jenes alten Philipp Christoph und jener Aurora von Königsmarck glühten und zündeten nach mehr als hundert Jahren in jenem Nachgebornen des stolzen Grafengeschlechts fort — zum Unglück der armen holden Künstlerin Wilhelmine Maas und — — zu seinem eigenen Unglück. Sie sollten nicht allein „der Liebe glühende Wonnen“ kosten, auch „der Liebe frierendes Weh!“ Ihre Liebe war ein „Glück ohne Ruh!“ — und ohne Ruh' kein wahres Glück.

Graf Königsmarck war so leidenschaftlich in die reizende Schauspielerin verliebt, daß er trotz des Protestes seiner Familie ihr wiederholt seine Hand und seinen Namen anbot. Doch Wilhelmine Maas dachte edel und — stolz genug, sich in eine Familie nicht eindrängen zu wollen, welche die Künstlerin als Familienglied ablehnte. Und sie liebte den Grafen Königsmarck auch zu aufrichtig, als daß sie die Veranlassung der Entfremdung zwischen ihm und seinen Familien- und Standesgenossen sein wollte. Sie brachte ihm aus vollem liebendem Herzen das Opfer der Entsagung und wurde des Grafen Geliebte, da es doch in ihrer Hand lag, seine Gemalin zu werden.

Aber der kunstschwärmende exaltirte Graf Königsmarck begnügte sich nicht mit der Liebe der holden Künstlerin — nicht mit ihren Triumphen als jugendliche, naive Liebhaberin — — er wollte sie auch von aller Welt als erste Tragödin des Jahrhunderts bewundert sehen. Selbst ihre Erfolge als Jungfrau von Orleans — Eboli — Thekla genügten seiner ehrgeizigen Liebe nicht — — sie sollte als Phädra, Medea, Lady Macbeth, Iphigenie Triumphe feiern. Und sein krankhafter Ehrgeiz steckte sie unheilbar an. In ihrer Selbstüberschätzung verkannte sie immer mehr die Sphäre, in der ihr wahres Talent blühte, und drängte leidenschaftlich über seine Grenzen hinaus. Sie vernachlässigte ihre dankbaren Rollen und strebte nach unerreichbaren. Sie studirte mit Königsmarck die Iphigenie, die Lady Macbeth und Medea und wollte sie in Berlin spielen — und reichte trotzig ihre Kündigung ein, als Iffland ihr dies abschlug. Umsonst erhöhte nach Ifflands Tod der neue Intendant Graf Brühl 1815 ihre Gage auf 1600 Thaler — dasselbe Gehalt, für das eine Amalie Wolff Weimar und Goethe aufgab und in Berlin Engagement nahm. Umsonst versuchte Friederike Bethmann kurz vor ihrem Tode mit der verirrten Kollegin eine überaus drastische Kur, sie in die Grenzen ihres Talents zurückzuführen . . . Die arme verblendete Wilhelmine Maas rannte ihrem Verderben blindlings und rettungslos entgegen . . .

Direktor Heinrich Bethmann, der mich von Karlsruhe nach Berlin entführte und bei dem ich später noch oft in Magdeburg, Halle und Lauchstädt als „Fee Herausreissiana“ gastirte, hat mir diese Scene mehrere Mal lebhaft geschildert.

Es war im Frühjahr 1815 und im Konversationszimmer des Berliner Schauspielhauses, wo die Kollegen sich vor einer Probe versammelt hatten. Man sprach von der Tollheit der Maas, welche die Lady Macbeth einstudire und

durchaus ſpielen wolle. Witz, Spott und Hohn machten ſich nach Kräften über dieſe Selbſtverblendung luſtig — — als Wilhelmine Maas kühl und vornehm, wie ihre Stellung zu den Kollegen in letzter Zeit geworden war, in's Zimmer trat. Alle verſtummten verlegen — nur Friederike Bethmann trat mit ihrer unwiderſtehlichen Offenheit auf die Verſpottete zu und ſagte ganz unbefangen:

„Wenn man vom Wolf ſpricht, ſo iſt er nicht weit. Gut, daß Sie kommen, liebe Kollegin, da kann ich Ihnen gleich in's Geſicht ſagen, wovon hier ſoeben die Rede war und was mir ſchon lange auf dem Herzen brennt. Alſo, kurz und offen: Sie rennen in Ihr Verderben, Wilhelmine! Ich tadle Sie nicht wegen Ihrer Liebe zu Königsmarck — denn das würde Friederike Bethmann ſchlecht anſtehn. Das Herz hat ſeine Rechte und Niemandem darüber Rechenſchaft abzulegen, als ſich ſelber. Aber Sie verſündigen ſich an der göttlichen Kunſt — und an Ihrem ſchönen Talent, deſſen Grenzen Sie im tollen Uebermuth — in raſender Selbſtverblendung überſchreiten wollen. Im heitern Genre der Kunſt könnten Sie die ſchönſten Blumen pflücken, aber Sie zertreten ſie mit Füßen und haſchen nach unerreichbarem Lorbeer auf einem Gebiet, das Ihnen verſagt blieb. Sie eine große Tragödin — eine Medea — Phädra — Iphigenie — Lady Macbeth . . . Unſinn! Tollheit!“

„Aber ich gefiel doch als Jungfrau von Orleans als Thekla, Eboli . . .“ warf die Maas pikirt, aber mit zunehmender Verlegenheit ein.

„Liebes Kind, das beweiſt gar nichts. Das ſchwärmeriſche Hirtenmädchen Johanna iſt keine raſende Medea — die verliebte Eboli und die ſanfte Thekla ſind keine Lady Macbeth, die mit Mordgedanken zu Bette geht und mit dem Giftbecher aufſteht. Und, liebe kapriziöſe Kollegin, ſagen Sie doch mal aufrichtig ſelber: ſieht denn eine Phädra — eine Iphigenie

ſo — ſo aus? Mit dieſem lieben hübſchen kindlichen Geſicht und mit dieſem zierlichen Perſönchen?“

Dabei hatte Friederike Bethmann die kleine Kollegin vor den großen Stehſpiegel geführt — und eine reizende Mignon mit zornblickenden Augen ſchaute draus hervor. Unbarmherzig fuhr die Bethmann fort:

„Seien Sie aufrichtig, Wilhelmine, — paßt dies Figürchen für den Kothurn? — dies klare, jetzt allerdings ein wenig auf mich zornige Auge zur Gluth dämoniſcher Leidenſchaft? — dieſe weichen lieblichen Züge zum Ausdruck raſender Liebe und wahnſinniger Wildheit?“

„Aber ich werde Ihnen beweiſen, was edle Begeiſterung und ein ernſtes Streben in der Kunſt vermögen, wenn ich nur erſt die beengenden Schranken dieſer Bühne hinter mir habe, wo Kabale und Neid mich nicht aufkommen laſſen wollen . . .“

„Beweiſen? — Ja, ſo beweiſen Sie das doch gleich, was Sie können!“ — fiel nun auch die Bethmann gereizt ein. — „Sie haben die Lady Macbeth ſtudirt — nun gut, ſo ſpielen Sie uns hier auf der Stelle die Nachtwandlerſcene vor — — und ich werde die Erſte ſein, die Ihnen neidlos den Kranz reicht, wenn Sie ihn — verdienen!“

„Hier und ganz unvorbereitet? Ohne Koſtüm — ohne eine würdige Umgebung — ohne den Rahmen der Bühne für das Bild, ohne Illuſion des Lampenlichts und ohne ein begeiſtertes und begeiſterndes Publikum? — unmöglich!“

„Bah! Eine echte Komödiantin bedarf ſolcher Aeußerlichkeiten nicht, um durch das Können ihrer Kunſt zu zünden und ſogar ein Publikum von Kollegen mit ſich fortzureißen. Das will ich Ihnen zeigen und auf der Stelle!“

Und ſchon hatte Friederike Bethmann Hut und Mantel fortgeſchleudert, das Haar gelöſt, einen Leuchter ergriffen — — und ſo ſchreitet ſie nachtwandelnd langſam heran —

mit weit offenen, leeren Augen — sie stellt den Leuchter auf den Tisch und reibt sich angstvoll die Hände — und dumpf und qualvoll drängt es tief aus der schuldigen Brust herauf:

„Da ist noch ein Fleck... Fort, verdammter Fleck! fort sag' ich! — Eins, Zwei! Nun, dann ist es Zeit, es zu thun. Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemal, pfui! ein Soldat und furchtsam!... Aber wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte?... Wie, wollen diese Hände denn nie rein werden?... Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. Oh! oh! oh!"

Ja: „Was das für ein Seufzer war! Ihr Herz ist schmerzlich beladen!"

Und es traf in's Herz. Alle Anwesende durchrieselte es eisig und sie vermochten ihrer Bewunderung für die große Künstlerin Friederike Bethmann anfangs kaum Worte zu verleihen.

Wilhelmine Maas ging schluchzend davon...

War sie beschämt — bekehrt — gerettet?

Vielleicht für den Augenblick. Aber Königsmarcks vergötternder Einfluß und ihre eigene Verblendung und Selbstüberhebung verwischten jene demüthigende, aber heilsame Scene nur zu schnell wieder. Sie bestand auf ihrer Kündigung in Berlin und spielte die ihr übertragenen Rollen mit einer verletzenden Gleichgiltigkeit und Nichtachtung. So schreibt Zelter bald nach jener Lady-Macbeth-Scene im Konversationszimmer des Berliner Schauspielhauses über eine Aufführung des „Kaufmann von Venedig", wo Ludwig Devrient den Shylok, Friederike Bethmann die Portia und Wilhelmine Maas die Jessica spielte, an Goethe:

„Jessica war wie eine Puppe angezogen; so spielte sie auch: das alte Maaß — die alte Maas!"

Und bald darauf:

„Sie hat Ton und Sprache, aber leblos und ohne Modulation; sie geht neben ihrer Rolle her, indem sie solche spricht!“

Dann am 20. Juli 1816, von Wiesbaden aus, milder:

„Mlle. Maas, die in Berlin ihren Abschied genommen hat, ist hier; ich habe ihr von Dir gesagt, was Du mir über sie nach Berlin geschrieben hast“ — („Ich war ihr sehr gewogen wegen ihrer großen Ruhe und allerliebsten klaren Rezitation . . .“) — „worüber sie sehr zufrieden war. Sie hofft in Darmstadt unterzukommen, aber sie leidet am Halse, den sie hier erst kuriren will.“

Sie ist nicht in Darmstadt „untergekommen“. Nach dem dortigen resultatlosen Gastspiel finden wir sie im September in Mannheim gastirend, ohne anfangs zu gefallen; „man findet sie zu hoch und nicht bürgerlich genug.“ Später steigt sie in „Maske für Maske“ in ihre wahre Kunstsphäre hinab, erringt Beifall und wird sogar gerufen, was damals als größte Auszeichnung gilt. Ende September schreibt Varnhagen an Rahel: „Die Maas als Prinzessin Eboli gefiel mir doch sehr! . . . Sie hat ein unglücklich gestelltes Gemüth, kalt, äußerlich, gehässig; ihr wird es sehr schwer, auf solchem Boden etwas Liebliches zu erzeugen . . .“

Von Mannheim geht sie nach Frankfurt a. M., ein „Unterkommen“ zu suchen. Sie besucht Rahel und diese meldet an Varnhagen:

„Ich werde Alles thun, was nur der Maas helfen und nützen kann und angenehm ist. Sie ist wie sonst in Geist und Sinn; aber angenehmes Profil, Stimme und Aussprache des R; ein wenig voller, ein wenig körperlich gesetzter . . . Die Kunst, höhere, wenn auch dumpfe Stimmung hat sie berührt; Goethe das Auge auf ihr gehabt: sie bedarf als Reisende und Bürgerliche Schutz und muß ihn bei den besten Landsleuten am gewissesten finden . . .“

Auch Frau von Humboldt und Dorothea Schlegel nehmen sich der fahrenden Komödiantin in Frankfurt freundlich an. Ob sie hier schließlich „untergekommen" ist? Ich weiß es nicht. Aber sicher hat dies „Unterkommen" nicht lange gedauert, denn die Verblendete ging bald mit ihrem Freunde Königsmarck nach Paris, um am Théâtre français nach den Vorbildern eines Talma, einer Duchenois und George die hohe Tragödie zu studiren, — dann nach Rom, um von der Antike Plastik und Gewandung zu erlernen . . .

Und so — als Tragödin — erschien Wilhelmine Maas im Herbst 1819 wieder in Berlin und es gelang ihr, ein Gastspiel auf Engagement zu erzielen.

Darüber schreibt Rahel am 11. November 1819 an ihre Freundin, die württembergische Hofschauspielerin Auguste Brede, nach Stuttgart:

„Vorgestern sah ich „Sappho" von Mlle. Maas . . . Wolff, Rhamnes, sehr gut, eine Mlle. Rogée Melitta, und eine Mlle. Willmann das andere Mädchen, sehr schön, letztere sogar viel Talent. Die Maas hübscher, stärker, beinahe größer. Gut angezogen, vortrefflich stummes Spiel, bessere, sprechendere Mienen; außerordentlich gesprochen, nie in's Feine geschnappt, und mehr als sechs Stellen wie eine Meisterin. Ich bin also sehr zufrieden. Die Scene gut arrangirt. Rothes Licht: Morgen; blaues: Mondschein; viel Volk; schöner Pavillon mit breitem Stufenvorplatz, seitwärts; Aphroditens Altar in der Mitte hinten; von dem lief die Maas wie eine von einem Sterblichen berührte Olympierin hervor. Das war mit das Schönste, was ich je sah. Sie wissen, sonst war ich nie verliebt in ihr Spiel; noch nicht, aber ich freue mich, lobend gerecht sein zu dürfen . . ."

In demselben Monat notirt Varnhagen in sein Tagebuch:

„Mlle. Maas sagte mir, sie habe in der Rolle der Phädra sehr den Beifall des Königs gehabt, aber der Intendant des Schauspiels (Graf Brühl) frage danach nichts; was der König wolle, was dem König gefalle, das geschehe ja in allen Dingen am wenigsten.“

Genug, das so heiß ersehnte Engagement in Berlin kam nicht zu Stande. Die arme Tragödin versuchte ihr Glück weiter in — Prag. Rahel gab ihr einen Empfehlungsbrief mit an den Heldenspieler Bayer — den Vater der noch jetzt in Dresden beliebten Hofschauspielerin Bayer-Bürk — und schrieb:

„Werden Sie gütig und freundlich gegen Mlle. Maas sein? Gewiß! Bayard-Bayer. Sie verdient es, ein artiges gutes Frauenzimmer, voller Sitte, am besten Umgang unseres Landes, an der besten Behandlung gewöhnt. Sie können ihr Prag versüßen helfen, thun Sie's! . . .“

Aber auch in Prag: weder Glück — noch Stern! Sie sind gewandert hin und her . . . ruhelos — freudlos — heimatlos . . .

So kam Wilhelmine Maas mit dem Grafen Königsmarck im Herbst 1822 auch nach Karlsruhe und gastirte auf Engagement. Ich sah sie zuerst als Sappho — und blickte mit dem ganzen Publikum verwundert auf diese kleine zierliche Tragödin. Allerdings war jede Pose, jede Bewegung in der malerischen griechischen Gewandung treu der Antike nachgeahmt — aber gar zu peinlich und künstlich. Die Sprache war korrekt und melodisch, das Organ wohlklingend, wenn auch für die große Rolle nicht stark genug — — aber das Haus blieb kühl, weil diese Sappho kalt war. Es fehlte ihrer Deklamation, ihrem Spiel das Packende, Fortreißende der flammenden und zündenden Leidenschaft, die aus dem Herzen kommen muß, wenn man an sie glauben soll. Das war eine ganz geschickte, künstlerische Leistung einer denkenden

und erfahrenen Schauspielerin — aber es war keine kunstbegeisterte, liebeglühende, altgriechische Dichterin, die sich verzweifelnd in's Meer stürzt . . .

Es fehlte der göttliche tragische Funke. Und ohne Feuer keine erwärmende Flamme.

In ihrer zweiten Rolle als Octavia in der Tragödie „Kleopatra" gefiel Wilhelmine Maas noch weniger. Ihre kleine Gestalt und ihr rundes, weiches Stumpfnäschen-Gesicht machten diese edle Römerin fast unglaublich.

Schon lief ein bedenkliches Kopfschütteln über diese „berühmte" Künstlerin in Karlsruhe um, als die große Tragödin zu ihrem Glück den Kothurn abschnallte und in niedere Sphären herabstieg. Sie gab als dritte Rolle die Baronin in dem interessanten, aus dem Französischen übersetzten Konversationsstück: „Die falschen Vertraulichkeiten."

Hier war die Künstlerin in ihrem wahren künstlerischen Element — hier war sie Meisterin. Nichts Manierirtes, Gedrechseltes, künstlich Eingeübtes störte in Spiel und Haltung! Wilhelmine Maas war die graziöse, vornehme Frau von Welt, wie nur der elegante Salon sie auszubilden vermag. Sie entzückte durch feine, überraschende Nüancen und sah in dem weißen Atlaskleide nicht nur schön, sondern auch jugendlich aus.

Nicht weniger sympathisch war ihre naive, herzige Pauline im „Getheilten Herzen". Alles Anmuth, Lieblichkeit, Reiz — ein entzückendes Bild, wie eine Schäferin von Watteau. Und der weiche Silberton ihrer süßen Stimme kam von Herzen und ging zu Herzen.

So wurde denn Wilhelmine Maas in Karlsruhe engagirt. Im Januar 1823 stand im Stuttgarter Morgenblatt:

„An Mlle. Maas hat die Karlsruher Bühne einen Erwerb gemacht, um den andere Bühnen sie beneiden müssen.

Hier iſt eine Künſtlerin, der ihre Werke nicht blos gelingen, ſondern die ſie mit ſchöpferiſchem Geiſte hervorbringt.“

Bald darauf kam ich bei meinem zweiten Debüt als Eliſe Valberg in dem gleichnamigen Iffland'ſchen Stück zum erſten Mal in perſönliche Berührung mit Wilhelmine Maas. Sie ſpielte die Fürſtin, benahm ſich aber in den Proben ſo excluſiv ſteif und kalt gegen alle Mitwirkenden und ſagte mir, der jungen ſchüchternen Anfängerin, auch nicht ein einziges freundlich-ermunterndes Wort, daß ich mir dachte: Es iſt dem Fürſten wahrhaftig nicht zu verdenken, wenn er dieſer alten, unliebenswürdigen Fürſtin, dieſer ceremoniöſen, ſteifen Puppe, die junge, hübſche, freundliche Eliſe Valberg — nämlich: mich! — vorzieht. — Sehr wenig erbaut von der unfreundlichen Kollegin kehrte ich nach Hauſe zurück.

Natürlich hatte ich auch ſchon von dem ſeltſamen Verhältniß der Künſtlerin zu dem Grafen Königsmarck gehört. Man wandelt nicht ungeſtraft unter Palmen — des gemalten Theaterhimmels. Neugierig ſchaute ich ihm nach, wenn er mir auf der Straße begegnete. Man nannte ihn in Karlsruhe nur „Graf Ahasver“. Er war auch eine befremdliche, faſt unheimliche Erſcheinung in den ſtillen, kleinſtädtiſchen Straßen unſerer Reſidenz. Eine hohe, ſchlanke, vornüber gebeugte Geſtalt mit wirrem Bart, in vernachläſſigter Kleidung und plumpen Schuhen, eilte er mit großen Schritten dahin, Niemand anblickend, gewöhnlich mit den Händen in der Luft fuchtelnd und unverſtändlich vor ſich hinmurmelnd. Auf dem Muſeum konnte er ſtundenlang ſtumm und regungslos daſitzen, auf das Zeitungsblatt — oder darüber hinweg in's Leere ſtierend, mit den großen, weit offenen Augen — bis er plötzlich aufſprang und ohne Gruß in's Freie ſtürmte. Er hatte noch mit Niemandem im Muſeum ein Wort gewechſelt, auch keine Beſuche gemacht. Er wohnte ſtill und

eingezogen im Hôtel und ging nur täglich in den Visitenstunden zu seiner Freundin.

Als ich nach meinem Engagement den älteren Mitgliedern der Bühne meinen Besuch machen mußte, wollte ich durchaus nicht zu Wilhelmine Maas gehen und ich äußerte mich keck und stachlich über die eisige, verschlossene Kollegin und ihr „unmoralisches Verhältniß“ zu dem Grafen Ahasver-Königsmarck . . .

Aber meine sonst so milde Mutter verwies mir mein jugendlich vorschnelles, liebloses Urtheil ungewöhnlich strenge:

„Kind, wie kannst Du nach der Oberfläche gleich so herzlos aburtheilen und ordinären Theater- und Stadtklatsch gleich gedankenlos nachschwatzen! Weißt Du denn, wie es unter dieser anscheinend eisigen Hülle im Herzen aussieht? Ich fürchte, dies Herz hat schon viel gelitten und leidet noch tief. Fräulein Maas ist nicht glücklich — weder als Künstlerin, noch in ihrer Liebe zu dem Grafen. Diese Liebe ist sicher für Beide das größte Unglück — eine taube Blüte — ohne Frucht. Beide sind wohl längst zu der trostlosen Ueberzeugung gekommen, daß in dieser verfehlten Liebe ihr ganzes Leben verfehlt ist. Und ist es nicht rührend, wie treu sie auch im Unglück zusammen halten, seit ihnen Jugend und Schönheit, Glück und Stern, goldne Illusionen von höchstem Künstlerruhm — — und in diesen Enttäuschungen auch wohl die beseligende Liebe verglüht sind? — Lina, hüte Dich, so schnell und lieblos Steine zu werfen, wie sie nur zu bequem auf der Straße liegen — — wer weiß, in welch einem gefährlichen Glashause Du noch dereinst wohnen wirst! Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!“

Ich schämte mich meiner Liebllosigkeit und bat die Mutter um Verzeihung, gelobend, mein vorschnelles Zünglein künftig mehr im Zaum zu halten.

Dann machten wir unſern Beſuch bei Wilhelmine Maas. Sie bewohnte freundliche Parterrezimmer nicht weit von Mad. Neumann.

Die Kollegin empfing uns etwas zurückhaltend förmlich, aber mit dem feinſten Anſtand und der Höflichkeit der guten Geſellſchaft. In dem Zimmer keine Spur von ſogenannter übelberufener Komödiantenwirthſchaft. Die Künſtlerin ſah in dem grauſeidenen Ueberrock und dem duftigen weißen Morgenhäubchen wie eine vornehme, elegante Dame aus — und ſo ſprach ſie auch. Kein Theaterklatſch — kein Rollenneid — keine kleine Bosheit über Kollegen, Intendant oder Publikum ſchlüpfte in die Unterhaltung!

Ich nahm am Geſpräch wenig Theil. Mich feſſelte ganz ein großes, wunderſchönes Oelgemälde, das mir gegenüber an der Wand hing.

Es war die Jungfrau von Orleans! Johanna, kaum den Kinderjahren entwachſen, lehnt als Hirtenmädchen im maleriſch-ländlichen Koſtüm unter einer alten Eiche, geſtützt auf den langen Hirtenſtab. Reiche Locken umwallen das ſüße, unſchuldsvolle Kindergeſicht — die frommen Augen ſchauen ſchwärmeriſch zum Himmel empor und der liebliche Mund iſt leicht geöffnet, wie zu den Worten:

„Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
Geh' hin, Du ſollſt auf Erden für mich zeugen!
In rauhes Erz ſollſt Du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken Deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf Dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt;
Nie wird der Brautkranz Deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an Deiner Bruſt ..."

Man konnte nichts Liebreizenderes, Herz erfreuenderes ſehen, als dieſe holde Johanna. Eine keuſche Frühlingsblume, kaum von der Sonne wach geküßt.

Später fand ich daſſelbe Koſtüm für die Jungfrau: rother Rock, ſchwarzſammtenes Mieder, lange, weite, weiße Aermel! — auf der Berliner Bühne wieder.

Und dieſe holdſelige, jugendblühende Johanna ſaß mir jetzt gegenüber — verblaßt und vergrämt — verblüht und verbittert — aus allen ihren beſeligenden Jugendträumen von Glück und Liebe, von ewigem Sonnenſchein und erhebendem Künſtlerruhm geriſſen — eine alternde, müde — müde Komödiantin . . .

Und doch war Wilhelmine Maas noch nicht ſiebenunddreißig Jahre alt! Aber —

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret!

Das Herz war mir ſchwer und das Auge wurde mir naß. . .

Wilhelmine Maas las auf meinem Geſicht, was in meiner Seele vorging. Sie ſagte mit bebender, thränenverſchleierter Stimme:

„Nicht wahr, liebes Fräulein, Sie erkennen das Original zu dieſer Johanna kaum wieder? Die Jahre — und des Lebens und des Herzens Stürme laſſen ihre böſen, unverlöſchlichen Spuren zurück . . . Dies Bild ſtellt die „Jungfrau“ dar als einfache, ſchuldloſe Hirtin — als gotterfüllte Seherin, nur das eine hohe Ziel vor Augen, das Gott ſelber ihr geſtellt hat . . . Sie iſt noch die reine Jungfrau . . . Ihr Auge hat Lionel noch nicht erblickt — ihr Herz iſt noch nicht erlegen der irdiſchen Liebe — den Dämonen bethörender, zerſtörender Leidenſchaft . . .“

„Ja, ja — den Dämonen bethörender — zerſtörender Leidenſchaft!“ — klang es dumpf hinter mir. — „Das war Johanna's Unglück . . . aber auch Lionel's . . .“

Ich hätte laut aufſchreien mögen — doch die Stimme ſtockte mir in der Bruſt, als ich dem Grafen Ahasver in

die glühenden, unſtäten Augen ſchaute, die das wunderſchöne Bild an der Wand faſt verſchlangen. Und in dieſen großen, blauen, noch immer dämoniſch ſchönen Augen lag ein unſäglicher Hohn — eine qualvolle Bitterkeit . . .

Wie Fauſt, der von tauſend Zweifeln zerriſſene, gottverſuchende Alchymiſt und Forſcher des erſten Auftritts, erſchien mir Graf Königsmarck in ſeinem langen, ſchlotternden, ſchwarzen Sammetrock, aus dem die ſchmalen, ariſtokratiſchen Hände ſo weiß und ruhelos hervorzitterten — mit dem langen, wirren Haar und Bart, umrahmend ein geiſterhaft bleiches, vornehm ſchönes, geiſtig bedeutendes — aber von Leidenſchaften verwüſtetes, in Enttäuſchungen verblaßtes, müdes — müdes Geſicht . . .

Aus der offenen Thür des Nebenzimmers war der Graf eingetreten und auf den weichen Teppichen näher gekommen, ohne daß wir es bemerkten.

Wilhelmine Maas gewann zuerſt ihre Geiſtesgegenwart wieder und ſtellte den Grafen Königsmarck uns vor — aber eine Unterhaltung wollte nicht wieder in Fluß kommen. Der Graf war theilnahmlos in einen Seſſel geſunken und ſtarrte nur das ſchöne, ſonnige Bild der Johanna an . . .

Die Mutter ſtand bei erſter paſſender Gelegenheit auf und nahm den herzlich bewegteſten Abſchied von der unglücklichen neuen Freundin.

Als wir zu Hauſe waren, ſagte die Mutter weich zu mir:

„Nun, Lina, urtheilſt Du noch ſo lieblos hart über Deine Kollegin, wie die gedankenloſe, gleichgiltige Menge?“

Laut weinend warf ich mich der beſten, liebevollſten Mutter an die Bruſt und ſie drückte mich zärtlich an ſich, als könnte ſie mich ſo bewahren vor einem traurigen Looſe, wie es dieſem armen Blaublümelein zu Theil geworden — und vor dem vernichtenden Reif in der Frühlingsnacht . . .

Und das hat selbst die treuste, schützende Mutterliebe nicht vermocht! —

* * *

Wilhelmine Maas hatte ein herzliches Zutrauen zu meiner milden, schönen Mutter gefaßt und sie kam oft auf ein Stündchen zu uns, wenn ihr das Herz zum Springen traurig voll war. Aber nie schlüpfte auch nur die leiseste Klage gegen den Grafen Königsmarck über ihre Lippen — und auch wir lernten ihn in seiner hingebenden Treue achten — — und in seinem tiefsten Unglück bemitleiden.

Ja, wer war unglücklicher: diese Frau — oder dieser Mann, die ihre schweren, selbstgeschmiedeten Ketten — — einst beglückende Rosenbande hoffender, süßer Liebe! — — nun schon Jahre lang, nachdem ihnen die Rosen und die Liebe und die Hoffnung trostlos verblichen, dennoch mit rührender Treue und Geduld weiterschleppten und standhaft an einander fest hielten?

* * *

Als die Mutter und ich Ende Mai 1824 von Wilhelmine Maas tief bewegt Abschied nahmen, um in's neue Engagement nach Berlin zu übersiedeln, sagte sie uns mit Thränen in den Augen:

„Grüßen Sie meine lieben Berliner! Mit verzehrender Sehnsucht gedenke ich jener kunstfrohen, unschuldsvollen, goldigen Zeit, als ich dort jene — Johanna war, die Sie im Bilde kennen!“ —

Bald darauf las ich mit Freuden im Stuttgarter Morgenblatt, wie eine Karlsruher Korrespondenz. an Wilhelmine Maas rühmte: „das systematische, durchdachte, Spiel“ in der Tragödie als Sappho und als Salmonäa in den „Maccabäern“ — dann im Lustspiel ihre Malerfrau im „Bethlehemitischen Kindermord“ — das gräfliche geistes-

arme Fiſchermädchen im „Bräutigam aus Mexiko“ und ihre Hauptmännin im „Fremden!“

Hin und wieder war bei Rahel und bei Hofrath Heun (Klauren) noch von Wilhelmine Maas die Rede — aber mit traurigem Kopfſchütteln und Achſelzucken . . .

Dann hörten wir, daß ſie ihr Engagement in Karlsruhe verlaſſen — oder verloren? — habe und wieder mit dem Grafen Königsmarck heimatlos — unſtät in der Welt umherirre, von Bühne zu Bühne . . .

Und dann hörte man nichts mehr von Wilhelmine Maas.

Da — ich denke, es war Anfang 1829 — ließ ſich bei der Mutter und mir eine „alte Bekannte aus Karlsruhe“ melden. Es war — Wilhelmine Maas!

„Welche freudige Ueberraſchung, Sie hier in Berlin zu ſehn!“ rief ich fröhlich aus, die Kollegin in die Arme ſchließend. — „Nicht wahr, Sie gaſtiren hier? Wie freue ich mich, mit Ihnen mal wieder zuſammen ſpielen zu können, wie einſt in dem guten Karlsruhe. Ich denke, Sie ſollen mich ein wenig loben, wie damals die Anfängerin Linchen, die ſo viel von Ihnen gelernt hat. Ich bin hier fleißig geweſen und fortgeſchritten. Wann treten Sie auf?“

So plauderte ich harmlos fort, ohne anfangs zu bemerken, wie bleich und kummervoll unſer Beſuch drein ſchaute. Wie verblüht! Wie gebrochen!

Dann ſtutzte ich plötzlich — und hielt verlegen inne. Aber Wilhelmine Maas errieth meine Gedanken und ſagte mit wehmüthigem Lächeln:

„Sie haben Recht, liebes Fräulein! „Ich bin nur noch der Schatten der Marie!“ — und: „Vorbei! vorbei ſind unſre Spiele!“ Ich bin nach Berlin gekommen, um auf den Rath meines alten Gönners, des Hofrath Henn, in meiner Vaterſtadt ein Engagement zu ſuchen — ich fühl's, das letzte auf Erden. Aber umſonſt waren meine Bitten! Umſonſt

erbot ich mich, für die kleinſte Gage die beſcheidenſten Rollen zu übernehmen — ja, ſogar komiſche Alte zu ſpielen! Ich wäre ſo gern in meinem lieben Berlin geſtorben und begraben, wo einſt „die Wiege meines Ruhmes“ ſtand. Man ließ mich mit höflichen Redensarten weiter gehn ... Und es iſt gewiß auch ſo am Beſten! Ich — mit dem todtwunden Herzen „komiſche Alte“ ſpielend! Der Gedanke allein könnte Einen wahnſinnig machen ...“

„Und Ihr Freund? — Sie ſtehen jetzt ganz allein im Leben da?“ — warf die Mutter zagend ein.

„Ganz allein! Graf Königsmarck hat ſich mit ſeiner Familie ausgeſöhnt. Ich ſelber habe ihm den Rath gegeben, ſich von mir zu trennen und ſich ſeinen Verwandten wieder zu nähern — — ſeit ich fühlte, daß ſeine Liebe zu mir — von keinen Erfolgen meiner Kunſt mehr genährt — für immer erloſchen ... Ruhelos und unſtät irrt er allein weiter durch die Welt ... Jetzt iſt er in Paris ...“

„Aber Sie, arme theure Freundin — und Ihre Liebe, ſo treu, ſo wahr und aufopferungsfähig ...“

„Dieſe Liebe des Herzens wird Gott mir verzeihen, denn ſie war rein und ſelbſtlos! Aber mein unerſättlicher Ehrgeiz — meine Ruhmſucht — die frevelhafte Selbſtüberſchätzung meiner Fähigkeiten in der Kunſt — — die ſind mir zum Fluch geworden, der mich bis an mein einſam Grab begleiten wird ...“

„Und jetzt — wohin werden Sie ſich wenden? Bitten Sie doch direkt den König um ein Engagement. Er war Ihnen früher gewogen und er hat ein gutes menſchenfreundliches Herz. Ich werde ſogleich zu dem Geheimkämmerier Timm eilen und ihn um ſeine Fürſprache für Sie bitten ...“ rief ich tief ergriffen aus.

„Ich danke Ihnen, liebes Fräulein — aber Wilhelmine Maas drängt ſich keiner Bühne auf! Ich weiß zu entbehren

und ſtill zu leiden und — — zu ſterben! Ich gedenke mich in Frankfurt am Main oder in Mainz niederzulaſſen und Deklamationsſtunden zu geben — bis auch meine Stunde ſchlägt. Ich fühle, ſie iſt nicht mehr fern ...“

Auf einen Augenblick war der alte Stolz wieder hervorgeblitzt und ſie hatte ſich in alter Vornehmheit ſtraff aufgerichtet ... Aber gleich darauf ließ das arme wunde Vöglein die gebrochenen Flügel wieder traurig hängen ...

Noch ein freundlich Troſteswort wollte die Mutter verſuchen, aber unſer Gaſt ſchüttelte traurig den Kopf:

„Des Glücks herzerwärmende Sonne iſt mir untergegangen. Ich weiß ſelber am beſten, für immer! Immer dunkler ſeh' ich die kalte Nacht heraufſteigen — ohne Stern — ohne Hoffnung! Und wer nicht mehr hofft, lebt nur noch aus Gewohnheit — ohne blütentreibende Luſt — ohne ſiegesmuthigen Kampf! Ohne Freude und Ehrgeiz gibt es keinen wahren Künſtler ... Verfehlte Liebe — verfehltes Leben!“ ...

Tief erſchüttert nahmen wir von einander Abſchied! Wußten wir doch Alle: es ſei ein Lebewohl für's Leben und — Sterben!

Weinend ſchauten die Mutter und ich, uns ſchmerzlich umſchlungen haltend, aus dem Fenſter der Unglücklichen nach, wie ſie in anſcheinend ungebrochener Vornehmheit und glücklicher Sicherheit über den Gensdarmenmarkt dahin ſchritt — — den Tod im Herzen!

* * *

Wie lange Wilhelmine Maas auf Erden noch gelebt und gelitten hat, habe ich nie erfahren können. Aber ſie hat noch mit Schmerzen erlebt, daß ihr unglücklicher Ahasver — Graf Königsmarck — in Paris ermordet wurde ...

Sie hat noch erlebt, daß die Familie Königsmarck ſich der armen Komödiantin mit Achtung und zarter Dankbarkeit

nahte, weil sie den edlen Stolz hatte, sich nicht verwirrend und verfeindend in diese vornehme Familie einzudrängen. Des ermordeten Grafen Neffe und Erbe führte ihr auf der Hochzeitsreise seine junge Gemalin zu und bat sie, von ihm ein Jahrgehalt bis an ihren Tod anzunehmen.

Aber wie Wilhelmine Maas einst im Stolz edler Weiblichkeit es verweigert hatte, sich von ihrem geliebten Grafen Königsmarck unterstützen zu lassen — — so lehnte sie auch entschieden die Pension von der Familie ab.

Jenes wunderliebliche Bild, das Wilhelmine Maas im Glanz der Jugend und Schönheit, im Glück erster Liebe und edler Kunst als Jungfrau von Orleans darstellt, wird noch heut in der gräflichen Familie Königsmarck in hohen Ehren gehalten — als ein theures Andenken, an das sich wehmüthige Erinnerungen knüpfen . . .

Wilhelmine Maas ist „wie man sagt, in den dreißiger Jahren gestorben!"

Der traurigste Nachruf für ein groß angelegtes edles Künstlerleben!

Und doch hat es in meinem „glänzenden" Leben Stunden gegeben — dunkle, qualvolle Stunden voll Selbstanklage und Verzweiflung, in denen ich Wilhelmine Maas um ihr einsam Sterben in Verschollenheit und um ihr frühes vergessenes Grab beneidet habe!

Auch heute will mir das alte traurige Lied nicht aus dem Sinn und Gehör:

„Es hatt' ein Knab' ein Mägdlein lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt's nicht Vater noch Mutter.
Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück, noch Stern,
Sie sind verdorben — gestorben!

Ja, auch mein Leben — mein Loos!

* * *

Und ſo ging's denn im Mai 1824 von Karlsruhe nach Berlin — in's neue glänzende Künſtler-Engagement — in's neue lockende — brauſende — verſchlingende Leben hinein . . .

Aber wo war die kindliche Unſchuld der armen jungen, von Gott ſo rein und ſo reich geſchmückten Lina geblieben?

War ich auch noch keine gefallene Eva, für immer aus dem Paradies getrieben von dem Engel mit dem feurigen Schwert — ſo hatte ich in dieſen 17 Monaten auf der ſchiefen Ebene des Theaterlebens doch ſchon bedenklich mit den verbotenen Früchten am Baume der Erkenntniß geſpielt . . .

Eine ſchwache Stunde — — und draußen ſteht ein armes unſeliges Menſchenkind, weinend um das verlorene Paradies . . .

III.

Schlangenringe.

Die Schlange und der Apfelbiß,
Die haben es verschuldet,
Daß uns der Herr im Paradies
Nicht länger hat geduldet.

Altes Lied.

Ja, ja, die Welt dreht ſich um ihre Axe,
Die Menſchheit dreht ſich mit ihr, Kind und Kegel
Lebt, liebt und ſtirbt und zahlt Abgab' und Taxe,
Und wie der Wind ſich dreht, drehn wir das Segel.

Byron: Don Juan.

1. Neues Leben.

Es breitet sich lustig und glänzend aus
Das zusammengefaltete Leben.

Schiller.

Das neue bunte Leben des alten Berlin berauschte mich förmlich, in das die Mutter und ich am Abend des 26. Mai 1824 zum ersten Mal hineinfuhren, — die Herzen nicht ohne Zagen und Bangen, und doch voll froher Hoffnungen! Es war ein neues Leben heiterer Künste und anmuthender Geselligkeit, wie wir es in dem stillen kleinstädtischen Karlsruhe nicht geahnt hatten.

Und doch war das Berlin anno 1824 ein ganz, ganz anderes, als das heutige Berlin. Es hatte nur 193,000 Einwohner, keine Eisenbahnen, kein Gas, kein Parlament und kein öffentliches politisches Leben.

Die beiden einzigen politischen Zeitungen, die Vossische und die Spenersche, erschienen erst seit einem Jahre täglich, in strammer monarchisch-patriotischer Haltung und unter so strenger Censur, daß sie über Politik und öffentliches Leben nie eine eigene freie Meinung haben durften, wenn die von der Meinung des Hofes oder der Minister abwich.

Für die Briefe in's Ausland mußte man oft acht Tage auf den richtigen „Posttag" warten, und dann kostete ein solcher Brief wohl das Zehnfache von dem heutigen Porto.

Berlin hatte nur die beiden königlichen Bühnen für Schauspiel und Oper. Ein drittes, das Königstädter Theater, war soeben im Entstehen — und ganz Berlin nahm den aufgeregtesten Antheil an diesem weltbewegenden Ereigniß.

Das ganze Intereſſe der Stadt drehte ſich um den königlichen Hof — um das Theater — um einige Bücher und um die kleinen Tagesereigniſſe. Vive l'amour! et vive la bagatelle! — wie Yorick's Korporal ſchreibt, — war die Deviſe des alten Berlin.

Als damals durch die Seehandlung die erſten kleinen chineſiſchen Artikel nach Berlin kamen, lief die ganze Stadt — der Hof voran — hin, dieſe Wunderwerke zu ſchauen.

Nicht weniger wurde die erſte große Spiegelſcheibe angeſtaunt und beſprochen, welche der Kaiſer Nikolaus ſeinem königlichen Schwiegervater für ſein „Palais“ geſchenkt hatte.

Welche Senſation erregte der Seiltänzer Kolter, der im September 1824 mit ſeiner Schwägerin, als Pilger und Pilgerin koſtümirt, auf dem hohen Thurmſeil in eine zierliche Klausnerei wallfahrtete — unter grenzenloſem Jubel der dichtgedrängten Zuſchauer. Gradezu phrenetiſch wurde der Beifall, als ſie wieder aus der Klausnerei hervortraten: er in glänzender Ritterrüſtung, ſie in flimmernder Flitterpracht! — und ſo auf dem Seil zurück balancirten.

Nicht weniger ſetzte im nächſten Frühjahr der Schnellläufer Göhrig — der erſte, den Berlin ſah — die ganze Reſidenz in ſtaunende Bewegung, als er auf der Potsdamer Chauſſee von Schöneberg bis Stimming fünf Meilen hin und zurück in 142 Minuten lief.

Wie ſtolz war Berlin, als bald darauf ein echter Berliner Junge, noch obenein angethan mit einer blechernen Ritterrüſtung, dem berühmten Schnellläufer dies Kunſtſtück nachmachte.

Die kindlich-harmloſeſten Scherze — die man heute „Kalauer“ nennt — gingen von Mund zu Mund und kounten die Weißbierſtuben und Conditoreien und abendlichen Theegeſellſchaften der guten friedlichen Stadt Berlin wohl acht Tage lang auf das angenehmſte und heiterſte unterhalten.

So z. B. die geiſtreiche Frage:

„Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Könige von Preußen und dem Elephanten auf der Pfaueninſel?“

Dazu die nicht weniger geiſtreiche Antwort:

„Der Elephant hat nur einen — der König von Preußen aber zwei Rüſſel!“ — So hießen nämlich zwei Generale.

Oder:

„Wer ſollte eigentlich die wärmſten Füße haben?“

„Der König von Frankreich, denn er hat 600,000 Pariſer zu ſeiner Verfügung!“

Und wie ſehr war dies gute harmloſe Berlin mit ſich und ſeiner Schönheit und Großartigkeit und allen ſeinen Herrlichkeiten zufrieden! So ſchrieb Chamiſſo am 25. Juni 1825 an ſeinen Freund de la Foye:

„Sollteſt Du einmal unſere Stadt wiederſehen, ſo würdeſt Du ſie nicht wiedererkennen. Es wächſt kein Gras mehr in den Straßen! Der Fluß hat durch dieſelbe einen neuen Lauf genommen, eine Unzahl von Brücken, ſteinerne, eiſerne, hölzerne, ſind überall entſtanden, etliche von einer ausnehmenden Pracht. Vier neue Standbilder, worunter ein ehernes, Thore, Straßen, — die Stadt wächſt aus ſich ſelbſt heraus. Die Sandwüſte, aus deren Mitte das Hochgericht weither geſehen ſich erhob, iſt jetzt ein Stadtviertel, der Galgen iſt ganz verbaut. . . . An dem Kleide wird fortwährend geſtickt — aber das Hemd, das verſchliſſene Hemd! Daran iſt nur verdrießlich zu denken, wenn an deſſen Statt die alte Haut an vielen Orten herausguckt. . . .“

Am meiſten entzückte mich doch der holde Theaterwahnſinn der Berliner, von dem Chriſtian Joſias von Bunſen 1827 ſehr ernſthaft ſchreibt:

„Es iſt entſetzlich zu ſehen, wie ſich mit Ausnahme Weniger, die ganze Bildung Berlin's um das Theater dreht!“

Dieſe ſüße Theaterraſerei, über die Saphir, der damalige Poſtillon der „Schnellpoſt“, ſo luſtig witzelt:

„Als ich zum erſten Mal nach Berlin kam, war das „Theater“ mehr als je das einzige Magen- und Kräuterſäckchen der ganzen Berliner Konverſationswelt. Weder Cholera noch Politik, weder Frauen- noch Tabackrauchen-Emanzipation, weder junges Deutſchland, noch alter Myſtizismus hatte die geſelligen Elemente angefreſſen und zerſetzt; es war Alles ein einziges Athemholen in dem unbegrenzten Element: Theater! Nie, nirgend und auf keine Weiſe war je die Theaterwuth ſo ausſchließlich das Lebensprinzip, die Daſeinsbedingung, der Bruſtkern der Exiſtenz und der Pulsſchlag aller Geſelligkeit, als dazumal in Berlin! Hegel, Neander und Ancelot verklangen in dem Namen Sontag; Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft zerſtoben in den Namen Stich, Devrient; und Gewerbe-Induſtrie- und Erfindungsgeiſt flüchteten vor dem Namen: Dlle. Karoline Bauer. Dieſe Letztere betrat dazumal grade die theatraliſche Laufbahn auf dem Königſtädter Theater und bildete neben der gefeierten Sontag den zweiten Stern der Dilettanti, der feurigen und der ſogenannten, dazumal weitverzweigten Theater-Alte-Garde.

Von den Zelten Charlottenburgs bis zu Stralow's Krebſenflren, von den Rüben Teltow's bis zum Königsberger Klops zog ſich nur ein Schall durch die ganze Menſchheit! Theater! Theater! Theater! . . .“

Ja, mit dieſem phrenetiſchen — beranſchenden Theater-Enthuſiasmus nahm die preußiſche Königſtadt die ſiebenzehnjährige Debütantin aus Karlsruhe gleich bei ihrem erſten Auftreten am Eröffnungsabend des Königſtädter Theaters (4. Auguſt 1824) auf. Ich ſprach den Prolog und wurde mit Beifall überſchüttet und ſtürmiſch hervorgerufen . . . Damals noch eine ſeltene Auszeichnung.

Der von Goethe gewürdigte Kritiker der „Spenerschen Zeitung," Hofrath Schulz, stadtbekannt unter den Spitznamen: Theater- oder Spuckschulz, schrieb über mich:

„Wenn schon das Erscheinen dieser hoffnungsvollen jungen Künstlerin, der Liebreiz, der jede ihrer Bewegungen überstrahlte, ihre schöne jugendliche Gestalt und ihr seelenvolles Gesicht einen Jeden einnahm, so gewann ihr die Rede Aller Herzen. Der Ausdruck war hinreißend, jedes Wort kam aus der Seele und jede Modulation ihres wohltönenden zarten Organs traf die Seele . . ."

Dazu die herzlichsten Glückwünsche und Huldigungen von allen Seiten . . . Wer möchte es der jungen leichtherzigen Schauspielerin verargen, daß sie glückberauscht und hoffnungsfröhlich in das neue sonnige Berliner Leben schaute? — daß sie träumte von ewigem Glück und Sonnenschein und Künstlerruhm?

Es ist ja des jungen Herzens unschuldvollstes Vorrecht: zu träumen und zu hoffen!

Und von Woche zu Woche, von Rolle zu Rolle eroberte ich mir auf der Bühne und im geselligen Leben mehr Freunde und Herzen. Es waren schöne blütenreiche Tage.

Da fiel der erste Schatten in meinen jungen Sonnenschein. Ende September kam die routinirte Schauspielerin Karoline Müller von Graz nach Berlin, am Königstädter Theater zu gastiren, — und mit ihr die Kabale. Ihr zu Gefallen studirte ich in drei Tagen die große schwere Partie der Minna von Barnhelm ein, weil sie als Franziska auftreten wollte, — und sie hetzte die Theaterdirektion gegen mich auf und beschuldigte mich der — Kabale, weil sie weniger laut gerufen sei, als ich.

Ludwig Robert, der geistreiche Bruder von Rahel Varnhagen, schreibt über die Aufführung und dies Intermezzo, das bald für Berlin zur Haupt- und Staats-Aktion

werden sollte, am 28. September an's Stuttgarter „Morgenblatt“:

... „Mlle. Bauer als Minna spielte mit einer hinreißenden Lebendigkeit, die nur aus echter Liebe zur Kunst hervorquillt; setzt man nun noch hinzu, daß ihre Schönheit Alles, was ihr nahe kam, überglänzte, so ist das hinlänglich genug für eine junge Schauspielerin, die sich in der ersten Epoche ihrer künstlerischen Ausbildung befindet. Mlle. Müller, die in der Rolle der Franziska debütirte, ist recht hübsch, im Zimmer vielleicht schön, allein sie hat nicht jenen Schmelz, nicht das Feuer, und obgleich schön gewachsen und nicht klein, dennoch nicht jene Gestalt, die von der Bühne aus mächtig wirken. Ihre Stimme ist durchaus nicht störend, aber nicht so klangreich, wie die der Mlle. Bauer ... Herr Nagel führte am Schlusse beide Damen vor; ob Beide gerufen wurden, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen ...“

Dieser Stich reizte die Rivalin nur immer mehr und sie setzte alle Hebel der unsterblichen Theater-Intrigue gegen mich in Bewegung. Es kam zu ernsten Zerwürfnissen zwischen mir und Karoline Müller — und so kündigte ich kurz entschlossen der Direktion des Königstädter Theaters, da mir inzwischen die lockendsten Anerbietungen von der königlichen Bühne gemacht waren.

Ganz Berlin gerieth darüber in Aufregung und beschäftigte sich lebhaft — ja leidenschaftlich mit der brennendsten Tagesfrage: Wird es dem General-Intendanten Grafen Brühl gelingen, Mlle. Karoline Bauer auf die königliche Bühne zu entführen — oder werden Direktion und Aktionäre des Königstädter Theaters die blonde Künstlerin an ihre Bretter zu fesseln wissen? Die Zeitungen, alle Salons, Kaffee's und Bierstuben besprachen sehr ernsthaft und wichtig dies „Ereigniß“, als handelte es sich um das Gehen oder Bleiben des gesammten Ministeriums. Ludwig Robert widmete

der großen Frage ſogar mehrere Spalten im fernen Stuttgarter Morgenblatt, in ſeiner Korreſpondenz vom 18. Oktober 1824:

„Königſtädter Theater. Wir müſſen dieſer Bühne — die Noth that! — zu ihren fortſchreitenden Gedeihen Glück wünſchen und wir können dies im Namen Vieler, Vieler thun, da der gerechte und lebendige Antheil, den dieſe Kunſtanſtalt erweckt, täglich allgemeiner wird. So hat die Nachricht, die ſich heute in der Stadt verbreitet, überall die lebhafteſte Freude erregt; man will nämlich die angenehme Gewißheit haben, daß Mlle. Bauer bei dem Königſtädter Theater bleiben wird. Sie iſt den Berlinern während der kurzen Zeit ihres hieſigen Aufenthalts nicht nur ob ihrer Schönheit und dem Wohllaut ihres Sprachorgans, ſondern mehr noch wegen ihrer ſonſtigen vorzüglichen Anlagen zur dramatiſchen Kunſt und wegen des Fleißes, mit welchem ſie ſolche auszubilden ſtrebt, ſehr lieb geworden. — Seit der Zeit, als Mlle. Düring (jetzige Mad. Stich) zuerſt die Bretter betrat, ſahen wir hier keine junge Schauſpielerin, die zu größeren Erwartungen berechtigt hätte, als Mlle. Bauer. Und ſollen wir die erſten Eindrücke dieſer beiden Erſcheinungen, beſonders was das Aeußere betrifft, gegen einander ſtellen, ſo müſſen wir von Mlle. Düring ſagen: daß ſie eine Geſtalt und eine Haltung auf die Bühne brachte, die eigens für die Tragödie geſchaffen und beſtimmt ſchien. So wie ein hochemporgeſchoſſener Halm, den das Gewicht der eigenen Schwere überſchweben läßt, ſo neigte ſich der ſchöngeformte Kopf und Hals über die hohe jugendliche Geſtalt. Es beugt der Schmerz ſo grazienhaft nur großartige, wir möchten ſagen: olympiſche Geſtalten, und ein ſo ſchön und frühgebeugtes Haupt läßt ſchon das ſpätere Schickſal Phädra's und Iphigenias ahnen. Dabei die dunkle Glut des Feuerauges, der helle Perlenſchmuck des Mundes und die Vollgewalt der Stimme — wahrlich, man kann von der Natur nicht reicher ausgeſtattet

ſein zum Dienſte Melpomene's. — Das ſtädtiſche Theater beſitzt nun an Mlle. Bauer ein eben ſo köſtlich ausgeſtattetes Talent; nur daß dieſes uns an der Hand Thalia's erſcheint. Ein Schwarm von Amoretten umflattert das goldgelockte Köpfchen und verſcheucht den tragiſchen Ernſt von der ebenfalls bedeutenden Geſtalt. Aus dem lieblich blauen Auge ſpricht Luſt und Scherz, wohl gar etwas Schalkheit; der Schmelz des blendend weißen Teint gibt dem ſchönen Angeſicht einen ſtrahlenden Glanz und in des Mundes Lächeln, das uns den Reiz der ſchönſt geformten Zähne blicken läßt, erkennen wir die Tochter Thalia's. Dies ſind wohl deutliche Winke der Natur für Beruf und Fach, doch wie im Leben ſelbſt, ſo werden ſie auch auf der Bühne ſelten beachtet. Der Geiſt will ſich nicht in Feſſeln ſchlagen laſſen und hätte darin recht, wenn er nur nicht der Einbildung erlaubte, über eine vernünftige Beſchränkung hinaus maßlos zu ſein. Doch ſind wir weit entfernt, Mlle. Bauer ausſchließlich auf das Luſtſpiel beſchränken zu wollen — (obgleich dies ihr von der Natur angewieſenes Fach iſt und obgleich ſie neuerlich im „Schwaben in Berlin“ am meiſten ergötzlich, am meiſten Meiſterin war!) — denn es gibt ernſtere Gattungen, die an die Tragödie nur grenzen, und unſere junge Künſtlerin hat ſich bereits als Hauptperſon in der „Waiſe von Genf“ und in der „Diebiſchen Elſter“ und im „Turnier von Kronſtein“ mit Glück verſucht; ja, ſie entwickelte in der letzteren Rolle ein ſehr mannigfaltiges Kunſtvermögen. Demnach ſind wir um ſo unbeſorgter, ſie in allen möglichen und unmöglichen Fächern ſich verſuchen zu ſehen, als glücklicher Weiſe bei dem ſtädtiſchen Theater ihr aufkeimendes Talent nicht zu befürchten hat, in der Sturmnacht einer antiken Tragödie entblättert zu werden oder wohl gar in dem langweiligen Schickſalsſumpfe der altmodernſten Trauerpoſſen unter Jamben und Trochäen und Reimen und Aſſonanzen langſam zu ver-

gehen ... Ihr auch also ist Glück zu wünschen, daß sie das städtische Theater nicht verläßt, wo sie sich zu einem bestimmten Fache auszubilden vermag und unter verständiger Leitung (?) und bei fortgesetzter Liebe zur Kunst gewiß die Erwartungen rechtfertigen, ja übertreffen wird, die man so allgemein von ihr hegt ..."

Zu spät! Noch ehe diese freundlichen Wünsche und wohlwollenden Rathschläge mir zu Gesicht kamen — ja, noch ehe sie gedruckt waren, hatte sich mein Schicksal entschieden. Der Geh. Rath von Gräfe, der berühmte Operateur und Augenarzt, der leidenschaftliche Theaterenthusiast und Freund des Grafen Brühl, kam in dessen Auftrage zu uns, vertraulich mir ein Engagement mit 1000 Thaler Gehalt bei der königlichen Bühne anbietend! Mit Freuden schlug ich ein — und unterschrieb auch den Kontrakt, obgleich die Königstädter Direktion mich durch Verdoppelung meiner bisherigen Gage, also Erhöhung von 800 auf 1600 Thaler, zu fesseln suchte.

Ganz Berlin gerieth auf's Neue über dies „Ereigniß" in wogende Erregung und die sechs großen Banquiers, die an der Spitze des Aktien-Theaters standen, versäumten am Tage meiner definitiven Kündigung sogar die Börse. Unerhört!

Aber auch ich sollte der bretternen Welt, die mir bis jetzt so viel freundliche Rosen gebracht hatte, böse Dornen mehr und mehr empfinden lernen. Die Direktion des Königstädter Theaters forderte mir sämmtliche Rollen ab und verweigerte mir fortan jedes Auftreten auf ihrer Bühne — um mich so dem Publikum zu entfremden. Aber auch die königliche Bühne durfte ich vor Ablauf meines Kontrakts, am 15. Dezember, nicht betreten. So war die Schauspielerin auf zwei Monate — unschädlich gemacht!

Meinem Bruder Louis schrieb ich damals:

„Nun folgten schreckliche Tage ... Die Mutter wird sicher noch krank und ich habe verweinte Augen. Plötzlich

bin ich berühmt geworden — aber es freut mich nicht. Ich bin tief betrübt ... Ich hätte doch nie gedacht, daß die weltbedeutenden Bretter so rothglühend und furchtbar heiß werden könnten ... "

Ueber meine Rollen und Erfolge und über meine Kollegen am Königstädter und am königlichen Theater habe ich in meinem „Bühnenleben" seiner Zeit ausführlicher gesprochen. Ich muß den theilnehmenden Leser auf dies Buch zurückweisen. Hier darf ich nur wiederholen, wie sehr es mich beglückte, mit so großen Künstlern jener fernen hohen Kunstzeit wirken zu dürfen.

Auf dem Königstädter Theater mit Joseph Spitzeder, Schmelka, Angeli, Nagel, Ludwig, Meyer, Piehl, Rösike — und den Kolleginnen Herold, Sutorius, Weidner, Käthchen Eunicke und Henriette Spitzeder ...

Auf der königlichen Bühne mit Ludwig Devrient, Pius Alexander und Amalie Wolff, Krüger, Beschort, Mattausch, Gern Vater und Sohn, Lemm, Unzelmann, Rebenstein, Wauer, Blume, Weiß, Stawinsky, Krüsemann, Franz, Rüthling, Bader, Stümer, Eduard Devrient, Louis Schneider — mit Auguste Stich, Luise Fleck-Schröck, Mutter und Tochter Eunicke, Mutter Krickeberg, Wilhelmine Unzelmann, Henriette Sebastiani, Wilhelmine Dötsch, Luise von Holtei, Anna Milder-Hauptmann, Karoline Seidler-Wranitzky, Josephine Schulze-Killitschgy, Pauline von Schätzell ...

Welche unvergeßlichen Namen in der deutschen Theater-Geschichte! Fast jeder Name ein leuchtender Stern am Himmel der Kunst!

Dazu jene berühmten Künstler, die damals als Gäste nach Berlin kamen! Ja, es war eine berauschende Zeit für das kunstenthusiastische Herz der jungen Lina.

2. Des Herzens Dämonen.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
Goethe: Fauſt.

Wer von uns könnte die Hand auf's Herz legen und ſagen: hier in meiner Bruſt wohnt nur die eine — die reine hehre Seele?

Niemand! — deſſen Herz noch von jugendheißem Blut durchſtrömt iſt. Denn in dieſem heißen Blute niſten die wilden Leidenſchaften — des Herzen böſe Dämonen. Wohl uns, wenn das Herz ſtark genug iſt, ſeinen dämoniſchen Leidenſchaften nicht zu unterliegen — für immer!

Der Kampf dieſer beiden Seelen in unſerer Bruſt iſt — das Menſchenleben!

Und doch, wie kommt's, daß ich bei jenen Worten Fauſt-Goethe's — der die beiden Seelen aus ſeiner eigenen Bruſt kannte — ſtets zuerſt an zwei geniale Kolleginnen denken muß, deren Wege oft den meinen begegneten?

Darauf möge ihr Leben, in das ich tiefe Blicke thun durfte, Antwort geben. Es iſt reich an verſchollenen Herzensgeſchichten.

Ihre Namen ſind Sophie und Wilhelmine Schröder — Mutter und Tochter.

Sophie Schröder, die größte Tragödin unſeres Jahrhunderts, hatte ſchon als Gaſt der Karlsruher Bühne —

als Lady Macbeth mein ahnendes, sehnendes Kinderherz mit höchstem Entzücken — und tiefstem Grauen erfüllt. Die Nachtwandlerscene — und alle Qual und alle dämonische Leidenschaft, die sie in jene berühmten drei Seufzer und in das eine Wort „Blut“ zu legen wußte, machten mich noch oft angstvoll aus dem Schlafe auffahren — — und noch heute höre ich jenen unbeschreiblichen Ton „oh! — oh! — oh! — Blut!“ in mir nachklingen — und ich sehe im Geiste vor mir die nicht große, gedrungene Frau von 40 Jahren im wallenden weißen Nachtgewande, das unschöne, fast männliche Gesicht von aufgelösten dunklen Haaren umflattert — das große Auge so unheimlich starr — in der Hand ein flackerndes Licht . . . das angstvolle Reiben der gespenstisch weißen Hände, das Mörderblut zu vertilgen . . .

Und nun im August 1826 kam Sophie Schröder mit ihrem jungen Gatten Wilhelm Kunst zum Gastspiel nach Berlin. Mit welcher Spannung sah ich ihrem Auftreten entgegen! Durfte ich doch jetzt die große Künstlerin nicht nur wieder neidlos bewundern — ich sollte auch als strebende Kunstgenossin mit ihr wirken und von ihr lernen.

Sophie Schröder war seit 1815 am Wiener Burgtheater engagirt und ihr Ruf als tragische Heldin und Heldenmutter längst ein europäischer. Sie trat in Berlin zuerst als Sappho in Grillparzer's Trauerspiel auf. Ich war in dem Stück nicht beschäftigt und erwartete im Parket des dichtgefüllten Opernhauses in glühender Erregung das Erscheinen der berühmten Kollegin. Ich werde nie den überwältigenden Eindruck vergessen, als Sappho, im weißen Gewande mit Purpurmantel und Lorbeerkranz, auf goldenem Triumphwagen, unter dem nicht enden wollenden Jubel des ganzen großen Hauses — imposant, majestätisch wie eine Königin des idealen klassischen Griechenthums — edel, berauschend, anbetungswürdig, wie ein hohes reines Weib und eine gott-

begnadete, begeiſterte Dichterin, auf der prächtigen Scene erſchien ... Wie Sonnen leuchteten Sappho's wunderbare große Augen im Kreiſe umher und von ihren Lippen klang es wie Muſik:

„Dank, Freunde! Landsgenoſſen, Dank!
Um Euretwillen freut mich dieſer Kranz,
Der nur den Bürger ziert, den Dichter drückt,
In Eurer Mitte nenn ich ihn erſt mein! .."

— Dann ſchwoll ihre herrliche ſonore, ſo überaus modulationsfähige Stimme, wie ich keine zweite gehört habe, gleich Orgelton an, bis ſie in voller, ſeltener Kraft und Klangfülle das ganze große Haus durchrauſchte.... Und wie erſchütternd — überwältigend klang dann ihr Schmerzensgrollen, als Phaon ihre Liebe zurückſtößt und verräth! Welch' eine Welt der Liebe und des Schmerzes wußte ſie in das eine Wort „Phaon!" zu legen, als ſie den Geliebten mit Melitta überraſcht! — Und welche todesmuthige Begeiſterung — doch von tiefer Wehmuth umfloſſen — durchklang ihre Scheideworte, ehe ſie ſich in's Meer ſtürzt — ſich opfernd für Phaons und Melitta's Liebe:

„Die Flamme lodert und die Sonne ſteigt,
Ich fühl's, ich bin erhört! Habt Dank! Ihr Götter!...
Den Menſchen Liebe und den Göttern Ehrfurcht!
Genießet, was Euch blüht und denket mein!
So zahle ich die letzte Schuld des Lebens,
Ihr Götter ſegnet ſie und nehmt mich auf!"

Wer da nicht ſein Herz in allen Fibern erbeben fühlte — der hatte eben kein Herz!

Ja, ihr Vortrag war ihre Hauptſtärke; ſie hatte aus der edlen Redekunſt ihr ganzes Bühnenleben lang ein ernſtes, unermüdliches Studium gemacht und es hierin zu einer Meiſterſchaft gebracht, wovon unſere heutige Theaterwelt keine Ahnung mehr hat. Sie ſtammte aus der alten klaſſiſchen, ernſthaften Schule von Friedrich Ludwig Schröder in Hamburg

und hat dieſe nie verleugnet. Jedes Wort, jede Betonung war bei ihr überlegt, erprobt und — vollberechtigt. Und daß doch das Ganze in reinſter Harmonie dahinquoll und der Hörer von Abſichtlichkeit und langem, mühſamen Studium nichts merkte, — — das war eben die nie übertroffene Kunſt von Sophie Schröder. Mit dieſem wunderbaren Vortrage gingen ihre ſeelenvolle Mimik und klaſſiſche Plaſtik Hand in Hand.

Es wird erzählt, wie es dem größten Menſchendarſteller ſeiner Zeit, Friedrich Ludwig Schröder gelang, das wunderbare, noch ſchlummernde tragiſche Talent ſeiner jungen Namens- und Kunſtſchweſter, zu wecken und auf die rechte Bahn zu leiten.

Bald nachdem Schröder der Hamburger Theaterleitung im Jahre 1801 grollend den Rücken gewendet hatte, betrat ein munteres junges Frauchen von zwanzig Jahren, die geſchiedene Madame Sophie Stolmers, geborene Bürger, ein Komödiantenkind, als Kathinka im „Mädchen von Marienburg“, — dann ſingend und tanzend als Hulda im „Donauweibchen“, als naive Margarethe in den „Hageſtolzen“ und als ſtummer Julius im „Abbé de l'Epée“ die Hamburger Bühne. Sie heirathete 1804 den ſchönen und braven Schauſpieler und Sänger Friedrich Schröder, der beſonders als Don Juan glänzte.

Friedrich Ludwig Schröder konnte es auf die Dauer in ſeinem ländlichen Stillleben zu Rellingen doch nicht aushalten und er wendete ſein Intereſſe wieder der Hamburger Bühne zu — und dem Talent der Sophie Schröder. So ſchreibt er am 1. Dezember 1808: „Aline, Königin von Golconda, iſt das prachtvollſte Singſpiel, das ich auf dieſer Bühne geſehen habe ... Madame Schröder könnte beſſer ſingen; doch bin ich froh, daß dieſe Rolle keiner eigentlichen Sängerin in die Hände fiel ...“ Später: „Das Strudel-

köpfchen wird durch Madame Schröder sehr gehoben". — „Die Eboli der Madame Schröder ist ganz vortrefflich; nur bin ich in einer Stelle des Monologs nicht mit ihr einig, wo sie die Nebenbuhlerin erräth . . ."

Vielleicht war es diese Stelle, die den Meister nach der Vorstellung auf die Bühne und zu der Frage trieb:

„Liebe Schröder, recht brav gespielt, — aber was haben Sie sich bei den Worten . . . . . gedacht?"

Die Künstlerin sieht den Frager erst hochbeglückt — dann aber verdutzt und sprachlos an.

„Vielleicht haben Sie sich gar nichts dabei gedacht?"

„Nein!" — ist die verlegene kleinlaute Antwort.

„Kleine Frau, das ist nicht gut!" — lächelt der Meister freundlich. Man muß auf der Bühne nicht nur *empfinden*, man muß noch mehr *denken* und sich über alles Empfundene und Gedachte auch in klaren Worten Rechenschaft geben können. Unser großer Lessing verlangt mit Recht: „Der Schauspieler muß überall *mit* dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, *für* ihn denken!"

Das Wort fiel wie ein Himmelsfunke in die Brust der jungen Tragödin. Drinnen ward es klar und immer klarer. Erst *empfand* — dann *dachte* Sophie Schröder ihre Menschendarstellungen und gern erzählte sie später aus jenen Hamburger Werdetagen:

„Ich las meine Rolle so lange durch, bis ich mich dabei ausgeweint hatte und dann ging ich an das eigentliche Studium und suchte die gehabten Empfindungen im richtigen Maße zu der Steigerung zu reproduziren . . ."

So erwuchs aus sich heraus die große — die einzige Tragödin Sophie Schröder.

Und doch hatte Mutter Natur diesem Lieblinge der Musen und Grazien so bitterwenig äußerliche Hülfsmittel und Zehrung

mit auf die Reise über die bretterne Welt gegeben. Als ich am Morgen nach der Sappho-Vorstellung die damals schon 45jährige Schröder in der Probe zur „Medea“ zum ersten Mal mitten im alltäglichen Leben sah, erschrak ich förmlich. War diese kleine, dicke, starknochige Frau mit dem robusten Gesicht und der kurzen derben Nase, — im jugendlichen, kurzen Indienneкleide und koketten Häubchen, zierliche Kreuzbänder an den Schuhen . . . die königliche, ideale, berauschende Sappho von gestern Abend? — Nichts erinnerte mehr an die Auferstandene des schönen Griechenthums, als das seelenvolle, große, leuchtende Auge.

Freund Krüger, der den Jason geben sollte, sah mein Erstaunen. Er lächelte: „Nur Geduld — Sie werden trotz der Kreuzbänder bald in der Medea eine würdige Schwester der Sappho wiederfinden!“

Und er hatte Recht! Ich sollte die Kreusa spielen und ging nicht ohne Zagen an die wenig dankbare Aufgabe neben dem berühmten Gast. Die Schröder kam mir freundlich und wohlwollend entgegen und sagte mir: daß sie schon viel Schönes über mich und mein Talent und mein Streben gehört habe! — Und schon nach der ersten Scene der Künstlerin hatte Kreusa die — Kreuzbänder, das kurze Indienneкleid, das kokette Häubchen und die ganze Unschönheit der Medea vergessen. Ja, das war grade der Zauber ihrer Kunst, daß Sophie Schröder des äußern Beiwerks der Schauspielerei so wenig bedurfte.

Wie wußte sie zu erschüttern und hinzureißen mit dem Wort:

„Sieh mich nicht so voll Verachtung an!“

Ein solcher Beifallssturm, wie am Abend der Vorstellung nach den Worten

„Zurück, wer wagt's Medeen zu berühren!“

losbrach, soll im Berliner Opernhause noch nie gehört sein,

und noch heute steht die grauenhaft schöne, dämonische Zauberin Medea lebensvoll vor meinen Geistesaugen.

Drei Mal durfte ich die Kreusa neben dieser Medea spielen — und mit Glück. Ein Kritiker rühmt meine Kreusa als „anmuthig nicht blos in der Erscheinung, sondern auch in zarter Rede und im Ausdruck jungfräulicher Gefühle. Ein so milder, rein weiblicher Kontrast zu dem unweiblichen Ungestüm der Medea brachte an rechter Stelle und Zeit eine höchst gefällige und höchst wohlthätige Wirkung hervor . . ."

Sophie Schröder gab ferner die Isabella in der „Braut von Messina" — ich die Beatrice — und in diesem Augenblicke, wo mein erinnerungswehmüthiges, altes Herz sehnsüchtig in jene Zeiten zurücktaucht, höre ich Isabella's markdurchdringenden, herzerschütternden Aufschrei an der Leiche Manuels im letzten Akt:

„Es ist mein Sohn!"

Und doch war es mehr ein Schmerzensschrei des armen todtwunden Mutterherzens, als des Mundes.

Nicht weniger groß war Sophie Schröder als Phädra — (ich spielte die Aricia) — als Lady Macbeth — und als Margareth in Houwalds kleinem, längst vergessenen Drama „Fluch und Segen." Dazu deklamirte sie Schiller's „Glocke" — und so, wie diese wunderbare Dichtung wohl nie wieder gesprochen ist. Der Hörer sah den Glockenguß mit Meister und Gesellen und dem ganzen reichen inneren Leben förmlich vor sich verkörpert und — vergeistigt.

Wie war in diesen Meisterleistungen Alles durchdacht und psychologisch vertieft, wie kraftvoll der Ausdruck, wie edel und groß der Ton, wie malerisch alle Stellungen, klassisch das Mantelspiel — — und doch nichts gekünstelt und gemacht! Alles gab sich so einfach und natürlich, als hätten kein Fleiß, keine Berechnung — ja, keine Kunst dran gearbeitet!

Die Meisterin schuf nie glänzende Einzelheiten — sondern stets ein volles abgerundetes Ganzes. Ihr gewaltiger Geist — ihre wunderbare reiche Phantasie umfaßte und durchdrang des Dichters Werk und machte es sich so zu eigen.

Dazu ihre göttliche Inspiration! Was kein klügelnder Verstand herausstüftelte, das traf sie mit sicherem Wurf, fast spielend. Wenn man sie dann nach dem Wie und Warum fragte, dann schüttelte sie wohl lächelnd den Kopf: „Das weiß ich nicht auseinander zu setzen mit Worten — aber hier in der Brust steht bei mir alles klar und deutlich geschrieben: so und nicht anders!“

Das Ideale der Kunst war ihr zur belebenden, schaffenden Natur geworden.

Das Wunderbarste an Sophie Schröder aber war doch ihr herrliches, einziges Organ — diese seelenvolle Mischung von Kraft und Weichheit — donnernder Wildheit und süßem, säuselnden Liebesgirren. Wie klar artikulirt war jeder Flüsterton!

Und doch hatte diese große Künstlerin eine doppelte Schwäche — als Weib! Die hat sie oft und schwer büßen müssen.

Sie hatte in ihrer Jugend ohne Jugendschöne naive und sentimentale Liebhaberinnen gegeben. Es ward ihr schwer, sich von der „Jugend“ zu trennen.

Einst erschien sie vor den Wienern in Müllner's „Schuld“ als Elvira. Zu ihrem Unglück hat Graf Hugo von dem Gürtel zu sprechen, den er um „Elvira's schlanken Leib“ legen will ... und da lachten die lachlustigen Wiener laut über die kleine, dicke, unschöne Elvira.

Die wilden „Mädchenreize“ Medea's, von denen Jason spricht, mußten wegen der lauten Heiterkeit des Publikums gestrichen werden.

Und auch in Berlin sollte Sophie Schröder diese Weiberschwäche büßen.

Sie hatte darauf beſtanden, die Maria Stuart zu ſpielen und nicht die Königin Eliſabeth. In Berlin gab die ſchöne Auguſte Stich ſonſt die Maria Stuart — und ſie war eine bezaubernde Schottenkönigin. Nun trat eine — gradezu häßliche Maria, die überdies in der großen Stuarthaube noch um zehn Jahre älter ausſah, als ſonſt, vor die verwöhnten Berliner. Amalie Wolff als Eliſabeth erſchien dagegen jung und ſchön. Und als dann zum Ueberfluß Mortimer begeiſtert zu Maria Stuart ſagt:

„Du biſt das ſchönſte Weib auf dieſer Erde!“

— da lachte auch das Berliner Publikum, und ſelbſt die enthuſiaſtiſchen Verehrer der großen Künſtlerin — lächelten.

Ob denn die geniale Frau nie davon gehört hatte, daß nach Goethe's Beſtimmung in Weimar Mad. Vohs als ſchönſte Schauſpielerin die Maria und Frau von Heigendorf als geiſtreichſte die Eliſabeth ſpielte?

Aber auch die „Eliſabeth“ hatte ihre Klippen für Sophie Schröder — und als anno 1840 die Wiener bei den Worten Leiceſter's zu Eliſabeth:

„Ja, wenn ich jetzt die Augen auf Dich werfe
Nie warſt Du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüſteter, als eben jetzt....“

über die jungfräuliche Königin der 59jährigen Sophie Schröder lachten — da zog ſie ſich tiefgekränkt und grollend von der Bühne nach München zurück.

Und auch jetzt — 1826 — war Sophie Schröder, ebenſo ſehr als Weib verletzt, wie als Künſtlerin trauernd über den Verfall der Tragödie auf dem Burgtheater, tiefgrollend von Wien gegangen.

Da kommen wir auch gleich zu ihrer andern Schwäche als Weib: jener „derben Liebesluſt,“ von der Fauſt-Goethe ſpricht.

Ihr trotz zweier unglücklicher Ehen und reicher trauriger Liebeserfahrungen ungebändigtes, wild glühendes Herz hatte sich mit blinder Leidenschaft in den 18 Jahre jüngeren, blühend schönen Heldenspieler Wilhelm Kunst verliebt. Der talentvolle, aber geistig rohe und gemüthlose Mann ließ sich die Huldigungen der berühmten Künstlerin gern gefallen und glaubte als Gatte von Sophie Schröder des brillantesten Engagements am Burgtheater sicher zu sein. Frau Schröder hatte deswegen beim Kaiser Franz Audienz und stellte als Bedingung ihres Bleibens in Wien: ein Engagement ihres Bräutigams Kunst für erste Rollen ...

Da sagte Kaiser Franzerl, der es herzlich gut mit ihr meinte, in seiner Weise:

„Schröder, sein's g'scheidt, bleiben's bei uns und lassen's die dummen Heirathg'schicht'n außi — bedenken's doch: so an alt's Weiberl und so an jung's Mannerl ..."

„Ich an alt's Weiberl? — noch nicht ganz fünfundvierzig, Majestät!" — war die entrüstete Antwort in den Tönen einer Medea.

„Nu — nu — i mein ja nur im Verhältniß zu dem jung'n Mannerl — könnt' ja halt fast zwei Mal Ihr Sohn sein ..." begütigte Kaiser Franzerl.

Das war zu viel für das liebende Herz von Sophie Schröder. Sie heirathete den schönen Kunst und ging mit ihm auf Gastreisen, in der Absicht, nach dem undankbaren Wien nicht wieder zurück zu kehren. So war das Ehepaar nach einem gemeinschaftlichen Gastspiel in Hamburg nach Berlin gekommen, aber man sprach schon viel von den bösen ehelichen Zerwürfnissen, obgleich seit der Hochzeit noch nicht sechs Monate verflossen waren.

Ich sah Wilhelm Kunst zum ersten Mal als Jaromir in Grillparzer's „Ahnfrau" auftreten, und zwar im Opernhause, was allgemein frappirte, da diese überwundene

Schickſalstragödie ſonſt das viel kleinere Schauſpielhaus nicht zu füllen vermochte.

Jetzt hatte die Neugierde die Berliner angelockt, den berüchtigten jungen Gatten der berühmten alten Schröder zu ſehen. Aber Jaromir war gerichtet, ehe er auftrat. Man wußte, daß er die große Künſtlerin nur aus Spekulation- und Eitelkeit geheirathet hatte — man wußte, daß er ſeine unglückliche Gattin roh und herzlos behandelte und nur ſeinen böſen Leidenſchaften lebte. So wurde Wilhelm Kunſt mit eiſigem Schweigen empfangen. Still und kalt ließ man ſein Spiel vorüber gehn. Und doch war der damals erſt ſieben- undzwanzigjährige Kunſt ein berauſchend ſchöner, feuriger Jaromir, mit einer höchſt ſympathiſchen, klangvollen Stimme, die nur von dem Edelmetall ſeiner Gattin verdunkelt wurde.

Wilhelm Kunſt war der glänzendſte Naturaliſt ſeiner Zeit, aber ihm fehlte die wahre Bildung des Geiſtes und des Herzens, die Strenge der Selbſterziehung und der Selbſtkritik und jeder ideale Flug. Er war im Leben und in der Kunſt ein — mauvais sujet.

Welch' ein buntes wüſtes Leben hatte er bei ſeinen jungen 27 Jahren ſchon hinter ſich, ehe er nach Berlin kam!

Wie oft hatte er ſeinen Kontrakt gebrochen! Man ſagte, er habe noch nie anders eine Bühne verlaſſen, als — heimlich durchbrennend. Und dieſer Renommée blieb er auch in Berlin treu — und während ſeines ganzen ſpäteren Lebens.

Als der Sohn eines armen Schuhflickers 1799 in Hamburg geboren, wuchs Wilhelm Kunſt in Aermlichkeit und faſt ohne Schulbildung auf. Er bediente mehrere Schauſpieler und kam ſo zuerſt mit dem Theater in Berührung, ſo daß er zu kleinen Statiſtenrollen verwendet wurde. Sein Drang nach Abenteuern führte ihn erſt unter die Hanſeatiſchen — dann unter die franzöſiſchen Truppen, mit denen er in

Mecklenburg ziemlich wüst hauste und dann nach Münster zog, wo er — desertirte. Von einem Hamburger Kaufmann aus der Lehre gejagt, versuchte der hübsche gewandte Bursche sich als Komödiant in einer Bretterbude auf dem Pferdemarkte und mit Glück auf einem bescheidenen Liebhabertheater „am grünen Teich". In schneller Folge hatte er Engagements in der Vorstadt St. Georg, in Mölln mit 1 Thlr. 12 Gr. Wochengage, in Preußisch-Minden, in Lübeck, wo er schon mit Glück den Abällino und Wetter vom Strahl spielte, in Stettin, Danzig, Bremen, Köln, Düsseldorf, Würzburg, München ... Natürlich war dieser schnelle Engagementswechsel nur möglich durch ein fleißiges virtuoses — Durchbrennen.

Mit dem Direktor Karl kam Wilhelm Kunst 1825 nach Wien — und hier in der Stadt des glänzenden Scheins und der gemüthlichen Leichtlebigkeit war der schöne, wildfeurige Komödiant in seinem Element. Er entzückte und berauschte die Wiener in den damals gern gesehenen Ritter-, Schauer- und Räuberstücken — so als Otto von Wittelsbach in gold'ner Rüstung — als Wahnsinniger im „Irrenhaus von Dijon" — und als Räuber Karl Moor. Er schreckte aber auch nicht vor den ordinärsten Effektmitteln zurück. So spielte er den Räuber Moor in dem buntscheckigsten, unmöglichsten Kostüm und riß bei den Worten: „Und diese Flamme brenne in Deinem Busen, bis die Ewigkeit grau wird! Fort, Ungeheuer, laß Dich nie wieder unter meiner Bande sehen!" — sans façon ein Pistol aus dem Gürtel und — schoß das mordbrennerische Schufterle unter dem moralischen Jubel der Zuschauer auf offener Scene todt ...

Und für diese „kolossale Leistung" hatte Schillers Sohn dem Karl Moor mit schmeichelhafter Widmung ein Exemplar der Räuber geschenkt, das der Dichter selber benutzt hatte!

Noch realiſtiſcher und naturaliſtiſcher ſtattete Kunſt ſeinen Otto von Wittelsbach aus. In der Scene, wo Otto den Kaiſer ermordet, ſtürzt Kunſt in die Couliſſe . . . und wankt zurück auf die Bühne, ſein mächtiges langes Schwert bis an's Heft — blutroth angeſtrichen!!

Kein Wunder, daß Kaiſer Nikolaus von Rußland — dieſer „geborene Komödiant" — dieſer „Apoll in einem Heloten-leibe" — dieſem blutig-draſtiſchen Otto von Wittelsbach bei ſeinem Gaſtſpiel im deutſchen Theater zu Petersburg in Bewunderung eine ſilberne Rüſtung und ein rieſiges Schwert mit ſilbernen Knauf ſchenkte! —

Dies war der glänzende Heldenſpieler Wilhelm Kunſt, deſſen Jaromir Berlin ſo eiſig kalt an ſich vorüber gehen ließ — — weil es die betrogene Gattin an dem über-müthigen brutalen Geſellen rächen wollte.

Mit begreiflicher Spannung ging ich der Probe der „Phädra" entgegen, in der Sophie Schröder die Titelrolle — ihr Gatte den Theſeus — ich die Aricia ſpielen ſollte. Ich beobachtete die Gatten, die ſchon getrennt von einander lebten. Sophie Schröder würdigte Kunſt keines Worts, keines Blicks — und war nur: Phädra! Theſeus forcirte lächelnde Unbefangenheit — Uebermuth und Hohn . . . war aber im Grunde doch verlegen und ſpielte eine traurige Rolle, da auch die Mitſpielenden ihm den Rücken wieſen. Es war eine Probe voll peinlichſter Situationen für uns Alle.

Als Sophie Schröder mir am Schluß der Probe zum Abſchiede die Hand reichte, fühlte ich, wie ſie zitterte. Eine geiſterhafte Bläſſe hatte ihr Geſicht überzogen und das Auge war thränenverſchleiert. Zu Lemm hörte ich ſie erregt ſagen: „Bitte, lieber Kollege, geleiten Sie mich nach Hauſe — mit meiner Faſſung und Kraft iſt es zu Ende!"

Bei der Aufführung wurde Phädra mit demonſtrativem Beifall überſchüttet, während der wirklich glänzende Theſeus

womöglich noch eiſiger aufgenommen wurde. Ja, es ließen ſich gegen ihn einige Ziſchlaute hören.

Am andern Morgen hatte Wilhelm Kunſt heimlich Berlin — ſein Gaſtſpiel und ſeine arme bethörte Gattin verlaſſen. Für immer!

Sophie Schröder trat noch mehrere Mal mit ſteigendem Erfolge auf. Aber man merkte ihr an: dieſe jüngſte Erfahrung nagte an ihrem Herzen. Und doch ſollten deſſen Dämonen — ſinnlicher Liebe verzehrende Leidenſchaften — noch viele Jahre hindurch das räthſelvolle Herz der genialen Frau durchtoben.

Das deutet Sophie Schröder an, als ſie ſpäter von Freunden und beſonders von ihren Kindern beſtürmt wurde, ihre Memoiren zu ſchreiben. Endlich giebt ſie nach und macht den Anfang: „Doch kann ich mich nur entſchließen, über mein Künſtlerleben zu ſchreiben, indem mein bürgerliches Leben zu viel Schattenſeiten hat, die mehr Andere als mich kompromittiren würden. Ueberdies hat das Grab viel zugedeckt; oft wäre ich auch gezwungen, in mein eigenes Fleiſch zu ſchneiden, und überhaupt bin ich des Glaubens, daß das Publikum mehr an der Künſtlerin Theil nimmt, als an der Frau — deren Erziehung und Lebensverhältniſſe ſie zu manchen großen Irrthümern verleiten konnten, aber ſie nie ſchlecht und herzlos handeln ließen. — Welche Freude könnten die Leſer daran finden, auf gräuliche Schlechtigkeit zu ſtoßen, woran ja leider unſere Zeit reich iſt! Alſo will ich mein bürgerliches Leben übergehen, und auch ferner, wie ſeit vielen Jahren, Gras darüber wachſen laſſen, umſomehr, da von meiner Seite Alles lange vergeben und vergeſſen iſt. Berühren werde ich es nur, wenn es mit meinem Künſtlerleben unmittelbar und unausweichlich zuſammentrifft . . .“

Aber dieſe Memoiren ſind entweder nicht weit über dieſen Anfang hinaus gediehen — oder ſpäter, als die Greiſin

1854 in einer trüben Stunde ihre sämmtlichen Papiere verbrannte, mit in Flammen aufgegangen. Sicher ein großer Verlust für die Geschichte der deutschen Bühne.

* * *

Erst nach Jahren sollte ich Sophie Schröder wiedersehen, als sie 1838 von Wien aus in Dresden gastirte. Ich durfte sie in zwei neuen Rollen bewundern: als Sibylle in Raupach's „Kaiser Heinrich VI." und noch mehr als Goethe's „Iphigenie". Man erzählte sich, daß die Meisterin mit Zagen und scheuer Ehrfurcht an diese idealste Rolle gegangen und derselben ein langes Künstlerleben hindurch ein liebevolles Studium gewidmet habe ... Ich muß gestehen, daß auch ich ihrem Auftreten in dieser Partie nicht ohne Zagen entgegen sah, wenn ich an diese edelschöne Griechin und Priesterin dachte — — und an die kleine alte robuste Frau, welche sie den schönheitverwöhnten Dresdnern verkörpern wollte.

Und noch am Abend, als Iphigenie in weißen wallenden Gewändern, den dicken derben Kopf in weiße Tücher gehüllt und so noch verbreitert, an die Lampen vortrat — da erschrak ich förmlich über diese unschöne alte Priesterin der Diana ...

Aber kaum hatte sie ihren zaubervollen Mund geöffnet — und begonnen:

> Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
> Des alten heil'gen dichtbelaubten Haines,
> Wie in der Göttin stilles Heiligthum
> Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl ...

— da war mein Zagen — da war die ganze Körperlichkeit dieser Iphigenie völlig vergessen. Mit Entzücken lauschte ich ihren wunderbaren Tönen, die Ohr und Sinn unwiderstehlich gefangen nahmen. Die Macht ihrer Rede, Vortrag, Mimik und Plastik erschienen mir bei der alternden Frau

ſiegender, als je. Hier nahm keine dämoniſche Leidenſchaftlichkeit, kein wildes Raſen einer Medea im Sturm gefangen — hier war Alles klare griechiſche Ruhe und wohlthuende Anmuth, von einem echten warmen Menſchenherzen durchglüht. Wie klagender Nachtigallenſang am duftigen Frühlingsabend entſtrömte die Sehnſucht nach der verlorenen Heimat und die Klage um des theuren Bruders Schickſal der wunden Bruſt ...

Selbſt Ludwig Tieck, der in ſeiner grämlich mäkelnden Art ſelten ein dramatiſches Talent anerkannte, das nicht aus ſeiner Schule hervorgegangen war, und der ſchon vor Jahren das herbe Wort hatte drucken laſſen: Sophie Schröder hat durch eine grelle Manier viel dazu beigetragen, die deutſche Bühne zu „verſchlimmern!“ — ſelbſt der liebe alte egoiſtiſch-lamentable Dramaturg ſchlug vor dieſer Iphigenie an ſeine Bruſt und ſagte: „Ja, da ſieht man, was Geiſt, Fleiß, künſtleriſche Bildung und Wärme des Gefühls über die arme Körperhülle vermögen! Die alte Schröder ſieht aus wie eine Marketenderin — aber ſie ſpielt und ſpricht wie eine Göttin!“ — Am meiſten bewunderte auch er, der ſelber durch ſeine ſchöne, metallreiche Stimme als Vorleſer ſo berühmt war, der Schröder edlen klaren vollen Ton — bald anſchwellend zum mächtigen Donnergrollen — bald ſchmelzend im ſüßeſten Liebesſäuſeln.

Dabei erzählte Tieck eine ſeiner Lieblings-Anekdoten: Als Friedrich Ludwig Schröder, der wie kein anderer Menſchendarſteller Komödianten und alltägliche Sterbliche nachzuahmen verſtand, gebeten wurde, doch auch einmal den großen Eckhof zu copiren — da ſagte er kopfſchüttelnd: Gebt mir erſt ſeine Stimme!

Das konnte man auch von Sophie Schröder ſagen.

Aber welch' einen nie müden Fleiß verwandte die Künſtlerin auch bis in ihr hohes Alter auf die Ausbildung

ihres schon von der Natur so reich geschmückten Sprachorgans!

Als sie 1834 in Hamburg gastirte, hörte ihr Schwiegersohn, Dr. P. Schmidt, sie Morgens um 5 Uhr schon ihre oft gespielte Rolle laut memoriren und dabei bisweilen einen Vers wohl zwanzig bis dreißig Mal stark und zornig wiederholen. Das erklärte sie dann beim Frühstück selbst mit den Worten:

„Wie immer habe ich meine Rolle für den heutigen Abend laut recitirt — und dabei stieß ich auf ein Wort, das nicht in gewohnter Weise über die Zunge wollte und dann" — (mit erhobener Stimme) — „dann habe ich keine Ruhe, die Zunge muß so lange ihre Widerspenstigkeit büßen, bis sie Ordre parirt, — nein, dafür habe ich keine Gnade!"

Den gleichen Fleiß wandte sie auch auf die geistige Ausarbeitung ihrer Schöpfungen. Ganze Bibliotheken über das Leben der alten Griechen studirte sie durch für ihre Medea — Phädra — Sappho — Iphigenie. Und ehe sie an die Sibylla in Raupach's „Heinrich VI." ging, vertiefte sie sich mit Andacht in Raumer's „Hohenstaufen". —

In den zwölf Jahren seit Berlin, in denen ich Sophie Schröder nicht gesehen hatte, waren wieder neue — und darunter manche Herzensstürme durch ihr bewegtes Leben gegangen. Ihre blinde Schwäche für Wilhelm Kunst und der unerquickliche Scheidungsprozeß hatte nicht nur ihr und ihrer Kinder glückliches Familienleben zerstört, sondern auch ihre Vermögensverhältnisse zerrüttet. Wien war ihr verleidet, besonders auch durch Wilhelm Kunst, der auf den Vorstadtbühnen in den Ritter-, Räuber- und Schauerstücken mit seinen glänzenden physischen Mitteln noch immer Triumphe feierte. Dazu kamen Zerwürfnisse mit der Burgtheater-Intendanz ... und so kündigte Sophie Schröder, benutzte aber 1829 — noch ehe ihr Kontrakt abgelaufen war —

eine Gastspielreise: um — nicht wieder nach Wien zurück zu kehren. Und diese schnelle leidenschaftliche That hat ihr viel Sorgen und Enttäuschungen gebracht.

Es begann nun ein ruhe-, ja oft auch brodloses fahrendes Komödiantenleben. Im harten Winter zog sie mit ihren jüngeren Kindern durch Rußland bis nach Moskau und Petersburg. Auf Betrieb der Oesterreichischen Gesandtschaft mußte sie ein glänzend begonnenes Gastspiel abbrechen ... Mit getäuschten Hoffnungen, krank, müde, kehrte sie nach Deutschland zurück. Der Berliner Intendant, Graf Redern, schlug ihr Anfangs — wohl im Hinblick auf ihren gebrochenen Wiener Kontrakt — ein Gastspiel ab. Aber fast heftig trat die Künstlerin ihm entgegen:

„Excellenz, ich muß spielen — denn ich muß Brod haben — für mich und meine Kinder!"

„Wie? Eine Schröder — und dahin gekommen?"

Und sie spielte, nachdem es gelungen, den Wiener Kontrakt zu lösen, in Berlin mit der alten vulkanischen Leidenschaft — aber ohne das gewünschte Engagement zu finden. Auch Versuche, mit dem Wiener Burgtheater wieder anzuknüpfen, schlugen fehl. Da bot König Ludwig von Baiern, der stets große Stücke auf „Deutschlands größte Tragödin" gehalten, wie er sie in jedem Briefe nannte, ihr eine dauernde Stellung an seiner Hofbühne an, mit beträchtlichen Opfern aus seiner Privatchatulle. In München schuf die schon fünfzigjährige Sophie Schröder im begeisterten Zusammenspiel mit Essklair ihre Iphigenie — die Civa in Schenk's „Krone von Cypern" und die Sibylle.

Aus dieser Zeit stammt König Ludwigs pikantes Wort:

„Schröder, Ihre ganze Grazie steckt in Ihrem griechischen Oberarm!"

Der König trug es seiner „größten Tragödin" auch nicht nach, daß sie schon nach fünf Jahren ihr Münchener

Engagement wieder aufgab und mit 1200 baierischen Gulden Pension an das wieder versöhnte Burgtheater zurückkehrte.

Aber ihre Zeit war um. Sie fügte ihren alten Meisterschöpfungen nur drei kleine neue Rollen hinzu: die Claudia in „Emilia Galotti", die Armgard im „Tell" und die Anna Lambertazzi in Halms Tragödie. Aber was wußte sie aus diesen kleinen Rollen zu machen! Wenn sich Armgard mit ihren Kindern vor Geßlers Pferd niederwarf, so ging die tiefste Bewegung durch das Haus.

Nach drei Jahren, 1839, bat Sophie Schröder auch in Wien um ihren Abschied und zog sich mit einer kleinen österreichischen Pension von 800 Gulden, zu denen ja noch die baierischen 1200 fl. kamen, zunächst nach Augsburg ins Stillleben zurück — voll Dank gegen König Ludwig und Kaiser Ferdinand, die ihren Lebensabend zu einem sorgenfreien gemacht. Sie sagte gern:

„Habsburg und Wittelsbach sind die Schutzengel meines Lebens gewesen und nichts kann meiner Verehrung und Dankbarkeit gegen diese Fürstenhäuser gleich kommen!"

Diese Dankbarkeit begeisterte sie sogar zu den Versen:

„Habsburg und Wittelsbach!
Zwei Namen, die mir tief in's Herz geschrieben,
Denn beide lenkten gnädig mein Geschick,
Hoch werd' ich sie verehren, treu sie lieben,
Ihr ew'ges Heil erflehn, wie hier ihr irdisch Glück!"

In Augsburg lebte Sophie Schröder mit ihrem geliebten Sohn Alexander zusammen, der als Offizier dort in Garnison stand.

Aber hin und wieder mußte die alte Komödiantin doch mal wieder hinaus auf die Bretterwelt, um Lampenluft zu athmen. So kam sie im November 1842 auch nach Dresden, wo ihre geniale Tochter Wilhelmine Schröder-Devrient als Sängerin glänzte.

Auf Wunsch des Hofes betrat die einundsechzigjährige Tragödin noch zwei Mal die Bühne. Ich spielte mit ihr die Emilia Galotti — sie die Mutter Klaudia. Durch ihre wunderbar erschütternde Tragik erhob sie den dritten Akt zu dem bedeutendsten des Trauerspiels. — Dann spielte sie noch die Königin von Cypern.

Mit ihrer Tochter Wilhelmine fuhr sie nach Leipzig hinüber und gab ein Konzert, indem sie Bürgers „Leonore“ und Klopstocks „Frühlingsfeier“ deklamirte — wie eben nur Sophie Schröder zu deklamiren wußte.

Felix Mendelssohn schreibt darüber am 28. November 1842 an seine Mutter nach Berlin:

„Vor drei Tagen war das Konzert der alten Schröder, in dem ich spielen und die Ruy-Blas-Ouvertüre dirigiren mußte. Die alte Deklamatrice hat uns Alle durch die Kraft und Lebendigkeit ihres Organs und ganzen Wesens wahrhaft erfreut.

Die Tochter (Wilhelmine) — jünger aussehend und wilder und toller, als je — sang außerdem und singt noch heute Abend in Döhlers Konzert, und acht Tage, welche die in einer Stadt zubringt, sind auch nicht die ruhigsten für ihre Bekannten. Dazu Tichatschek, Wagner, Döhler, Mühlenfels — das war die vorige Woche ein fortwährendes Leben und Treiben . . .“

Während jenes längeren Aufenthalts der alten Schröder in Dresden sollte die große Künstlerin und die interessante, geniale Frau mir auch persönlich näher treten. Wir begegneten uns in manchen geselligen Kreisen: bei Tieck — bei dem Intendanten von Lüttichau — beim Grafen Baudissin — bei der Baronin Brunnow — und immer mehr lernte ich die große Liebenswürdigkeit, Herzensgüte, Geistesfrische und gediegene Bildung Sophie Schröders schätzen.

Als ich einst zu ihr sagte: ich müsse bei meinen fünfunddreißig Jahren nun auch wohl ernstlich daran denken, die

erſte Liebhaberin in den Rauchfang zu hängen und in's ältere Fach überzugehen! — ſchüttelte ſie den Kopf:

„Dazu würde ich Ihnen nicht rathen. Es iſt nicht gut, zu lange zu ſpielen. Man überlebt ſich und ſeinen Ruhm und wird dem Publikum zur alltäglichen Erſcheinung. Auch ich habe zu lange geſpielt, aber nur aus Noth — um's tägliche Brod. Ich mußte mir erſt die Penſionsberechtigung erſpielen, ehe ich mich ohne Sorgen in's Stillleben zurückziehen durfte. Das haben Sie nicht nöthig. Sie ſind noch jung genug, um zu heirathen. Das iſt beſſer, als Komödie ſpielen . . ."

Ein ander Mal ſagte ſie mir:

„Ich gedenke die Erinnerungen und Erfahrungen aus meinem Künſtlerleben niederzuſchreiben. Das ſollten auch Sie ſpäter thun. Wir Beide haben genug erlebt und das Zeug dazu, es auf's Papier zu bringen . . ."

Ich ſchüttelte damals ungläubig den Kopf dazu — — denn ich konnte noch nicht ahnen, daß ſpäter einmal die gänzliche Vereinſamung meines Lebens und Herzens — die troſtloſeſte Oede um mich und in mir — ja, die Verzweiflung am Leben mich zur Feder greifen laſſen würden: im Schreiben über die ſonnige Vergangenheit die dunkle Gegenwart zu vergeſſen! —

Was Sophie Schröder aus ihrem reicheren Bühnenleben niedergeſchrieben, hat keines Menſchen Auge erblickt. Sie hat 1854, als die Cholera in Augsburg wüthete, mit anderen Papieren auch ihre Erinnerungen verbrannt. —

Doch zurück nach Dresden — 1842. Im kleineren, geiſtig angeregten Kreiſe bei der „tollen, wilden" Wilhelmine Schröder, die gern den Champagner knallen ließ, wurde auch die Mutter nicht ſelten toll und wild, übermüthig luſtig und witzig — als hätten die vielen dornigen Herzenserfahrungen ihres bewegten Lebens ſie nicht näher berührt.

Einſt war von der ſüßen — böſen Liebe die Rede — und Wilhelmine Schröder wußte viel davon zu erzählen . . .

Da erhob ſich plötzlich die Mutter — die einundſechzigjährige — und ſagte erregt und mit der Geſte und in den tiefſten Tönen der Medea:

„Dieſer niederträchtigen Leidenſchaft habe ich entſagt — auf ewig — auf ewig . . .“

Erſt ſahen wir uns ſprachlos an. Dann ſtieß auch mich der Bock des Uebermuths und ich fragte harmlos:

„Seit wann haben Sie dieſer — niederträchtigen Leidenſchaft entſagt — auf ewig?“

Mit dem größten Ernſt und in den alten tiefen Herzenstönen antwortete die Tragödin:

„Seit — zwei Jahren!“

Ob wir gelacht haben! Wilhelmine natürlich die tollſte und wildeſte voran.

Dieſer kleine Zug charakteriſirt das Weib Sophie Schröder ſehr treffend.

Sie ſelber hat über ihr leidenſchaftliches Herz und ſein Liebesleben einſt niedergeſchrieben:

„Wir ſollen Euch die Leidenſchaften in ihrer ganzen Wahrheit auf der Bühne darſtellen, — was ſcheltet Ihr uns, wenn wir ſie ſelbſt empfinden?!“ —

„Wer ein krankes Herz durch Strenge und Härte heilen will — hat entweder ſelbſt kein Herz, oder verſteht ſich ſchlecht auf tief fühlende Herzen.“ —

„Wenn wir das, was wir achten, verehren und anbeten, auf irgend eine Art: durch Schickſal, Verhältniſſe, durch Vernunftsgründe verlieren oder ihm entſagen müſſen, — ſo iſt dies wohl ein ewiger brennender Schmerz und das Herz wird mit Thränen getränkt und überflutet, bis es bricht, — aber zertreten, zerriſſen wird es und alle Furien der Hölle nehmen darin Platz, wenn das Ungeheuer: Ueberzeugung uns

vor Augen tritt und uns zeigt, daß Liebe, Verehrung, Achtung, Anbetung verschwendet waren an einem Gegenstande, der dessen nicht würdig war. Möge der Allmächtige eher das Herz brechen, die Augen auf ewig sich schließen lassen — als daß diese Ueberzeugung uns wird!“ —

In diesen Worten liegt klar: wie tief und wie schwer Sophie Schröder durch jene „niederträchtige Leidenschaft“ ihres Herzens gelitten hat.

Dabei war Sophie Schröder wahrhaft religiös, sehr wohlthätig und von großer Herzensgüte.

In ihrem Nachlasse fanden sich die Worte von ihrer Hand:

„An Gott will Keiner mehr glauben,
Doch lasse ich ihn mir nicht rauben,
Ich fühle ihn thronen in meiner Brust,
Fühl' nahe ihn mir in Schmerz, in Lust.“

Ihre letzten Worte auf Erden waren:

„Heute wird es der liebe Gott aus mit mir machen!“

Hier nur noch zwei Züge von ihrer rührenden Herzensgüte.

Während der letzten Rolle eines jeden Gastspiels konnte man in Sophie Schröders Garderobe auf dem Toilettentisch stets ein Körbchen mit vielen kleinen schweren Päckchen, in weißem Papier und versiegelt, sehen. Auf den verschiedenen Päckchen stand geschrieben: „Der Garderobière“ — „dem Theaterdiener“ — „dem Souffleur“ — „dem Requisiteur“ — „dem Lampenputzer“ — „dem Heizer“ — „dem Zimmermann“ — „dem Portier“ u. s. w.

Niemand war vergessen. Die Päckchen enthielten die Abschieds-Trinkgelder für diese untergeordneten Theaterbediensteten, gewöhnlich den Antheil der Künstlerin an der Einnahme eines Abends. Hatte sie viel eingenommen, so schenkte sie auch viel. Es war ihr ein Bedürfniß, Freude zu bereiten. Und ihr Gerechtigkeitsgefühl verlangte: daß diese schlecht besoldeten Angehörigen des Theaters, die Jahr

aus Jahr ein ſich für das Gedeihen des Ganzen quälen mußten, an dem freudig Antheil nähmen, was ſie mit ihrem Talent ſo leicht erwarb. Sophie Schröder pflegte zu ſagen:

„Ich ſehe gern frohe Geſichter um mich — und keine mißgünſtigen, neidiſchen. Ich weiß, dieſe guten Leute freuen ſich ſtets meines Kommens — und ich nehme es ihnen nicht übel, wenn ſie ſich auch meines Gehens freuen, wegen des damit verbundenen leichten goldigen Regens. Sie thun während meines Gaſtſpiels mir Alles zu Liebe, was ſie mir an den Augen abſehen können. Und ich könnte nicht ruhig und frohen Gemüths eine Stadt verlaſſen, ohne mit dieſen kleinen Geldpäckchen meinem Herzen Genüge gethan zu haben!“

Das gefiel mir ſo ſehr, daß hinfort auch bei meinen Gaſtſpielen auf dem Toilettentiſch der Garderobe das Körbchen mit den klingenden Papierpäckchen nicht fehlte.

Die alte Schröder und auch ich haben von der Bühne keine Reichthümer mit in's bürgerliche Leben hinüber genommen.

Ein anderer Zug zeugt von dem ſeltenen großherzigen Edelmuth Sophie Schröders, wie man auf den Brettern der Kabale und Intrigue kaum ein zweites Beiſpiel findet.

Die Tragödin gaſtirte in Stettin. Die dortige erſte Liebhaberin, ein ſchönes und talentvolles Mädchen, mußte neben ihr zweite Rollen ſpielen, wie die Kreuſa, Aricia und Beatrice, und fühlte ſich dadurch in ihrer Eitelkeit verletzt. Auch war ſie neidiſch auf die Triumphe der berühmten Kollegin. Sie intriguirte, um das unbequeme Gaſtſpiel zu unterbrechen, oder doch wenigſtens in die Länge zu ziehen. Bald wurde ſie krank, — bald brauchte ſie ungebührliche Zeit zum Studium ihrer verhaßten Nebenrollen. Sophie Schröder verhehlte in ihrer offenen Weiſe ihren Unmuth nicht. Das goß Oel in's Feuer.

In dieſe Zeit der Reibungen fiel nun das Benefice der einheimiſchen Liebhaberin. In ihrem Uebermuth wählte ſie

eine Glanzrolle des berühmten Gastes, die Eiva in Schenks „Krone von Cypern.“ Sophie Schröder zuckte die Achseln und — wartete ab.

Der Tag des Benefice's ist da — aber die Beneficiantin ist vor Erregung total heiser geworden und muß sich krank melden. . .

Was nun? Einen Aufschub des Benefice's gab es nach den Stettiner Theater-Gesetzen nicht. Und die kranke Schauspielerin, die ihre Mutter und jüngere Geschwister zu ernähren hatte, bedurfte der Einnahme bitternöthig. . .

Da nahm Sophie Schröder ihre Rache an der mißgünstigen Kollegin — in edelster Weise. Aus freien Stücken und ganz unerwartet erschien sie auf der Probe, wo alles in Verwirrung war, und probirte die Hauptrolle — und am Abend spielte sie dieselbe statt der Beneficiantin vor dichtgefülltem Hause — und verzichtete auf jeden Antheil an der brillanten Einnahme.

Die mißgünstige Kollegin war beschämt — und kurirt von Neid und Kabale.

Der Schauspieler Ziegler, damals Regisseur in Stettin, und später mein werther Kollege, hat mir alle Einzelheiten dieser einzigen Komödiantenthat erzählt. —

Ich habe Sophie Schröder seit jenen fröhlichen Novembertagen 1842 nicht wieder gesehen, aber noch oft ihrer herzlich gedacht, besonders wenn ihr Name mal wieder durch die Zeitungen lief und so in meine trübe Einsamkeit drang.

Zum letzten Mal betrat die Tragödin in einer ganzen Rolle 1847 die Bühne — in Hamburg, wo einst die Wiege ihres Ruhmes stand — vor einem halben Jahrhundert! Sie spielte die Isabella in der Braut von Messina „mit unveränderter Kraft“ — und wurde mit Beifall und Ehren überschüttet. Was Alles muß an jenem Abend das Herz der Greisin bewegt haben!

Im Frühjahr 1854 sah auch Wien seine größte Tragödin noch ein Mal auf der Bühne des Burgtheaters — Abschied nehmend für's Leben. Tief bewegt und tief bewegend sprach sie Schiller's „Glocke."

Damals, am 24. Mai, schrieb Grillparzer seiner edelsten Sappho und hehrsten Medea „in alter Freundschaft und Bewunderung" in's Album:

„Zwei Schröder, Frau und Mann,
Umgrenzen unsers Drama höhern Lauf;
Der Eine stand in Kraft, als es begann,
Die Andre schied — da hört's wohl, fürcht' ich, auf!"

Friedrich Hebbel fügte hinzu:

„Unvergänglicher Lorbeer in schnell verbleichender Locke,
Welch ein gewaltiges Bild menschlicher Größe und Kraft!"

Und Ludwig Löwe als Schluß eines schwungvollen Sonetts:

Dir rief die Kunst ihr gottdurchglühtes Werde!
Dir ward Posaunenklang, wo Andre lallten,
Und einzig stand'st Du da auf deutscher Erde!" —

Im Oktober 1857 nahm Sophie Schröder mit der Glocke auch von Berlin Abschied.

Das letzte öffentliche Auftreten der Künstlerin sah München — im November 1859.

Es war zur Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstage, als Sophie Schröder auf besonderen Wunsch ihres alten Freundes und Gönners, König Ludwigs I., wieder vor die Münchener trat — sie, die Achtundsiebenzigjährige. Ein Augen- und Ohrenzeuge berichtet darüber:

... „Mit allgemeiner Spannung sah man nun dem Erscheinen der Frau Sophie Schröder entgegen. Aller Augen richteten sich nach der Thür, durch welche die berühmte greise Künstlerin treten sollte. Sie erscheint an der Hand des Regisseurs Richter. Jubelnder Zuruf begrüßt sie. Schon die ersten Worte: „Das Lied von der Glocke. Von Schiller"

bekundeten, daß ihr Organ dem Alter trotzte und noch große Kraft besaß. Aber nicht nur viele Kraft, auch alles Gefühl hat sie behalten und ungeschwächt flammte in den rechten Momenten die Leidenschaft aus ihrem künstlerisch vollendeten Vortrage. Das ganze Haus fühlte sich zur Bewunderung hingerissen, so daß die Künstlerin wohl mehr als sechs Mal vom Beifallssturm unterbrochen wurde. Am Schlusse der Deklamation aber nahm das Bravorufen nicht eher ein Ende, als bis Sophie Schröder drei Mal nach einander auf der Scene erschienen war und dem Publikum gerührt mit stummer Geberde gedankt hatte. König Ludwig neigte sich aus seiner Loge hervor und gab der auch früher von ihm Gefeierten seinen Beifall in der ihm eigenen lebhaften Weise mit Applaudiren, Nicken und Zuwinken zu erkennen . . ."

Wie gern hätte ich, die beneidete polnische Gräfin, mit der alten Komödiantin, die sich und ihrer Kunst treu geblieben, an jenem Abende und — für immer getauscht!

In demselben Monat November 1859 sollte das alte Herz Sophie Schröders eine Todesnachricht durchzittern — in Verbindung mit einem Namen, der ihrem Herzen einst der theuerste war: Wilhelm Kunst war in Wien gestorben . . .

Und im nächsten Jahre folgte der Tod ihrer genialsten und liebsten Tochter Wilhelmine.

Aber am 1. März 1861 feierte ganz Deutschland den achtzigsten Geburtstag seiner größten Tragödin . . . Von allen Seiten, besonders auch von den alten Kollegen ihrer goldnen Ruhmestage, nahten sich ihr Glückwünsche, Adressen, Gedichte, Medaillen, Geschenke und Huldigungen aller Art . . .

Nur ich mußte stumm und verschollen bleiben für die theure Genossin bess'rer Zeiten. Mein Herr und Gebieter liebte es nicht, daran erinnert zu werden, daß er einst in heißer Leidenschaft eine Komödiantin zur Lebensgefährtin gewählt . . . „Caroline Bauer — la comédienne est morte

— à jamais!“ Wie oft habe ich das eisige Wort hören müssen! Karoline Bauer war todt — — und die Gräfin Plater lebte nicht! Welch' trostloses Dasein! —

Noch sieben Jahre überlebte die Greisin Sophie Schröder jenes seltene Fest des achtzigsten Geburtstages. Ihre Einsamkeit und ihre zunehmende Harthörigkeit erfrischte sie sich durch Lektüre und fleißiges Kunststudium. So sagte sie einst:

„In jedem Winter lese ich die Werke Shakespeares von Anfang bis Ende durch und jedes Mal mit erhöhtem Verständniß und größerer Bewunderung. — Wissen Sie, welche Rolle ich gern spielen möchte? — Richard den Dritten! Um dieser Rolle willen habe ich oft bedauert, nicht Mann zu sein!“

Nur zuweilen hörte man sie grollen über den Untergang ihrer Kunst, die sie stets so hoch und heilig gehalten hatte — untergehend durch ein gedankenloses Publikum und handwerksmäßige Schauspieler. Ihre Worte waren:

„Gegen das Publikum war ich oft undankbar. Ich schämte mich seiner Gunstbezeugungen, denn wenn ich mein Wollen mit dem Geleisteten verglich, dann mußte ich mir oft selbst sagen: „Ach Gott, die versteh'n es nicht! . . .“ Die Kunst geht unter, das Handwerk siegt. Je mehr es glitzert und prasselt und rauscht, desto größer der Jubel! Große Namen — kleine Künstler. Und die sogenannten Künstlerinnen? Toilette machen — das ist Alles! Aber Begeisterung — Leidenschaft, ohne die keine dramatische Kunst sein kann — — lieber Gott! — Ja, eine Leidenschaft, mit der man das Haupt an den Wänden blutig schlägt — — eine Leidenschaft, wenn auch Wasser und Brod und ein leinen Kleid dazu — — aber, Himmel, eine Leidenschaft!“

Doch — eine solche Leidenschaft gibt's nicht ohne: des Herzens Dämonen! —

Am 25. Februar 1868 ist Sophie Schröder im siebenundachtzigsten Lebensjahre zu München, in den Armen ihres geliebten Sohnes Alexander sanft und friedlich gestorben.

Ihre letzten Worte waren: „Heute macht es der liebe Gott aus mit mir!“

„Im Tode war sie schön. Sanftmuth und Hoheit prägten sich auf ihrem Gesichte aus!“

Ihr Leichenbegängniß war feierlich und würdig. Die Muse weinte an ihrem Grabe. Eine weiße Marmorbüste überragt heute den Hügel.

Ein beneidenswerthes friedliches Sterben.

Wer wird mir einst in Liebe die Augen zudrücken?

Wer wird mir eine Thräne der Wehmuth nachweinen?

Niemand! Ich sterbe allein — aber ich habe es nicht besser verdient.

* * *

Mit Wilhelm Kunst haben sich meine Lebenswege nur noch ein Mal gekreuzt. Ich gastirte im Juni 1843 in Neisse, um den bedrängten Direktor Nachtigall flott zu machen. Als mein Gastspiel beendet war, traf Kunst zu dem seinen ein. Er hatte einen schönen Knaben bei sich, den er Sohn nannte und für die Bühne erzog. Wer die unglückliche Mutter war, hat Niemand erfahren. Der sonst so leichtlebige und leichtzüngige Mann, der aus seinen Leidenschaften und Verirrungen kaum ein Geheimniß machte, bewahrte hierüber stets ein tiefes Schweigen. Jener Sohn soll später in Amerika als Schauspieler verschollen sein.

Nur ein Mal sah ich Kunst noch in Neisse auftreten — als Klingemann's Faust. Der war eine seiner alten Glanzrollen. Und der fünfundvierzigjährige Heldenspieler war noch immer ein imposanter wildfeuriger dämonischer Faust — — Klingemann's. An den Goetheschen Faust hat er sich nie gewagt. Und darin liegt die beste Charakteristik

für unſeren von der Natur ſo reich mit äußerlichen Mitteln ausgeſtatteten Helden. In Rollen, wozu nur eine ſchöne ſtattliche Erſcheinung, ein funkelndes Auge, eine metalliſch dröhnende Stimme und eine unverwüſtliche phyſiſche Kraft gehörten — war er unübertrefflich. Aber alle Rollen, die eine tiefe warme Innerlichkeit, ein geiſtiges Schaffen und einen idealen Flug verlangten, mißglückten ihm total. So war er ein brillanter Schröderſcher Hamlet — aber als echter Shakespeareſcher gradezu eine Lächerlichkeit. Den Wallenſtein in Bahrdt's „Grabesbraut" ſpielte er meiſterhaft — den Schillerſchen wie ein unſicher hin und her tappender Schüler.

Als Menſch war Wilhelm Kunſt in dieſen ſiebzehn Jahren, ſeit ich ihn nicht geſehen, nur noch wüſter, rückſichtsloſer und ſelbſtſüchtiger geworden. Die Direktorin Nachtigall klagte mir ſpäter brieflich: wie ſehr er ſie während ſeines Gaſtſpiels gedrückt — wie er nur immer auf ſeinen eigenen pekuniären Vortheil bedacht geweſen — und daß er bei ſeiner Abreiſe weder dem Souffleur, noch dem Theaterdiener das geringſte Douceur hinterlaſſen habe...

Und doch zerrannen die glänzendſten Einnahmen in ſeiner Hand wie — Waſſer.

Geſehen habe ich Wilhelm Kunſt nie wieder, aber noch oft von dem unſeligen — ja, unheimlichen Komödianten gehört und geleſen: von ſeinem tollen Leben — und von ſeinem troſtloſen Sterben.

Seit Kunſt im Auguſt 1826 aus Berlin und aus ſeiner unglückſeligen Ehe mit Sophie Schröder durchbrannte, finden wir ihn nur noch in einem ruheloſen Wanderleben — berg-auf — bergab...

Bald reiſ'te er mit eigener glänzender vierſpänniger Equipage, mit Sekretär, Dienern und allerlei unſauberen Schmarotzern — von Hofbühne zu Hofbühne... bald in einem ſchäbigen Einſpänner von einer Wanderbühne zur andern.

Seine größten Triumphe feierte Kunſt noch immer in Wien. So oft er auch dem Direktor Karl durchging, bei ſeinem Wiederkommen wurde er doch ſtets von Direktor und Publikum mit offenen Armen aufgenommen.

So war er erſt 1832 heimlich aus Wien verſchwunden und hatte in Leipzig ein Engagement angenommen. Aber ſchon nach 7 Monaten brach er auch in Leipzig den Kontrakt — und eilte in die offenen Arme Direktor Karls nach Wien zurück.

Dort richtete er ſich — natürlich mit Karl'ſchem Vorſchuß — am Graben, der damals eleganteſten Straße des alten Wien fürſtlich ein und gab lukulliſche Feſte. Bei einem ſolchen wüſten tumultuariſchen Bacchanal wurde der Schauſpieler Würth, der im Rauſche in die Wohnung eines aus dem Schlafe aufgeſchreckten ſpaniſchen Geſandſchafts-Attachés gewaltthätig eindrang, von dieſem mit dem Dolche ſchwer verwundet, was noch im nächſten Jahre, als ich nach Wien zum Gaſtſpiel kam, lebhaft beſprochen wurde.

Originell iſt, wie der tiefverſchuldete Kunſt damals — 1833 — aus Wien wieder durchging: auf dem Reitpferde ſeines Direktors Karl. Er war eine Wette eingegangen, daß der Direktor ihn ſogar flehentlich bitten ſolle, dies Pferd — einen ſchönen Siebenbürger Schimmel — zu beſteigen.

Kunſt ſollte am Abend in dem gleichfalls vom Direktor Karl geleiteten Theater an der Wien in ſeiner Glanzrolle als Otto von Wittelsbach in Babo's Schauſpiel auftreten. Kurz vor Beginn des Stücks trifft Karl, der auf ſeinem Schimmel aus dem Prater heimkommt, ſeinen koſtbaren Heldenſpieler behaglich durch die Leopoldſtadt ſchlendern. . . Erſchrocken ruft er ihn an:

„Wie, Kunſt, Sie hier? Und in einer Viertelſtunde ſollten Sie ſchon auf der Wieden als Otto von Wittelsbach fertig koſtümirt ſein. . .“

„Iſt's ſchon ſo ſpät, Herr Direktor? Da will ich mich gleich auf den Weg machen. Aber kein Fiacker in der Nähe . . ."

„Da — nehmen Sie meinen Schimmel — und nun fort und zeigen Sie, daß Sie ein feſcher Reiter ſind . . ."

„Wenn Sie es durchaus wollen, Herr Direktor, ſo nehme ich Ihren Schimmel. Schön Dank und Adieu . . ."

„Und Roß und Reiter ſah man niemals wieder!"

Ohne den Otto von Wittelsbach zu ſpielen, ritt Kunſt, den Gewinn ſeiner Wette als Reiſegeld in der Taſche, ſofort zum Thore hinaus — zunächſt nach Linz. Da ſeine Papiere unter ſicherem Verſchluß des Direktors Karl lagen, reiſ'te er als Diener des Schauſpielers von Hanſtein.

Dies Mal war Karls Zorn groß. Er verfolgte ſeinen durchgebrannten Otto von Wittelsbach und ſeinen mitgenommenen Schimmel nicht nur ſteckbrieflich, ſondern er erließ auch ein geharniſchtes Cirkular, in dem er jede Bühne für ehrlos erklärte, die den kontraktbrüchigen Kunſt auftreten ließe!

Dieſer Steckbrief erreichte Kunſt in Leipzig. Der Schimmel war ſchon vorher unter des Reiters Händen in Nichts zerronnen. Der Reiter ohne Pferd ſollte in Leipzig Gelegenheit finden, in ſtiller Klauſur über — ſich und ſein Leben nachzudenken.

Der erſte Theater-Direktor, der dem Karl'ſchen Verruf der Ehrloſigkeit trotzte, war der Mecklenburg-Schwerin'ſche Ex-Erb-Landmarſchall Graf Karl Friedrich Hahn-Neuhaus, damals auf kurze Zeit Direktor des Stadttheaters zu Magdeburg.

Im Herbſt 1833 ſah man den Grafen Hahn mit dem edlen Sokrateskopf, dem langen weißen Haar und den vornehmen Manieren, ordengeſchmückt, eine ſchöne würdige Erſcheinung, täglich mit der ſtolzen Athlethengeſtalt ſeines Heldenſpielers und Regiſſeurs Wilhelm Kunſt auf dem Breitenwege zu Magdeburg Parade gehen.

Noch ehe Kunſt die Magdeburger Bühne betreten hatte, wußte man ſchon von ſeinen neueſten Tollheiten zu erzählen. Er war mit einem eleganten Lohnkutſcher nach Burg ſpazieren gefahren, hatte dem Kutſcher ſeine Uhr und ſein Halstuch als Fuhrlohn eingehändigt und ihm den Auftrag an den Grafen Hahn mit zurückgegeben: Wenn der Herr Graf ſeinen Heldenſpieler wieder haben wolle, möge er ihn in Burg aus dem „Gaſthof zum Schwan" abholen und auslöſen . . .

Das hat der arme alte Theatergraf denn auch pflichtſchuldigſt gethan und im Gaſthof zum Schwan eine rieſige Rechnung bezahlen müſſen, denn Herr Kunſt hatte in Burg offene Tafel gehalten.

Auf dies tolle Debüt des Menſchen Wilhelm Kunſt in Magdeburg — folgte bald ſein noch tolleres Debüt auf der Bühne.

Die neue Direktion wollte am 18. Oktober die Vorſtellungen mit Schillers Räubern beginnen. Die Rollen waren vertheilt. Wilhelm Kunſt ſpielte ſeine Paraderolle: Karl Moor.

Auf der Generalprobe aber ſtieß den Räuber Moor wieder mal der Bock des Uebermuths. Er rief:

„Dieſer Vater Moor iſt meiner nicht würdig — ich muß einen andern Vater haben, oder ich ſpiele nicht!"

Als alle Vorſtellungen nichts nützten, erklärte ſich Graf Hahn bereit: am Abend ſelber den alten Moor zu ſpielen.

Plötzlich rief Karl Moor:

„Ich muß auch einen andern Bruder haben! Dieſer ungerathene Franz iſt nicht werth, den Namen Moor zu führen!"

Und es half Alles nichts: Franz Moor und Schweizer mußten ihre Rollen vertauſchen, obgleich dadurch die Aufführung um zwei Tage hinaus geſchoben wurde.

So fand denn am 20. Oktober die Eröffnung des Theaters mit den Räubern ſtatt. „Kunſt war als Karl Moor großartig!" — ſagt ein Bericht. „Eine athletiſche Geſtalt, ein

Organ, wie eine Glocke, ein ausdrucksvoller Kopf, — dieſe Requiſiten machten ihn für das Fach der Heldenliebhaber zu einem Edelſtein, dem jedoch leider aller Schliff fehlte, zu welchem Kunſt auch nicht kommen wollte . . .“

Der alte Moor aber wurde nicht vom Grafen Hahn geſpielt, ſondern von dem urſprünglichen Inhaber dieſer Rolle. In den erſten Akten, in denen Karl und der Vater nicht in Berührung kommen, ging auch Alles ganz gut, denn Kunſt kümmerte ſich nie um das, was auf der Bühne vorging, wenn er ſelber nichts drauf zu thun hatte.

Dann aber kam der 4. Akt mit der verhängnißvollen Scene. Räuber Moor erbricht die Kerkerthür, hinter der ſein Vater ſchmachtet. „Aus dem Grunde ſteigt ein Alter, ausgemergelt, wie ein Gerippe: Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!“

Räuber Moor ſpringt erſchrocken zurück. Aber anſtatt nun zu ſagen, wie Schiller vorgeſchrieben: „Das iſt meines Vaters Stimme!“ — brüllt Kunſt das „ausgemergelte Gerippe“ an:

„Das iſt meines Vaters Stimme nicht! Verfluchte Brut mir einen ſolchen Vater unterzuſchieben! Wo iſt der verrückte gräfliche Bandenführer, das ich ihm zeige: wer Wilhelm Kunſt iſt!?“

Natürlich mußte unter dem ſchallenden Gelächter des Publikums der Vorhang fallen. Mit blankem Degen ſucht Kunſt den „gräflichen Bandenführer“, um ihn aufzuſpießen, wie einen Maikäfer. Der arme Graf Hahn hatte ſich wohlweislich verſteckt. In ſeiner Wuth fährt Kunſt auf den alten Schauſpieler los, ihn dafür zu züchtigen, daß er ſich erfrechte, ſein gräflicher Vater ſein zu wollen . . . Aber der junge Schauſpieler Seydl tritt ihm muthig und würdig entgegen:

„Achtung vor den weißen Haaren eines ehrenwerthen Kunſtveteranen! Einſt wird kommen der Tag, wo auch Sie

— alt und gebrochen — froh ſein werden, den Vater Moor ſpielen zu dürfen — — und wenn Ihnen dann ein junger übermüthiger Karl Moor gegenüber ſteht und will nicht mit Ihnen ſpielen — — dann denken Sie an dieſe Stunde!“

Ein prophetiſch Wort, das buchſtäblich in Erfüllung gegangen iſt, — und das auch an jenem Abend in Magdeburg ſeine Wirkung auf Kunſt nicht verfehlte, der im Grunde ſeines Herzens nicht bösartig war, aber bodenlos leichtſinnig und übermüthig. Seiner eigenen alten Mutter war er bis an ihr Ende der liebevollſte, fürſorglichſte Sohn und Ernährer.

Jenem alten Moor reichte er zur Verſöhnung die Hand, bat ihn um Verzeihung — und ſpielte unter ſtürmiſchem Beifall mit ihm jene Kerkerſcene und „die Räuber“ zu Ende.

Aber dem jugendlichen Liebhaber Seydl vergab er jene Zurechtweiſung nicht. Er verweigerte mit ihm zu ſpielen, indem er dem Grafen Hahn ſagte: „Der Menſch iſt mir zu ironiſch!“ So mußte denn der Graf als Liebhaber den brillanten Baiſon aus Hamburg kommen laſſen.

Kunſt hatte mit dem Grafen Hahn einen Kontrakt auf 45 Gaſtrollen abgeſchloſſen. Für jedes Auftreten erhielt er 150 Thaler in Gold, außerdem mußte der Graf ihm eine elegante freie Wohnung und ein edles Reitpferd ſtellen.

Aber — wann hätte Wilhelm Kunſt wohl jemals einen Kontrakt inne gehalten? Dies Mal war es nicht ganz freier Wille, daß er ſein Gaſtſpiel in Magdeburg ſchon nach der zehnten Rolle abbrechen mußte.

Kunſt hatte den Grafen Greifenſtein zum Entzücken der Magdeburger geſpielt, als nach der Vorſtellung eine fremde, ſchöne, junge Dame auf die Bühne und in Kunſt's Arme ſtürzte, mit dem Jubelſchrei:

„Wilhelm, ich bin's — Deine Dora! Endlich habe ich Dich wieder! Du Lieber, Böſer — wie konnteſt Du nur aus Wien ohne Abſchied von mir gehn? — Ich hielt's nicht länger

ohne Dich aus und da meine Mutter mich nicht laſſen wollte, bin ich Dir heimlich nachgereiſ't ... Aber, Wilhelm, Du ſagſt Deiner kleinen Dora nicht ein freundlich Wort des Willkomm's? Freuſt Du Dich denn gar nicht, daß wir uns wieder haben?..."

Aber Kunſt, der nie ein Weib von Herzen lieb gehabt, — der nur mit den Frauen zum Zeitvertreib ſpielte, wenn ſie ihm — wie aller Orten — in blinder Leidenſchaft in die Arme liefen, — — trat kalt zurück und ſagte hart:

„Mein Fräulein, es muß ein Irrthum ſein — ich kenne Sie nicht!"

Anfangs ſah die Unglückliche ihn mit weiten Augen ſtarr an, als könne ſie ſeine grauſamen Worte nicht faſſen — dann wurde ſie geiſterhaft bleich und über ihre zitternden Lippen kam es langſam und ſchwer:

„Wilhelm — Du kennſt Deine Dora nicht — die Du ſo oft geküßt — die Dir in ihrer wahnſinnigen Liebe Alles — Alles geopfert? ... Nein, ſag mir, daß Du nur wieder mal Deinen böſen Scherz mit mir treibſt ..."

Und er zuckte mit eiſigem Lächeln die Achſeln und — ging ...

Mit einem herzzerreißenden Schrei brach die Unglückliche ohnmächtig zuſammen. Der Komiker Gädemann, der mit einigen Kollegen dieſer erſchütternden Scene ſprachlos beigewohnt, fing die Ohnmächtige in ſeinen Armen auf und ſorgte mit dem Grafen Hahn für ihre Pflege in einer wackeren Bürgerfamilie. In ihren Fieberphantaſien rief ſie oft flehentlich: „Wilhelm — komm — komm — zu Deiner Dora ..."

Aber er kam nicht, ſo oft ihn auch Graf Hahn und Gädemann drum beſtürmten. Er lachte roh über das verliebte Närrchen — — und ritt sans adieu nach Halberſtadt, dort ohne Erlaubniß des Grafen Hahn bei dem Direktor Miller gaſtirend.

Als er nach Magdeburg zurückkehrte, um am 10. November als Guſtav Adolf wieder aufzutreten, war die arme Dora

gestorben — — und die Schauspieler weigerten sich: mit dem brutalen Kunst wieder aufzutreten. Schweren Herzens mußte Graf Hahn seinem Liebling und Kassenmagnet diese Mittheilung machen. Wüthend ergriff Kunst sein Gustav-Adolfs-Schwert und verfolgte den armen Direktor damit bis auf die Straße. Dann zog er schleunigst wieder in die Welt hinaus — seinem unseligen Schicksal gedankenlos entgegen irrend . . .

Bald darauf gastirte ich bei dem Nachfolger des Grafen Hahn, dessen Theaterschifflein mal wieder gestrandet war, — bei meinem alten Freunde Heinrich Bethmann in Magdeburg — und dort war noch alle Welt voll von Wilhelm Kunst's tollen — rohen Streichen.

Es kann nicht meine Absicht sein, den unheimlichen wüsten Komödianten auf allen Fahrten weiter zu begleiten. Nur einige charakteristische Hauptmomente möchte ich herausheben.

Mit Direktor Karl, der noch vor zwei Jahren jede Bühne für ehrlos erklärte, die Wilhelm Kunst wieder auftreten ließe, und der seinen durchgebrannten Helden steckbrieflich verfolgt hatte, — fand bald eine so zärtliche Versöhnung statt, daß Wilhelm Kunst 1835 in Wien wieder gastiren konnte — auch vom Publikum jubelnd empfangen. Und fast alljährlich kehrte er nach Wien zum Gastspiel zurück.

Im Frühjahr 1845 gastirte Wilhelm Kunst am deutschen Hoftheater in Petersburg mit so glänzendem Erfolge, das Kaiser Nikolaus dem Otto von Wittelsbach eine massiv silberne Rüstung schenkte und dieser in sein Journal notiren konnte:

„Petersburger Gastspiel: 25. Mai. Räuber. 1882 Rubel Einnahme. NB. Die Kaiserin Alexandra war zugegen."

Dann folgten noch viele Gastrollen mit Einnahmen von 900 — 1070 Rubeln für den Abend.

Dies Petersburger Gastspiel war der Höhepunkt von Wilhelm Kunst's Komödianten-Fahrten. Von jetzt an ging's bergab — und reißend schnell.

Schon Ende der vierziger Jahre gab es „Meerschweinchen-Bühnen" und Komödien-Abende im Leben unseres alternden und verkommenen Helden, von denen er in sein Einnahme-Journal verzeichnen mußte: „Mein Antheil — ein Gulden!" — Ja, nicht selten konnte er nichts weiter einschreiben als — Nullen! Ausrufungszeichen!! Flüche und Verwünschungen!!!

Da heißt es z. B. 1850:

„Ende des unglücklichen Jahres! Schaffhausen ist die schändlichste Stadt, die es auf der Welt giebt. Sie sei verflucht!!"

In der Schweiz war es auch, wo Kunst unter einem entsetzlichen memento mori zusammenbrach. Er hatte einen jungen Liebling bei sich, der zugleich den armseligen Einspänner kutschirte. In Bern durch wüsten Lärm in den Stall gerufen, findet Kunst den schönen Jüngling — — unter den Hufen des durch Quälereien wüthend gemachten Pferdes — als eine zerstampfte, zerfetzte, kaum noch zuckende wirre Fleischmasse. . .

Dies Schicksalsrütteln an seinem alten morschen sündigen Herzen hat Kunst nie überwunden.

Wurde er dadurch an jenes einsame traurige Sterben der unglücklichen Dora in Magdeburg erinnert? — Gestorben auch durch seine Schuld!

Seine Kraft war für immer gebrochen. Er suchte im Trunk Betäubung — Vergessenheit. Das Gedächtniß schwand mehr und mehr. Es ging rasend schnell bergunter.

Lange konnte Kunst keine Bühne betreten. Endlich zwang ihn der Hunger wieder auf die Bretter — der armseligsten Wandertruppe. . .

Noch ein Mal raffte der alte Komödiant allen Muth und die letzte Kraft zusammen. Er wollte sein altes Glück wieder

bei den Wienern verſuchen, die ihm ſo oft zugejubelt und ſo oft — verziehen hatten. Er bat Neſtroy, einen guten Kameraden aus der guten alten Zeit, und Nachfolger Karl's in der Direktion des Leopoldſtädter Theaters, um ein Gaſtſpiel. Er trat auf, wurde mit Jubel empfangen... und dann, als der alte Löwe nicht länger verbergen konnte, daß er keine Zähne mehr habe — — von dem herzloſen Nachwuchs verlacht und ausgeziſcht...

Ein Zeuge dieſer Niederlage ſchreibt: „Ich ſah Kunſt den Tell wieder ſpielen — aber, Ihr Götter, wie! Nicht nur, daß er kaum mehr zuſammenhängende Stellen ohne Gedächtnißfehler herzuſagen wußte — er hatte ſich auch, wahrſcheinlich um den Souffleur noch zu hören, einen monotonen, breiten Vortrag angewöhnt, gleich einem Methodiſtenprediger. Es war nicht mehr zum Aushalten und ſelbſt Ludwig Löwe, der ihm bis zuletzt die Stange hielt, ſagte aufſeufzend im Hinausgehen: „Nun iſt's genug!“

Zwei Jahre ſpäter — einunddreißig Jahre nach jenem erſten glanzvollen Auftreten als Jaromir im Berliner Opernhauſe — als Gatte der großen Sophie Schröder — wagte ſich Wilhelm Kunſt auch auf die Berliner Bretter des damals noch winzigen Wallner-Theaters, im Volksmunde „die grüne Nenne“ genannt

Franz Wallner, der Kunſt aus ſeiner Wiener Glanzzeit kannte, erzählt uns dies trübſelige Gaſtſpiel:

„Im Jahre 1857 wendete Wilhelm Kunſt ſich in einem herzbrechendem Briefe an mich, indem er mich bat, ihm einige Gaſtrollen zu bewilligen. Es ſei eine Lebensfrage für ihn wieder einmal an einem guten Theater zum Auftreten zu gelangen, und ich würde mich überzeugen, daß er noch „der Alte“ ſei. — Ach, er war nicht mehr der Alte, in dem Sinne, wie er es meinte, ſondern es war in der eigentlichſten Bezeichnung des Worts der „alte Kunſt,“ der zu mir ein-

trat. Abends in seiner Rolle Percival in „Griseldis“ fiel er total durch, und das Publikum verhöhnte den kokett geschminkten und gleich einem Kunstreiter herausgeputzten verfallenen Komödianten, der nicht eine Spur der einstmaligen Herrlichkeit, ja nicht einmal den Wortlaut seiner oft gespielten Rolle behalten hatte. Das Herz wendete sich mir im Leibe um, als ich, im Zuschauerraum anwesend, das harte Urtheil der jüngeren und rücksichtslosen Theatergänger anhören und dasselbe gerecht finden mußte. Auf die Vorwürfe, warum ich Kunst überhaupt spielen ließe? — hatte ich nur ausweichende Antworten. Ich konnte den Fragenden ja nicht auseinander setzen: das ich den Mann gekannt habe in der Blüthe seines Ruhmes, in Glanz und Reichthum, mit Jubel empfangen und aufgenommen von den verwöhntesten Kennern der Residenz, ein hochwillkommener Gast für den stolzesten Intendanten der stolzesten Hofbühne.

Nach der Vorstellung begab ich mich zagend in die Garderobe meines Gastes und fand denselben am Tische sitzend; einzelne bittere Thränen rollten ihm über die geschminkten Wangen herab. — „Warum hat mein Vater mich nicht Bauer werden lassen!“ — rief er mir schluchzend entgegen.

Einer kleinen Gesellschaft, die ich ihm und der Vergangenheit zu Ehren einige Tage darauf zu mir gebeten hatte, war er die unerquicklichste Erscheinung, die man sich denken konnte: — er selbst im abgetragenen schwarzen, zu eng gewordenen Leibrock in die Sophaecke gedrückt; meine Gäste in Verlegenheit, welches Gesprächsthema sie mit der verfallenen Größe anschlagen sollten; ich wohl der Befangenste unter Allen. . .

Noch zweimal unternahm ich das Wagniß, den Gast dem Berliner Publikum vorzuführen, — dann beschloß ich, mich für die noch zu gebenden Rollen mit Auszahlung des Honorars abzufinden. Es war überflüssige Angst von mir, daß er mir dies übel deuten könne; die Hast, mit welcher er daß

verſiegelte Packet entgegennahm, die Bereitwilligkeit, mit welcher er um dieſen Preis auf jedes fernere Auftreten verzichtete, bewieſen mir nur zu deutlich: daß der Mann bereits gewohnt war, Almoſen und Unterſtützungen als etwas Selbſtverſtändliches hinzunehmen. Er reiſte sans adieu ab; ich habe ihn nie wieder geſehen. . ."

Und er muß — ja, er muß nothwendig an jenen Auguſttag 1826 zurückgedacht haben, als er zum erſten Mal „sans adieu" Berlin verließ. Was Alles lag zwiſchen dieſem und — jenem Scheiden! Wie viel Glanz und Uebermuth — — und wie viel Sünde und Elend!

Im Herbſt 1858 finden wir Wilhelm Kunſt in Schleswig gaſtirend. In Schleswig, wo er vor Jahren mit eigenen vier Pferden durch die Straßen raſſelte, als er hier in ſilberner Rüſtung vor König Friedrich VI. von Dänemark ſeine glänzenden Ritter ſpielte. . .

Wie anders jetzt! Hüſtelnd und gebrochen ſaß er da während der Probe zu Wilhelm Tell, in einem ſchäbigen Pelz, müde und gelangweilt, das Stück zu Ende haſtend, indem er ſeine Monologe überſchlug und immer wieder dazwiſchen murrte: „Machen wir's kurz — den alten Bettel kann ja Jeder auswendig!"

Und doch verließ ihn ſelber am Abend das Gedächtniß total. Ein junger Schauſpieler, der den Rudenz ſpielte, ſchildert die Scene:

„Das Haus war am Abend trotz des Gaſtes nur ſpärlich beſetzt. Kunſt erſchien ſehr ſpät in der Garderobe. Er huſtete ſtark und trank Waſſer mit Syrup. Ich hatte ſein Bild als Tell geſehen, wie er ihn in Wien ehedem geſpielt, im Zenith ſeiner Laufbahn. Ach das war der kühne Schweizerheld nicht mehr, der ſonſt, die vollendetſte Männergeſtalt mit der impouirenden vollen Schöne, alle äußern Requiſiten zum Entzücken des Publikum's repräſentirte. Das war die Er-

ſcheinung und das Koſtüm eines alten Herrn, der eine Maskerade wider Willen mitmachen muß und wohl Acht hat, das er ſich nicht erkälte.

Als Kunſt die Scene betrat, wollten einige Gründlinge im Parterre ihm entgegen applaudiren, — von den Logen antwortete man mit leiſem Ziſchen. Der Künſtler zuckte zuſammen, als habe ihn ein electriſcher Schlag berührt. Seine Lippen preßten ſich auf einander und unbewußt hob ſich die halbgeballte Fauſt empor. Wieder ſah ich das phosphoriſche Aufblitzen im Auge — dann ſchüttelte er verächtlich den Kopf und deklamirte ſeine Verſe. Es war noch immer Metall in dem ſonoren Organ. . .

Ich hatte gehofft, daß der große Monolog in der hohlen Gaſſe das Publikum erwärmen werde. In der erſten Kouliſſe hatte ich Poſto gefaßt, um ihn zu hören. Kunſt erſcheint auf dem Felſen. Er blickt um ſich, wie ein Verfolgter und eilt in die vordere Scene. Hier angelangt, ſtreicht er die Haare zurück und ſcheint das Terrain zu recognoſciren. Das Alles machte ſich vortrefflich, — aber warum dieſe Pauſe??. . . Warum dies nochmalige Umherirren an allen Kouliſſen vorüber?. . . Auch dicht an mich kommt er heran. . . „Das erſte Wort!“ liſpelt er in der höchſten Angſt. — „Durch dieſe hohle Gaſſe . .“ antworte ich mechaniſch. Er nickt lächelnd zum Dank und beginnt den Monolog. . . Mir ſchnitt es tief in's Herz. . .

Wir ſprachen über die Reſultate ſeiner Gaſtſpiele. „Es iſt ein elend Leben!“ — brummte er. — „Da iſt ein Neſt in Sachſen — das ſcheußlichſte Loch auf der deutſchen Karte. Da hat Wilhelm Kunſt an einem Abend für ſeinen Tell ſieben Groſchen als Gaſtſpiel-Antheil erhalten! Was ſagen Sie dazu? Sieben Groſchen!“. . .

Am andern Tage gaben wir den Pariſer Taugenichts. Das Haus war faſt noch ſchlechter beſetzt, als bei unſeren

gewöhnlichen Vorſtellungen . . . Kunſt blickte durch das kleine Loch im Vorhang und fluchte vor ſich hin. . . Seine Maske als General Morin war trefflich; man ſah den Parvenu, deſſen Feldwebel-Manieren ſich unter den Generals-Epauletten nicht verſtecken ließen. In den Scenen mit Louis und deſſen Schweſter ſchlug er wunderſame Töne an, ſo weich, ſo gefühlvoll! In der großen und dankbaren Scene mit der Baronin wußte er ſich jedoch nicht zu mäßigen. Es fehlte eben die Selbſtkritik und die geiſtige Ueberwachung, welche allein im Stande ſind, eine harmoniſch abgeſchloſſene Kunſtleiſtung zu erzeugen. . .

Als der Theaterdiener dem Gaſt den Kaſſenrapport in die Garderobe brachte, warf er den Zettel wüthend auf die Schminke und rief: Grüßen Sie Ihren Direktor und ſagen Sie ihm, daß ich morgen früh abreiſen werde. . ."

Nach Abzug der Tageskoſten war für ihn nichts übrig geblieben.

Bald darauf langte Wilhelm Kunſt wieder in Wien an — — im tiefſten Elend, gebrochen an Körper und Geiſt — — als Bettler an die Thür der alten Kollegen klopfend. . . Noch einige Mal trat er auf — in einer offenen Bretterbude der Vorſtadt Fünfhaus. . .

Ein Augenzeuge dieſes Jammers, der Ungar Kertbeny, ſchreibt darüber:

„Das war ein doppelter Anblick zum Grauen. Die Tage zählten ſchon zu den kühlen und der Wind wirbelte ganze Staubwolken auf, die Couliſſen der offenen Bretterbude krachten und ächzten, die Hälfte der Lichter war durch den Sturm ausgeblaſen. Es dunkelte . . . und dabei ſtand der alte Held auf der Scene und brüllte wie ein Leu die kunterbunteſten Sätze durch einander, nie zur rechten Zeit auf ein Stichwort einfallend. Ich machte, daß ich wieder aus der Bude kam. Aber richtig, ſie hatten ſich trotz alledem auch

hier wieder eingefunden, wie früher im Karltheater — ſeine treuen Freunde, die alten Schauſpieler der Burg und der Vorſtadtbühnen; alle waren ſie da, die eben an dem Tage nicht zu ſpielen hatten, und es ſchien, als kämen ſie ſo getreu mehr ihren Erinnerungen zu Liebe, an die Zeit wehmüthig zurückdenkend, wo ſie ſammt dem alten hinfälligen Zugvogel jung, friſch, fröhlich und thatenluſtig waren. Und dieſe alten Herren ſind ihm dann bis ans Grab treu geblieben. . .

Als ich im Frühjahr 1859 eines Nachmittags die Jägerzeile in Wien hinabging, rief vom erſten Kaffehauſe vor dem Leopoldſtädter Theater her eine ſchwache Stimme meinen Namen. Ich kehrte mich raſch um und ſah an einem Tiſche Wilhelm Kunſt. . . Er ſprach ſehr heiſer und kurzathmig, das Auge gläſern und ſchläfrig, am ganzen Leibe und im Geſicht aufgedunſen, ſchimpfte der einſt ſo berühmte Heldenſpieler auf alle Direktoren von Bühnen erſten Ranges, daß ſie ſein Rieſengenie fürchteten und ihn daher nicht auftreten ließen — und welche Diebe und Betrüger die kleineren Direktoren ſeien! Ich hörte geduldig zu; Mitleid und Grauen überkam mich gegenüber dieſem ſichtbaren Verfall. Und wie iſolirt der Mann war, daß er ſich an das erſte ſchlechtere Kafé ſetzte und nicht an das zweite, wo alle die anderen Schauſpieler zu ſitzen pflegen; als während unſeres Geſpräches Karl Treumann vorüber ging, grüßte dieſer haſtig und ſah nach der anderen Seite. . .“

In einer armſeligen Bretterbude auf dem Pferdemarkt zu Hamburg hat der junge, ſchöne, reichbegabte Wilhelm Kunſt 1816 zuerſt die gefährliche ſchiefe Ebene des Komödiantenlebens betreten — — dreiundvierzig Jahre ſpäter war er wieder in einer elenden Bretterbude angelangt — und zugleich am Ende ſeiner troſtloſen Laufbahn hier unten.

Zwiſchen dieſen beiden bretternen Komödiantenbuden liegt ein langes buntes — von Gott ſo wunderreich geſchmücktes

— — aber von den Dämonen des eigenen Herzens verwüſtetes und fortgeworfenes — — armes verlorenes Menſchenleben!

Nach jener ſkandalöſen Bretterbude der „Arena“ zu Fünfhaus hatte die Erde für Wilhelm Kunſt nur noch ein letztes winziges Bretterhäuschen übrig — den Armenſarg!

In einem armſeligen Kämmerchen der Wiener Joſefſtadt hat Wilhelm Kunſt lange krank gelegen, von dem Mitleid ſeiner alten Kameraden aus beſſeren Zeiten vor dem Hungertode geſchützt ... Dort lag er einſam am 10. November — als Wien — als draußen die Welt Schillers hundertſten Geburtstag mit Jubel feierte ... Ludwig Löwe hatte ihm davon erzählt, — auch: daß in München die große Tragödin Sophie Schröder — noch immer hochgeehrt und gefeiert — in ihrem achtundſiebenzigſten Lebensjahre Schillers „Glocke“ öffentlich ſprechen werde ... und hier lag ihr treuloſer Gatte — — ein vergeſſener ſterbender Bettler ...

Das nagte und fraß — und nagte und fraß — in der todtenſtillen Einſamkeit der dunklen kalten Sterbekammer doch gar zu furchtbar an dem Herzen des alten Komödianten ...

Nein, der Gedanke wollte nicht weichen: Wie anders wär' Dein Sterben, wenn Du den Dämonen Deines Herzens und Deines ſündigen Fleiſches nicht den Sieg über Dich gelaſſen hätteſt! Wie anders wär's heute, wenn Du nicht ſo blind und toll drauf los gelebt — wenn Du mit dem Dir anvertrauten reichen Pfunde treu und redlich gewuchert hätteſt — wenn ein liebevolles Weib und zärtliche Kinder Dir jetzt zur Seite ſäßen und dir die Augen weinend zudrückten und Dein Andenken werth und in Ehren hielten ...

Ja, wie anders!! — Während jetzt ...

Die letzten Gedanken eines ſchuldbeladenen Sterbenden ſind unſäglich qualvoll ...

Auch mir graut vor dem Sterben! —

In der siebenten Nacht nach jenem Schiller- und Sophie Schröder-Jubelfest ist Wilhelm Kunst in Wien einsam gestorben.

Ludwig Löwe und die anderen alten Getreuen gingen hinter dem dürftigen Sarge des todten Kameraden her. Schneeflocken und dürre Blätter umwirbelten sein Grab — — mit der Armen-Nummer 39 . . .

* * *

Wilhelmine Schröder hatte von ihrer genialen Mutter das große dramatische Talent geerbt — aber auch das heiße wildleidenschaftliche Herz mit seinen bösen Dämonen.

Zuerst bin ich Wilhelmine Schröder-Devrient in Berlin begegnet. Sie kam im Dezember 1828 von Dresden, wo sie seit Ostern 1823 als erste dramatische Sängerin engagirt war, zu einem Gastspiel nach der „Hauptstadt der Musik", wie der französische Geigen-Virtuos Boucher Berlin nennt. Sie erschien nach den Triumphen einer Katalani, Henriette Sontag, Nannette Schechner, Sabine Heinefetter, Konstanze Tibaldi — und dennoch hatte sie gleich durch ihre erste Rolle die Berliner im Sturm erobert: Durch Webers Euryanthe. Sie siegte durch ihr großartiges erschütterndes Spiel — durch ihren ergreifenden seelenvollen Gesang — und durch ihre ganze siegende Persönlichkeit, so daß sie gleich nach dem Fallen des Vorhanges am Schlusse des zweiten Akts stürmisch hervorgerufen wurde, was in Berlin noch keine Euryanthe erreicht hatte, obgleich die Schechner durch das reiche Metall ihrer wunderbaren Stimme und die Sontag durch die vollendete Technik ihrer reizenden Gesangskunst sie weit übertrafen. Beide hochberühmten Sängerinnen sangen eben mit ihrer glänzenden Kehle — während Wilhelmine Schröder-Devrient mit ihrer glühenden Seele sang.

Nicht weniger enthusiasmirte die geniale Künstlerin die Berliner in ihrer zweiten Rolle, als Rezia in Webers

„Oberon“ — besonders durch die gewaltige Arie: „Ocean, du Ungeheuer!“ — Man hörte in ihrem Gesange das wilde Rollen und Grollen des tobenden Meeres.

Rellstab schrieb damals: „Madame Devrient hat die Rezia mit einer Tiefe des Gefühls und so reich schaffender Phantasie aufgefaßt, daß sie uns sowohl musikalisch, als dramatisch ganz neue Aufschlüsse über diesen Charakter gegeben hat . . .“

Und wie wußte sie als liebreizendes Schweizermädchen Emmeline zu entzücken!

Auf der Königstädter Bühne sang sie die Titelrolle in Paers komischer Oper: „Sargines, oder der Zögling der Liebe“ und die Anna in Boildieu's „Weißer Dame“ — eine Glanzrolle der Sontag — mit großem Erfolge, was aber die guten witz- und lachlustigen Berliner, die schon so manches pikante Geschichtchen von Wilhelminens heißem leidenschaftlichen Herzen zu erzählen wußten, nicht abhielt, zu glossiren: „Wie? die will ein Zögling der Liebe sein? Die könnte schon ganz gut als Professor der Liebe auftreten!“

Auch persönlich sollte ich der genialen Künstlerin und gefeierten schönen Frau damals schon näher treten. Ihre glühendsten Verehrer gaben ihr ein glänzendes Künstler-Fest mit Musik, Gedichten, Blumen, Lorbeerkränzen und anderen Huldigungen. Ich war aufgefordert, mit mehreren Damen die Honneurs zu machen. Am meisten bewunderte ich bei unserer strahlenden Festeskönigin die Mobilität ihrer bedeutenden Züge, die leuchtenden — lachenden blauen Augen, das wundervolle reiche blonde Haar und den seltenen Verein hoher geistiger Begabung mit lieblich naiver Heiterkeit.

Von allen Seiten bestürmt, etwas zu singen, ließ sie sogleich eine Guitarre kommen und begleitete sich selber das einfache, herzige Alpenlied:

„Auf der Alm bin ich so gerne,
Denke Dein, Du süßes Lieb . . .“

Welch' ein Zauber lag in diesem schlichten Gesange! — Ein warmes liebevolles Menschenherz! Das lockte uns die beglückende Thräne in's Auge. Tief bewegt lauschten alle den süßen, innigen Herzenstönen. Ein stürmisches Dakapo erfüllte Wilhelmine mit lächelndem Danke.

Der lustige Spitzeder verstand es aber prächtig, uns aus der weichen Stimmung zum übermüthigen Festjubel zurückzuführen. Er ließ sich die Guitarre reichen und begann in seiner urkomischen Weise ein klassisches Wiener Straßenlied, voll des blühendsten Unsinns zu singen. Mir sind nur einige Verse in der Erinnerung geblieben:

Mein Madel
Das kocht Knadel,
Die sind groß als wie mein Kopf ...
(leise)
— — Hat kein Wasser in dem Topf!

Dann:

Dort auf der Birkenspitz
Sitzt ein alter Stiegelitz,
Der pfeift in guter Ruh ...
(leise)
— Und hat den Schnabel zu!

Um unser jubelndes Lachen — bis zu Thränen und zum Umfallen — zu verstehen, müßte man das liebe listige Urkomiker-Gesicht Spitzeders dabei sehen. Aber der Münchener Friedhofsrasen deckt es schon seit fast einem halben Jahrhundert ...

Welch ein herzfröhlicher Dezembertag war das 1828! Und Wilhelmine Schröder die heiterste, ausgelassenste von uns Allen ... Heute bin ich wohl nur noch allein übrig, davon zu erzählen.

Wilhelmine war damals grade 24 Jahre alt, und in ihrer Lustigkeit und Lebendigkeit, mit den glühenden Wangen, den blitzenden, meertiefen blauen Augen und dem frischen Blumenkranze in den wogenden üppigen Locken schön und berückend — wie eine Bacchantin.

Sie war nur drei Jahre älter, als ich — aber welch ein buntes wildbewegtes Leben hatte sie schon hinter sich! Ein Leben, durchstürmt und zerrissen von des Herzens Dämonen. Sie war eine geschiedene Frau und Mutter von vier Kindern — und doch kinderlos! Das Gericht hatte die Kinder dem Vater zugesprochen, dem die Mutter die Treue gebrochen!

Schon ihre Kindheit war eine heimat- und ruhelose, wie bei den meisten Komödiantenkindern. Sie erzählt selber:

„Mit meinem vierten Jahre begann für mich die Zeit der „Arbeit“ und ich mußte früh im Leben anfangen, mir mein Brod zu verdienen . . .“

Die Mutter, Sophie Schröder, „leicht empfänglich und von einer Idee hingerissen“, ließ ihr Töchterchen bei einem in Hamburg als Tänzer lebenden Mulatten zur Tänzerin ausbilden. Schon in ihrem neunten Jahre betrat Wilhelmine in einem Pas de châle und in einem englischen Matrosentanz die Hamburger Bühne mit Beifall — „ein Filzhütchen mit blauen Bändern auf dem Kopf und Schuhe mit Holzsohlen an den Füßen. Von diesem ersten Auftreten ist mir nur noch erinnerlich, daß das Publikum dem kleinen gewandten Aeffchen zujauchzte, daß mein Lehrer sehr beglückt war und daß mich mein Vater auf seinen Armen nach Hause trug. Meine Mutter hatte mir vor Beginn des Tanzes, je nachdem ich meine Sache machen würde, eine hübsche Puppe oder Prügel in Aussicht gestellt — und gewiß war es die Angst, die meine kleinen Glieder leicht und gelenkig machte, denn die Schläge meiner Mutter thaten weh . . . Von meinem Schulunterricht wüßte ich nichts zu sagen. Er war jedenfalls sehr mangelhaft, wie ich denn überhaupt bis zu meinem zwölften Jahre zu keinem andern Studium ernsthaft angehalten wurde, als zum Tanz. Aber meine Phantasie war schon damals sehr angeregt . . .

Das Kriegsgetümmel (1813) sollte auf das Schicksal meiner Eltern einen entscheidenden Einfluß haben. Während der Besetzung Hamburgs durch den (russischen) General Tettenborn hatte meine Mutter in dem Gelegenheitsstück „die Russen in Deutschland" eine russische Kokarde vor der Brust getragen. Als darauf Davonst einrückte, verlangte er, daß nun mit der französischen Kokarde gespielt würde. Meine Mutter zögerte lange, diesem Befehl zu gehorchen, und als sie nicht mehr ausweichen konnte, erschien sie — zum Gelächter des ganzen Publikums — mit einer tellergroßen blauweißrothen Kokarde. Sie wurde in Anklagestand versetzt, und sollte als Gefangene nach Frankreich geschleppt werden. Wir mußten flüchten und ich erinnere mich, daß meine größte Sorge war, die Franzosen könnten mir meine Puppe wegnehmen, weshalb ich sie auf's ängstlichste unter meiner Schärpe verbarg . . ."

Die Familie Schröder — Vater, Mutter und vier Kinder — beginnt nun ein ruheloses fahrendes Komödiantenleben, in jenen Kriegstagen doppelt zerfahren Die zehnjährige Wilhelmine und ihre jüngere Schwester Elisabeth müssen in Tanzschuhen schon wacker mit „arbeiten", um das tägliche Brod verdienen zu helfen.

Der Kanonendonner der Schlacht von Hanau vertreibt die armen Komödianten aus Frankfurt a. M. wieder nordwärts. Endlich finden sie in Prag beim Direktor Liebich ein Engagement. Wilhelmine und ihre Schwesterchen müssen im Kinderballet mitwirken. Darüber heißt's später: „Die Rückerinnerung an diese Zeit krampft mir noch heute das Herz zusammen. Wir waren der rohesten Behandlung ausgesetzt, von den schlechtesten Beispielen umgeben und lernten nichts als tanzen und dumme Streiche . . ."

Als Sophie Schröder und ihr Gatte 1815 in Wien am Burgtheater ein Engagement fanden, traten ihre drei kleinen

Töchter in das damals berühmte Horſchelt'ſche Kinderballet ... Die gefährlichſte Lebensſchule für das neugierige Kinderauge und die zarte, ſorgloſe Kinderſeele! Auch die arme junge Wilhelmine hat nicht ungeſtraft unter dieſen Palmen getanzt! — Das Horſchelt'ſche Kinderballet wurde ſpäter wegen grober Unſittlichkeiten polizeilich aufgelöſt. Ein Graf Kaunitz, Sohn des ſybaritiſchen Miniſters der Kaiſerin Maria Thereſia, wäre damals in den „ſchweren Kerker" gekommen, wenn er eben nicht — der vornehme Graf Kaunitz geweſen. Welche Dämonen wuchſen da in dem jungen Herzen der reizenden kleinen Ballettänzerin Wilhelmine Schröder auf! —

Das größte Unglück für die junge wilde Wilhelmine war der frühe Tod ihres liebevollen braven Vaters. Das ſpricht ſie ſelber viel ſpäter in den Worten aus:

„Ich kann nie ohne Rührung daran denken, mit welcher Umſicht, Sorgfalt und Güte ſich der Vater unſerer körperlichen und geiſtigen Pflege annahm. Wie oft bin ich mitten in der Nacht davon erwacht, daß er vor unſere Betten kam, um ſich von unſerem geſunden Schlaf zu überzeugen; und mit welcher milden Feſtigkeit ſuchte er unſere Wildheit zu zügeln, uns an Ordnung und Regelmäßigkeit zu gewöhnen! O wäre mir dieſer Vater nicht zu einer Zeit durch den Tod entriſſen, wo ich ſeiner ſo ſehr bedurfte — wie ganz anders wäre es wohl mit mir geworden! Aber eine liebende Hand ſollte mir nicht den Lebenspfad ebnen, ſondern wie im wilden Strom ſollte ich über Klippen und Abgründe dahinjagen — ob Herz und Seele mir auch brechen wollten, wie die aufſchäumenden Wellen ..."

Welch eine Anklage liegt zwiſchen dieſen Zeilen gegen die eigene Mutter!

Ob ganz mit Unrecht?

Sophie Schröder war damals die gefeierte Sappho des Burgtheaters. Der Phaon ihres Herzens — der beliebte

Wiener Miniaturmaler Daffinger, der ſeine Sappho in ihrem zweiunddreißigſten Lebensjahre, alſo noch bei Lebzeiten Friedrich Schröders, malte.

Wilhelmine bildete ſich bald nach des Vaters Tode unter der Leitung ihrer Mutter für das Schauſpiel aus. Sie war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als Phaon-Daffinger die Entdeckung machte, daß ſie die liebreizendſte Melitta neben dieſer hehren Sappho ſein würde ... Und eines Tages fand Sappho ihren Phaon und die blondlockige, blauäugige Melitta ſehr zärtlich bei einander ... Da gab es eine leidenſchaftliche Scene. Sappho fiel ganz aus der Rolle. Sie ſegnete nicht Phaons und Melitta's Liebe und ſtürzte ſich nicht im edlen Opfermuth in's Meer ... Sie traktirte die Liebenden mit Ohrfeigen ...

So lernte die junge Wilhelmine des Herzens „niederträchtige Leidenſchaft" ſchon früh kennen — durch den Liebhaber ihrer Mutter.

Ja, ihre Jugenderziehung im Hauſe der Mutter hat viel an ihrem Herzen und an ihrem ganzen leidenſchaftdurchſtürmten Leben geſündigt. Dort ſah und hörte ſie ſo Manches, was für ein keuſches Mädchen-Auge und -Ohr nicht taugt. Der böſe Wurm fraß die holde Knospe an, ehe ſie ſich noch zur vollen Blüte entfalten konnte. — —

Am 13. Oktober 1819 betrat Wilhelmine Schröder, welche ſich ſchon früher auf der Stegmeyer'ſchen Liebhaberbühne verſucht hatte, noch nicht ganz fünfzehnjährig, mit ihrer Mutter Phädra zum erſten Mal als Aricia das Wiener Burgtheater. Ihr erſter Kritiker, Kaſtelli, ſchreibt darüber:

„Eine einnehmende körperliche Bildung, eine für ihr Alter bewundernswerthe Beſonnenheit im Spiel, eine reine und verſtändige Deklamation zeugten von der guten Schule, aus der ſie hervorging. Als das Publikum ſie am Schluſſe hervorrief, führte die geehrte Mutter ſie an der Hand vor

und empfahl sie nicht nur der Nachsicht, sondern auch der Strenge des Publikum's . . ."

Mit Beifall spielte Wilhelmine damals auch die Luise Millerin, die Ophelia, die Beatrice in der „Braut von Messina."

Aber die Wiener sollten bald durch ihren blonden Liebling noch mehr überrascht werden. So schreibt der alte genialisch-wunderliche, später im Trunk so traurig verkommene Musikkritiker Kanne:

„Am 20. Januar 1821 war eine neue Erscheinung für das Hofoperntheater am Kärntnerthor: Wilhelmine Schröder als Pamina. Die kluge Mutter hatte das Mädchen früher in keinem Privatzirkel singen lassen; Niemand wußte, daß das Mädchen musikalische Kenntnisse besitze, und so war gleichsam eine Sängerin aus den Wolken herausgefallen. Man wunderte sich daher um so mehr, bei ihr eine ziemlich gebildete Stimme, eine ganz reine Intonation und einen zwar einfachen, von allen Schnörkeleien entfernten, aber sehr angenehmen Vortrag zu finden. Diese Vorzüge, verbunden mit einem Schauspielertalent, wie noch wenige große Sängerinnen bewiesen haben, gewährten einen eigenen Zauber und entzückten die überraschten Zuhörer so sehr, daß das Haus von Beifall widerhallte . . ."

Noch größeren Enthusiasmus weckte sie bald darauf als Emmeline in der „Schweizerfamilie" von Weigl. „Ihr Spiel war meisterhaft — idealisch kann man es nennen — voll Innigkeit, Natur und Wahrheit. Sie sang einfach und herzlich, wie es die Rolle erfordert . . . Das Publikum liebt sie schon."

Sie war in dem einfachen echten derben Schweizerkostüm, das keine Spur von dem damals üblichen Theaterflitter zeigte, „schön wie die Morgenröthe" — und bald trug das ganze weibliche Wien „Emmelinen-Röcke" à la Wilhelmine Schröder.

Als Marie im „Blaubart“ erfüllte sie „durch ihre herzdurchdringenden Töne und Geberden, wirklich dem Innern entquollen, das Publikum mit Mitleid und Schaudern. Sie gab den ganzen Part mit gleicher, ja gegen den Schluß der Oper mit steigender Kraft und leistete im Spiele, besonders in den zwei letzten Akten, von dem Moment ihres Herausstürzens aus dem Schreckensgemache an, bis zum Schlusse so Bedeutendes, daß diese Rolle wohl nicht leicht wahrer und ergreifender irgendwo gegeben werden dürfte . . .“

Und diese Marie war erst sechszehn und ein halbes Jahr alt! Aber sie war kein harmloses Kind mehr. Ein solches würde des Blaubarts Weib nicht so erschütternd zu verkörpern vermocht haben. Sie hatte selber schon vom Baume der Erkenntniß gegessen — sie hatte schon gelebt und geliebet.

Entzückend und berückend wirkte sie bald darauf als Agathe im „Freischütz“: „Eine reizende Blondine von 16 Jahren, verbindet mit einer herrlichen wohlklingenden Stimme das innigste Gefühl im Vortrage und einen seltenen, von der Mutter theils ererbten, theils erlernten Grad von Schauspielkunst!“ — Und Weber, der im nächsten Jahre seine Oper in Wien selber dirigirte, soll schon damals gesagt haben: „Sie ist die erste Agathe der Welt und hat Alles übertroffen, was ich in die Rolle hineingelegt zu haben glaubte.“

Und dann — im November 1822 — schuf Wilhelmine Schröder unter den Augen des armen alten, tauben Beethoven die Rolle seines bis dahin verkannten, ja für unmöglich gehaltenen Fidelio — für die Welt — für die Unsterblichkeit! Ihre dramatische Kraft und die Glut ihres lebensprühenden Herzens wußten des Meisters Töne zu verkörpern, wie weder vor ihr noch nach ihr eine Sängerin. Und unsere Künstlerin hat auch nie in einer andern Rolle reinere Triumphe gefeiert, als in dieser ihrer Meisterschöpfung.

Beethoven saß während der Aufführung seiner Oper im Orchester, tief in seinen Mantel gehüllt, daß nur die glühenden Augen daraus hervorleuchteten. Und er sah seinen Fidelio vor sich, wie er sich dies hehre Weib im Mannesgewande und mit dem großen opferstarken Herzen in seinen melodiedurchrauschten Träumen gedacht hatte. Und nach der Vorstellung ging er auf die Bühne zu seinem Fidelio und sein sonst so finsteres, menschenscheues Auge lächelte und er dankte der jungen Sängerin für ihre Belebung seiner liebsten Tongestalt und er streichelte ihr die Wangen und versprach ihr, eine neue Oper für sie zu komponiren . . . und sie küßte ihm gerührt die Hände . . .

Ein weihevoller, unvergeßlicher Augenblick im Leben unserer Künstlerin! Und was sie sich und dem Meister damals gelobt, hat sie glänzend gehalten: im jubelvollen Triumphe hat sie den Fidelio durch die Welt geführt und ihm selbst in dem spröden England und in dem verneinenden Frankreich bis auf den heutigen Tag einen strahlenden Siegesthron erobert!

Mit dem Fidelio hielt Wilhelmine Schröder im Frühling 1823 ihren siegreichen Einzug in das neue Engagement zu Dresden. Dieser Bühne hat sie volle 24 Jahre als größte Zierde angehört und dort sind wir später auch intimere Kolleginnen geworden.

In Dresden war es aber auch, wo die wilden Dämonen verzehrender Leidenschaften mehr und mehr Gewalt über dies junge heiße zügellose Herz gewannen — — bis dies arme Herz und ein ganzes, so wunderbar reich angelegtes Menschenleben unter ihrem vernichtenden Odem zu Grunde gingen, wie Semele unter dem Flammenkusse Jupiters . . .

Wilhelmine Schröder war 18 Jahre alt und freie Herrin ihrer Person und ihrer 2000 Thaler Jahresgage, als ihr in Dresden der jugendliche Held und Liebhaber Karl Devrient

huldigend nahte. Er war ſchön und vollblühend wie Antinous — kaum fünf Jahre älter als die reizende, von aller Welt vergötterte blonde Sängerin — und er las in ihren Augen der Liebe lodernde Glut ... Sie liebten ſich bald wie die Turteltauben.

Im Juli kamen die Liebenden zu einem glücklichen Gaſtſpiel nach Berlin. Dort, in der Jeruſalemer Kirche, ließen ſie ſich in aller Stille trauen. Dann gaſtirten Beide in Hamburg — und hier ſtand zum erſten Mal der bald weltberühmte Name „Wilhelmine Schröder-Devrient“ auf dem Theaterzettel.

Es war ein wunderſchönes glückliches Paar, das nach Dresden zurückkehrte und in den nächſten Jahren gaſtirend mit einander im eleganten eigenen Wagen die Welt durchzog. Beſonders verſetzten Beide das alte Königsberg im Frühling 1825 in einen wahren Rauſch von Entzücken — von der Bühne herab und im geſelligen Leben. Davon wußten die guten Königsberger noch viel zu erzählen, als ich drei Jahre ſpäter dort gaſtirte, auch im Frühling. Jene Königsberger Tage ſind wohl die glücklichſten im Leben Wilhelminens geweſen.

Sie entzückte, rührte und erſchütterte nicht nur als Agathe, Emmeline, Donna Anna und Leonore-Fidelio — ſondern, um das Glück zu haben, mit dem geliebten Gatten zuſammen ſpielen zu können, trat ſie damals auf Gaſtreiſen auch im Schauſpiel auf. So gab ſie die Prezioſa und Luiſe Millerin — er den idealſten Don Alonſo und den feurigſten Ferdinand von Walter. Die eiferſüchtige Liebe war bei Karl Devrient damals noch ſo groß, daß er ſich eines Abends unter die Statiſten miſchte, um als Jäger ſeine ohnmächtige Euryanthe in eigenen Armen auffangen zu können ... Und nach drei kurzen Jahren? Wo waren da das Glück und die Liebe geblieben? — Die Eiferſucht trat vor Gericht und klagte auf Scheidung wegen ſträflichſten Treubruchs!

Von dem Enthusiasmus, den die glückliche Wilhelmine Schröder-Devrient auf der Königsberger Bühne und im Leben erregte, erzählt ein hübsches Geschichtchen:

Die Künstlerin hielt es nicht unter ihrer Würde, in Holtei's damals beliebter Posse: „Die Wiener in Berlin" die Luise von Schlingen zu spielen und zu singen — entzückend alle alten und jungen Herzen. Kaum hatte sie das eingelegte Lied:

Einmal noch die schöne Gegend
Meiner Heimat möcht' ich sehen ...

unter stürmischem Beifall beendet, — da erhob sich im Parket ein kunstbegeisterter Königsberger und streckte die Hände bittend zur Bühne empor:

„Ach, meine himmlische Madame Devrient, wenn ich doch von diesem reizenden Liedchen eine Abschrift bekommen könnte!"

Und Frau von Schlingen lächelte mit unwiderstehlicher Schalkheit in's Parket hinab:

„Bedaure unendlich, mein verehrter Herr — aber Herr Bäuerle in Wien hat mir das Lied nur zum Singen erlaubt und ich darf keine Abschrift davon geben. Sollten Sie jedoch das Lied von mir da capo verlangen und Papier und Bleistift bei der Hand haben — — so ..."

Ein tausendstimmiger Jubelruf: Da capo! da capo! erschütterte das Haus. Luise von Schlingen wiederholte das Lied — und hundert Hände schrieben es nieder. Am andern Tage sang ganz Königsberg — damals sicher nicht „die Stadt der reinen Vernunft" — auf allen Straßen und in allen Salons: „Einmal noch die schöne Gegend ..."

Von dem unwiderstehlichen Zauber der Künstlerin und der Frau entwirft Fanny Lewald, ein Königsberger Kind, damals vierzehn Jahre alt, in ihren Erinnerungen uns ein reizendes Bild:

. . . „Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Lieblichkeit, entsprachen der idyllischen Rolle (Emmeline) vollkommen; aber schon damals war sie im Besitz großer tragischer Kraft, denn die sanften Klagen Emmelinens, ihr Heimweh, ihre unschuldige Liebessehnsucht wurden in der Darstellung der Devrient so ergreifend, daß das ganze Publikum sich der Thränen nicht erwehren konnte, und Männer und Frauen, denen solche Jugendliebe fernab lag, fanden sich wie verjüngt von dieser Darstellung derselben. Die Arie: „Ich bin so heiter, so fröhlich!“ — wurde in ihrem Munde zur rührendsten Liebesklage, und das schmerzliche Seufzen und der Ton zurückgedrängter Thränen, die aus den Versicherungen ihrer Heiterkeit immer durchklangen, waren tief erschütternd. — Am andern Tage sah ich sie in einer Gesellschaft auf dem Landsitze einer Familie, mit deren Töchtern sie befreundet war. Frauen und Männer umringten sie; wir jungen Mädchen staunten sie aus der Ferne an, geblendet von ihrer Schönheit. Es war heißer Sommer; sie trug ein Kleid von weiß- und rosagestreiftem Taffet, Arme, Hals und Busen entblößt, die Fülle des blonden Haares in Flechten und Puffen um den prachtvollen Kopf gewunden. Einer der anwesenden Herren neckte sie mit dem tiefen Grübchen im Kinn. — „Ja,“ — sagte sie — „das hat Gott der Herr mir selber eingedrückt. Als ich geschaffen war, gab er mir mit dem Finger einen kleinen Stoß und sprach: Nun geh! nun bist du fertig! — Davon ist das Grübchen mir geblieben!“ — Sie erzählte das ganz reizend, und als sie sich dann später am Abend von den Rosen, die man ihr gepflückt hatte, ein paar Zweige vor die Brust und in das blonde Haar steckte, sah sie so schön aus, daß ich mich ihrer Worte lebhaft erinnerte, als ich zwanzig Jahre nachher die Vennsbilder Tizians in der Tribune zu Florenz zuerst erblickte. Nicht, daß die Bilder ihr ähnlich gewesen

wären, aber es war dieſelbe üppige Pracht jugendlicher Weibesſchöne . . .“

Auch mein alter Jugendgenoſſe Friedrich Tietz, der damals in Königsberg ſtudirte und mich ſpäter in Berlin mit Königsberger Marzipan verehrte, erzählt von dem Zauber, den Wilhelmine nicht nur auf's Ohr, ſondern faſt noch mehr auf's entzückte Auge ausübte. Er ſah ſie mit ihrem Gatten ſchon im Reiſewagen — „ein Menſchenpaar, das der liebe Gott in ſeiner roſigſten Laune geſchaffen zu haben ſchien. Er, ein ſchöner Mann mit ſcharfgeſchnittenen geiſtreichen Zügen — ſie, eine neunzehnjährige Blondine, zartduftenden, engelhaften Angeſichts . . . Sie trat als Emmeline auf, in welcher Partie der echt deutſche Geſang der jungen Frau ſeltſam rührende Wirkung übte, ihre Perſönlichkeit aber in wirklich zauberiſcher Weiſe den Eindruck erhöhte. Als im dritten Akt ſich das Fenſter der Hütte öffnete und die Sängerin, das mädchenhafte Antlitz von den blonden Haarflechten umwallt, die Hände gefaltet, das feuchtglänzende Auge zum Himmel emporgerichtet, knieend zum Morgengebet, erſchien — brach das Publikum, frappirt von dieſem lieblichen Madonnenbilde, im Rahmen des grün umrankten Fenſters, in einen kaum endenden Jubel aus, der den Beginn des Geſangsſtückes lange verzögerte . . .“

Und — kaum drei Jahre ſpäter! Eine neue dämoniſche Leidenſchaft hatte das unſelige wilde Herz Wilhelminens ergriffen — und Karl Devrient klagte gegen ſeine Gattin die Mutter ſeiner vier Kinder — auf Scheidung wegen Ehebruch! Das Gericht ſprach die Scheidung aus und erklärte die Gattin für den ſchuldigen Theil und nahm ihr das Recht der Erziehung ihrer Kinder . . .

Das ſchmetterte das Mutterherz doch furchtbar nieder — und aus jenen Tagen wird das Wort Wilhelminens erzählt:

„Wäre ich katholisch, so flüchtete ich mich in ein Kloster!“

Da sie aber nicht katholisch war, so flüchtete sie sich in die Arme der Liebe, um sich zu betäuben und ihre innere Zerrissenheit und trostlose Oede des Herzens wenigstens auf Augenblicke zu vergessen ... Und wenn die eine Liebe abgenutzt war, griff sie in dürstender Hast nach einer andern ... Immer zügelloser wurde in ihrem Herzen die Herrschaft der Dämonen — — aber auch immer dämonischer wirkte und siegte die große Künstlerin. Ihr ganzes Leben wurde ein fieberhaftes Jagen von Rausch zu Rausch — von Triumph zu Triumph ... Und dabei war sie noch sechs Jahre lang mit ihrem geschiedenen Gatten gleichzeitig an der Dresdener Bühne engagirt! Welche bitteren Begegnungen! Welche Situationen! Welche neuen Aufregungen täglich! Karl Devrient war der Großmüthige und — ging.

Auf ihrer ersten Gastspielreise nach Paris durfte die Künstlerin im April 1830 in Weimar dem achtzigjährigen Goethe seinen Erlkönig in der Schubert'schen Komposition vorsingen. Der Dichter war von diesem hochdramatischen lebensvollen Gesange so bewegt, daß er der Sängerin schönen Kopf in beide Hände nahm und sie auf die Stirn küßte und sagte: „Haben Sie tausend Dank für diese großartige künstlerische Leistung! Ich habe diese Komposition früher einmal gehört, wo sie mir garnicht zusagen wollte, aber so vorgetragen gestaltet sich das Ganze zu einem sichtbaren Bilde!“

In Paris wurde Wilhelmine Schröder-Devrient gleich nach ihrem ersten Auftreten die Löwin des Tages — und die Königin der Herzen. Sie war die erste Künstlerin überhaupt, die auf einer Pariser Bühne mit Blumen überschüttet wurde — und um ihre Gunst stritten sich die berühmtesten Helden der Zwischenakte — im Bois de Boulogne mit Säbeln und Pistolen. Von den Liebesaventüren der schönen deutschen Sängerin wußte man auf den Boulevards bald so

pikante Geſchichten zu erzählen, daß ein literariſcher Fabrikant Stoff genug fand, die „Geheimen Memoiren der Mad. Schröder-Devrient“ zu ſchreiben und zu veröffentlichen.

Aber ſie erwarb ſich auch das Verdienſt: Frankreich für Beethovens einzige Oper erobert zu haben. Ihre wunderbare Schöpfung begeiſterte die Pariſer Kritik zu dem Wort:

„Seht dieſe Frau, die der Himmel eigens dazu gemacht zu haben ſcheint, Beethovens Fidelio zu ſein. Sie ſingt nicht, wie andere Künſtler ſingen; ſie ſpricht nicht, wie wir es gewohnt ſind; ihr Spiel iſt den Regeln der Kunſt durchaus nicht conform — es iſt, als wüßte ſie gar nicht, daß ſie auf einer Bühne ſteht. Sie ſingt mit der Seele noch mehr, als mit der Stimme; ihre Töne entquellen mehr dem Herzen, als der Kehle; ſie vergißt das Publikum, ſie vergißt ſich ſelbſt, um ganz in dem Weſen aufzugehen, das ſie darſtellt ... Das erſchütternde Spiel, der Zauber der Stimme, die Feuerſeele der Madame Devrient haben ihre ganze Magie entfaltet ... Die koſtbaren Eigenſchaften dieſer Sängerin ſind ein Geſchenk der Natur. Fidelio ruft den Antheil an ſeinen Leiden und Freuden nicht dadurch hervor, daß er zu den Handwerkskunſtgriffen ſeine Zuflucht nimmt. Die dramatiſche Aktion der Mad. Devrient harmonirt ſo gut mit ihrer Wort- und Tonſprache, ſie ſpielt mit einer ſolchen Uebereinſtimmung von Geberde und Stimme, daß man dieſen beiden Mächten, zu denen noch der Zauber ihrer Perſönlichkeit hinzutritt, zu widerſtehen außer Stande iſt. Dies Talent iſt erhaben und die Wirkung, die es erzielt hat, unermeßlich, das Schweigen des tiefergriffenen Publikums, die Thränen, die alle Augen netzten, ſind zuverläſſigere Bürgſchaften ihres neuen Erfolges, als die Bouquets, Kronen und Bravos, welche dieſen Triumph begleiteten ...“

Und übers Jahr, im Mai hielten „Beethoven, Fidelio und Madame Devrient in der ganzen Fülle ihres Ruhmes

und ihrer Schönheit“ wieder ihren ſiegreichen Einzug in die Herzen der Pariſer. Die blonde deutſche Sängerin wurde womöglich noch enthuſiaſtiſcher aufgenommen, als das erſte Mal. Man verſuchte ſogar, ſie dauernd an die Große Oper zu feſſeln. Sie war aber klug genug, auf dieſe Ehre zu verzichten. Dagegen trat ſie in den beiden nächſten Wintern in der italieniſchen Oper zu Paris neben einer Malibran, Paſta, Karadori und Tadolini — und neben einem Rubini, Nicolini, Bordogni, Lablache, Santini und Graziani mit Ehren auf.

Im „Othello“ ſang die Malibran zu ihrem Benefice die ſchwarze Titelrolle — Wilhelmine die Desdemona. Beim letzten Niederfallen des Vorhanges kam es zu einer heiteren Scene. Othello hat ſeine Desdemona erwürgt und ſich dann ſelber erſtochen — achtlos, daß beide Leichen zu nah den Lampen niedergefallen ſind. Als nun der ſchwere Vorhang langſam niederrauſcht, bemerkt die todte Desdemona durch die blinzelnden Wimpern zu ihrem Schrecken, daß er in der nächſten Sekunde unfehlbar ihren Kopf zerſchmettern müſſe . . . Da ſpringt ſie ſchnell entſchloſſen auf, macht dem Publikum eine tragi-komiſche Entſchuldigungsgeſte und zupft den todten Othello am Aermel, als frage ſie: „Bruder Jacob ſchläfſt Du?“ — bis auch dieſer von den Todten auferſtanden und der Vorhang unter großer allgemeiner Heiterkeit gefallen iſt.

Im Mai 1832 trat Wilhelmine Schröder-Devrient zum erſten Mal bei einer deutſchen Operngeſellſchaft in London auf — als Fidelio. Mit welchem glänzenden Erfolg — das ſagt am beſten die engliſche Kritik:

„Die Senſation, die „Fidelio“ 1832 machte, iſt unvergeßlich. Die Italiener, deren Truppe in dieſem Jahre nicht ſtark war, wurden von den Deutſchen redlich aus dem Felde geſchlagen. Jedermann fühlte es, daß die intenſive muſikaliſche Kraft von Beethovens Oper, in der Hauptrolle

von einer Sängerin interpretirt, wie eine ähnliche nie zuvor in England erschienen, eine überraschende Neuigkeit war."

Mein Jugendfreund Moscheles, der damals in London lebte, nennt diesen Fidelio „unübertrefflich, und das Publikum den ganzen Abend so enthusiasmirt, daß es die Ouvertüre, den Canon, den Chor der Gefangenen und zuletzt sogar, als die Sänger gerufen und schon wieder abgetreten waren, noch das ganze Finale wiederholen ließ . . ."

Kaum geringeren Enthusiasmus erweckte Wilhelmine bei den kalten Engländern durch ihre Lady Macbeth in Chelards Oper. Man stellte sie der gespielten Lady Macbeth der großen englischen Tragödin, Mrs. Kemble-Siddons, ebenbürtig an die Seite.

So heißt es in einer Kritik:

„Man konnte sie nicht ansehen, ohne sogleich an das Ideal erinnert zu werden, welches Mrs. Siddons von diesem „großen satanischen Charakter" geschaffen haben soll . . . . Mit einer verführerischen und würdevollen Grazie des Benehmens verband sie einen unheilverkündenden Blick, einen bösen, tiefdurchdringenden Ausdruck der Augen, der um so furchtbarer wirkte, als er mit jenen Farben und Formen, welche wir als Symbole der Unschuld und zarten Empfindung zu deuten gewohnt sind, so arg contrastirte. Das, was in dem Ausdruck „der weiße Teufel" die Haut schaudern macht, sprach aus jedem Gesichtszuge der Mad. Schröder-Devrient, aus ihrem honigsüßen und demuthsvollen Lächeln, wenn sie den zum Tode bestimmten König bewillkommnete, — aus der Mischung von Grausamkeit und schmeichlerischer Liebkosung, die sie in die Ermordungsscene zu legen wußte — aus dem gräßlichen Selbstgespräch der Seele, die da wacht, während der Körper schläft . . . Sie war eine von den Visionen, über welche junge Männer in Wahnsinn und alte in Schwärmerei zu verfallen fähig sind . . ."

So sehr unsere Künstlerin nun auch mit ihren Erfolgen auf der englischen Bühne zufrieden sein konnte — (ihr Fidelio hatte ihr den Ehrentitel „Thränenkönigin“ gebracht!) — so empört war sie, der in Deutschland Fürsten huldigten, über ihre Stellung in der exclusiven englischen Gesellschaft. Sie wurde zwar in die vornehmsten Salons eingeladen — aber als bezahlte Sängerin, und so auch behandelt. Zu bewundern ist nur, daß eine Schröder-Devrient sich das gefallen ließ, — daß sie überhaupt kam. Sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihrem Groll gegen die vornehme englische Gesellschaft Luft zu machen. So in Moscheles' Hause, wo damals auch Felix Mendelssohn, Meyerbeer und Hauser musicirten; dort sang sie nach Herzenslust und sagte:

„Ach, Kinder, für Euch singe ich gern, aber denkt Euch eine steife englische Soiree, wo ich stockstill stehen muß und die Ladies mich darauf ansehen, wie ich mich benehme; das quetscht mir die Kehle zu, die Konduktors akkompagniren auch nicht immer, wie ich will; genug, ich fühle mich nicht frei, wie bei Euch.“

Bei Moscheles war sie um so lebhafter. So ergriff sie einst bei Tisch, indem sie erzählt, wie Romeo sein Schwert zückt, das Tischmesser und stieß es mit so heftiger Geberde gegen ihren Nachbar, den Tenoristen Haizinger — daß der englische Diener zu allgemeiner Belustigung sein Entsetzen nicht verbergen konnte. — —

Nach achtjähriger Trennung sollte auch ich Wilhelmine Schröder wiedersehen. Mein „glänzendes Stilleben“ als Gräfin Montgomery in England und in Paris, ein dreijähriges Engagement in Petersburg und eine größere Kunstreise durch Deutschland und Oesterreich-Ungarn lagen dazwischen. Als ich im Frühjahr 1836 mein letztes und längstes Engagement in Dresden antrat, dessen größte und berühmteste Künstlerin noch immer die Schröder-Devrient

war, hatte dieſe kurz vorher einen fünfvierteljährigen Urlaub zu Kunſtreiſen angetreten.

Im Winter 1836 kam Hermann Michaelſon aus Breslau nach Dresden, um mich im Auftrage des Direktors Auguſt Haake für ein größeres Gaſtſpiel im Frühjahr zu gewinnen. Die Bedingungen waren ungewöhnlich anſtändig, das vorgeſchlagene Repertoire mir ſehr angenehm. Ich hatte nicht erſt nöthig, neben beliebten Luſtſpielen auch klaſſiſche Stücke zu verlangen, wie gewöhnlich bei Stadttheatern. Maria Stuart, Emilia Galotti, Romeo und Julia u. a. wurden mir angeboten und eine würdige Beſetzung garantirt. Auguſt Haake hatte ich bei ſeinem Gaſtſpiel in Berlin ſelber als denkenden Schauſpieler der alten Schule kennen gelernt. Als Regiſſeur und Direktor hatte er ſich längſt den beſten Ruf in der Theaterwelt erworben. Mit Freuden unterſchrieb ich den auch pekuniär günſtigen Kontrakt.

An einem ſonnigen Frühlingstage, am 23. April 1836 fuhr ich mit der Mutter in die alte behäbige Stadt an der Oder ein. Die wunderſchönen Alleen der berühmten Promenaden rings um Breslau ſchimmerten im erſten friſchen Grün. Himmel, welche thurmhohen Häuſer und welche wunderlichen Wahrzeichen an ſo vielen: Löwen und Lämmer, Bären und Hennen, Roſſe und Hunde. Daß in Breslau „alle Welt 4—5 Treppen hoch wohnt“, hatte ich in Dresden ſchon gehört. Bald ſollten meine Füße es beim Viſitenmachen ſelber erfahren. Und immer mußte ich mich fragen: Wer wohnt denn nur im erſten — zweiten — dritten Stock?

Freundlich nahm die ſtattliche „Goldene Gans“ uns unter ihre Flügel auf. Der elegante und liebenswürdige Regiſſeur Baron Perglaß erwartete uns, hieß uns im Namen des Direktors und der Kollegen willkommen und geleitete uns in die beſtellten Zimmer. Während wir die

Treppe hinaufſtiegen, ſang eine wunderſchöne, warme Herzensſtimme über uns mit hinreißender Leidenſchaft:

Die Sonne dünkt mich hier ſo kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was ſie reden leerer Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.
Wo biſt Du mein gelobtes Land?
Geſucht — geahnt — und nie gekannt?
Das Land, das Land ſo hoffnungsgrün, .
Das Land, wo meine Roſen blühn,
Wo meine Träume wandeln gehn.
Wo meine Todten auferſtehn,
Das Land, das meine Sprache ſpricht,
O Land, wo biſt Du?
Ich wandle ſtill, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?
Im Geiſterhauch tönt's mir zurück:
Dort wo Du nicht biſt — dort iſt das Glück!

Es war eine ſeelenvolle Stimme und eine Gluth des Vortrags, die mir das Herz bewegten und das Waſſer in die Augen trieben. Während die Mutter und Baron Perglaß vorangingen, blieb ich auf jeder Treppenſtufe lauſchend ſtehn. So hatte ich nie ſingen hören ... Und doch kam mir die Stimme ſo bekannt vor ... Plötzlich, als Schubert's „Wanderer" zu Ende, klang mir, wie aus weiter Ferne, ein anderes Lied — ein einfacher Alpenſang durch die Seele:

Auf der Alm' bin ich ſo gerne,
Denke Dein, Du ſüßes Lieb ...

Erinnerungsfröhlich! Und dies Lied hatte dieſelbe Stimme geſungen — vor acht Jahren in Berlin. Aber dieſe Stimme klang damals anders — kindlicher. Ach, welche Stürme waren inzwiſchen über dies ſingende Herz hinweggezogen! — Die Sängerin war Wilhelmine Schröder-Devrient.

Baron Perglaß erzählte, daß die geniale Künſtlerin bereits am Anfange des Monats in Breslau angelangt ſei, aber vierzehn Tage lang bei einer befreundeten Familie auf

dem Lande von ihrer großen Kunstreise und ihren berauschenden Triumphen ausgeruht habe. Viermal war sie jetzt als Norma, Romeo und Fidelio unter immer steigendem Enthusiasmus aufgetreten, bei doppelten Preisen und stets ausverkauftem Hause ... Ich muß gestehen, daß mir bei diesen — guten Nachrichten das Herz doch ein wenig beklommen wurde, obgleich ich Wilhelmine Schröder in Berlin herzlich lieb gewonnen hatte und Künstler- oder gar Brotneid nie zu meinen Charakter-Schatten gehörten. Aber, wenn die Breslauer ihren Enthusiasmus und ihre — Silberlinge für die Schröder-Devrient verpufften, was blieb da von beiden für Karoline Bauer übrig? Und ich hatte doch auch davon geträumt, ein wenig grünen und goldenen Lorbeer in Breslau zu ernten. Denn ohne solch einen Traum bleibt man fein stille und sicher bei den Penaten seiner fest gezimmerten Bühne, besonders, wenn man noch durch einen mehrjährigen Kontrakt im Engagement gebunden und gesichert ist. Eine Fahrt von Dresden nach Breslau war damals eben noch eine langsame, anstrengende und kostspielige Wagenreise. Und jetzt vielleicht gar umsonst unternommen, denn welches theaterglühende Herz und welches kunstschwärmende Portemonaie ist stark und schwach genug, sich heute für Fidelio und morgen für Maria Stuart zu begeistern und zu — ruiniren?

Baron Perglaß, der feine und gewandte Weltmann, mochte wohl dergleichen trübselige Betrachtungen unter meinen derangirten Reiselocken ahnen, denn er warf so hin: Celebritäten der Oper und des Schauspiels sind in der Gunst des Publikums keine gefährlichen Rivalen. Das werden Sie morgen bei Ihrem ersten Auftreten als Donna Diana erfahren. Sämmtliche Logen und Sperrsitze zu der Vorstellung sind bereits ausverkauft und die andereren Plätze werden für unser Sonntagspublikum nicht ausreichen.

Das gab mir meine Haltung wieder. Hatte meine Donna Diana doch überall gesiegt!

Kaum hatte Baron Perglaß uns verlassen, so stürmte der gute alte Theaterdirektor Voigt aus Posen in unser Zimmer, in höchster Aufregung und mit hochrothem Kopfe. Ich hatte schon zwei Mal bei ihm in Posen gastirt und seiner gewöhnlich etwas schwindsüchtigen Kasse goldenes Glück gebracht. Der Gute hatte mich dafür zärtlich in sein ehrliches und ungefährliches Direktor-Herze geschlossen und es sich als höchste Gunst erbeten, mich bei meinem Vornamen nennen zu dürfen. Lachend hatte ich zugestimmt, da der wackere Alte mir wahrhaft ergeben war. Vogt war etwas kurzathmig, sprach in kurzen Sätzen und betonte dabei jede erste Silbe eines neuen Athemansatzes. Jetzt kamen die Breslauer Treppen und seine Aufregung dazu, so daß er förmlich keuchte: „Liebe Karoline — kommen Sie mit mir nach Posen — packen Sie lieber gar nicht aus — Ihr guter Genius führte mich nach Breslau — hier erwarten Sie die heißesten Bretter — vierfach ist Ihnen eingeheizt — erstens hat die Schröder-Devrient allen Beifall weggenommen — zweitens alle Kassen erschöpft — drittens ist Ihre Spielweise hier neu — Sie spielen zu einfach, wahr — Breslau will frappirt, geblendet sein — viertens warten auf Sie hier Kabalen — Anhänger der Frau Dessoir wollen Sie um keinen Preis aufkommen lassen — liebe Karoline — wenn Sie ausgepfiffen würden — ausgepfiffen Karoline, — denken Sie, Frau Rittmeisterin — ich zittere schon bei dem Gedanken daran — setzen Sie sich der Gefahr nicht aus — liebe Karoline — kommen Sie mit mir nach Posen — dort weiß man Sie zu schätzen — uff! ich kann nicht mehr!“ — und schier athemlos, das rothe Gesicht mit einem großen blauen Schnupftuch betupfend, sank der Eifrige auf einen Stuhl.

Obgleich der gute Voigt in seiner Aufregung gar zu komisch aussah, so war mir doch alles Andere näher, als mein sonst so schnell fertiges Lachen. Erregt sagte ich: „Wie, Verehrter? Sie rathen mir, feige den Kampfplatz zu fliehen, ohne ihn nur betreten zu haben? Meine Gegner sollen triumphiren, ohne daß ich auch nur versucht hätte, eine Lanze zu brechen? Und Sie rathen mir das und wollen mein Freund sein! La garde meurt et ne se rend pas! Ich will, ich muß — und ich werde in Breslau spielen, wenigstens einen Cyklus von sechs Rollen. Und wenn ich mir dann nicht auch auf Breslau's Brettern einen ehrenvollen Platz erobert habe — dann —"

„Dann theure Karoline — kommen Sie nach Posen — zu Ihren alten theuren Freunden?"

Da mußte ich doch lachen: „Also aus dem Loche pfeift das Füchslein? Brennt's denn schon wieder mal so furchtbar in der Posener Theaterkasse, daß nur die Lina löschen kann? Und dieser Brand hat am Ende gar ein wenig geholfen, für mich die Breslauer Bretter so glühend heiß zu machen? ... Daß Sie aber auch der Mutter einen so großen Schreck einjagten ..."

„Karoline!" — rief der ehrliche Mann entsetzt aus und schnellte vom Stuhl empor, wie von der Tarantel gestochen — „liebe Karoline — wie verkennen Sie mein Herz — nur an Sie dachte ich — innerste Ueberzeugung sprach aus mir — möchte Alles gut gehn — Niemand soll's mehr freuen — als Ihren treuesten Verehrer — Muth also, theure Karoline — morgen nach der Vorstellung — frage ich wieder an — jetzt will ich für Sie arbeiten, wühlen — liebe Karoline ..." Und noch echauffirter, als er gekommen, stürzte Vogt davon.

Kaum hatten die Mutter und ich uns von der neuen Alteration ein wenig erholt, eifrig mit dem Auspacken und

Einräumen beschäftigt, so wurde mir ein zierliches Briefchen überbracht, mit dem Bemerken: der Bediente wartet auf Antwort. Neugierig brach ich das Siegel — damals kannte man noch keine Klebe-Konverts. — Wer mochte mir schreiben? Ich war ja in Breslau ganz unbekannt. Freudig las ich in großen, klaren sicheren Schriftzügen: „Wie hübsch, daß ich meiner werthen Dresdener Kollegin, die ich dort im Engagement noch nicht begrüßen durfte und die mir eine liebe Erinnerung aus Berlin ist, hier in Breslau begegne. Wie viele Jahre sind inzwischen vorübergerauscht, seit der gute lustige Spitzeder uns damals seine närrischen Wiener Schnadahupfel sang — und wie viel haben wir beide erlebt! Können wir uns nicht heute noch sehen? Es erwartet Sie mit Ungeduld

Ihre

Wilhelmine Schröder-Devrient".

Kann eine Kollegin liebenswürdiger entgegenkommen?

Ich ließ sagen, daß ich dem Diener in zwei Minuten folgen würde. Als ich die Treppe hinaufstieg, stand dort oben eine wunderschöne Frau, die vollen, weichen Formen durch ein knapp anliegendes Kleid von kornblumenblauer Seide gehoben, den energisch-klassischen Kopf von goldschimmernden Locken umwallt. Sie nickte graziös, lächelte schelmisch und sang mit halber Stimme in reizender Drollerie, den armen lustigen Spitzeder — — der inzwischen auf dem Münchener Friedhofe längst ein stiller Mann geworden war, — kopirend:

Dort auf der Birkenspitz
Sitzt ein alter Stiegelitz,
Der pfeift in guter Ruh . . .
(Pause, dann leise)
— — Und hat den Schnabel zu.

Herzlich umarmte die liebenswürdige Kollegin mich und zog mich ins Zimmer.

Wilhelmine erſchien mir in Breslau womöglich noch ſchöner, ihre geiſtbelebten Züge noch bedeutender, ausdrucksvoller, als in Berlin. Damals trug ſie innerlich doch ſchwerer an jenem böſen Scheidungsprozeß und an dem Verluſt ihrer vier Kinder, die vom Gericht dem Vater zugeſprochen waren, als ſie der Welt eingeſtehen wollte. Jetzt ſprühten ihre magiſch anziehenden Augen ungetrübte Lebensluſt. Sie erzählte ſehr heiter von ihrer großen Kunſtreiſe und ihren jüngſten Triumphen in Leipzig, Braunſchweig, Hannover, Nürnberg, Brünn, Wien, Peſt, München, Augsburg ... und jetzt ſchon zum zweiten Mal in Breslau. Und ſie erzählte mit kindlichem Entzücken von dieſen Triumphen und dem Enthuſiasmus der Breslauer für ihren Romeo — Fidelio — ihre Frau Blaubart und Emmeline in der „Schweizerfamilie ...“

Da fielen mir alle Geſpenſter meines getreuen Ritters und Direktors aus Poſen ein und die eigenen böſen Viſionen von leeren Häuſern und kühlen Herzen und ſtummen Mündern und Händen — und ich ſeufzte ſo recht ehrlich: „Wie wird es da meinem armen Gaſtſpiel neben dem Ihrigen ergehen?“

„Ich fürchte, nicht gut!“ — ſagte ſie raſch, mit offenem Lächeln. „Dies Mal, liebe Kollegin, habe ich Ihnen die Breslauer weggekapert; ſie haben ſchon gehörig bluten müſſen. Als ich im vorigen Sommer hier ſang, gab es während des Wollmarktes vierfache Preiſe. Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt. Ein ander Mal nehmen Sie Revanche, und ich will fein geduldig dabei ſtehen und Bravo rufen ... Doch“ — fuhr ſie mit gutmüthigem Lachen fort, als ſie mein ernſter gewordenes Geſicht bemerkte: — „ich habe nur noch ſieben Mal zu ſingen, dann ſind Sie mich los und haben hier das Feld allein!“

Ihre Aufrichtigkeit frappirte mich zuerſt nicht wenig — nahm mich dann aber um ſo unwiderſtehlicher für die ſeltene

Frau gefangen. Ich ſollte auch ſpäter, als ich in Dresden freundliche Jahre mit der Künſtlerin an derſelben Bühne wirkte und ihr näher und näher trat, die ungewöhnliche Erfahrung machen, daß Wilhelmine Schröder-Devrient nie unwahr wurde, nie heuchelte und ſchmeichelte. Selbſt wenn ſie ſich ganz klar bewußt war, wie ſehr ihr die Wahrheit ſchaden werde und müſſe, konnte ſie ſich nicht entſchließen, gegen ihre Ueberzeugung zu ſprechen. Und dieſe ſeltene Charaktertüchtigkeit erwarb und erhielt der Künſtlerin und Frau bis an ihren Tod viele ergebene Freunde, die ihr treu blieben, ſelbſt wenn ſie die Handlungen der Leidenſchaft nicht immer billigen konnten.

Als ich ſah, daß im Salon Vorbereitungen zum Abendbrot getroffen wurden, erhob ich mich. Da trat ziemlich familiär ein Offizier ins Zimmer — ein hübſcher brünetter Mann. Unbefangen ſtellte Wilhelmine den Freund vor und ſagte: Hr. v. R. will die Güte haben, mir beim Souper Geſellſchaft zu leiſten . . . Alſo trotz alledem, liebe Collegin, hier in Breslau und ſpäter in Dresden auf gute Kameradſchaft!“

Dieſer ſoupirende Verehrer ſollte noch tiefe Schlagſchatten in das ſo glänzend begonnene Gaſtſpiel der genialen Sängerin werfen. Die Breslauer Jugend, beſonders Bruder Studio, der geborne geharniſchte Rival anbetender ſäbelraſſelnder Lieutenants, nahm es der vergötterten ſchönen Frau übel, daß ſie nie ohne dieſen Schatten in zweierlei Tuch ſich zeigte und für die jugendmoſtigſte Verehrung keine Augen, kein Lächeln übrig hatte.

Die Morgenprobe zur „Donna Diana“ machte mir Muth für den Abend. Dies feinſte und graziöſeſte aller Luſtſpiele war vortrefflich einſtudirt und ging wie am Schnürchen. Ludwig Deſſoir war kein ſonderlich ſchöner, aber ein geiſtvoller Don Ceſar, der auf jede Nuance im Spiel und Ton

der Donna Diana — nach meiner Auffassung der schwierigen Rolle — bereitwillig einging und sie glücklich erwiderte. Baron Perglaß gab den Perin mit Humor und Grazie und eleganter Volubilität der Zunge, so daß wir die Scenen à trois im schnellsten Tempo nehmen konnten, zum Vortheil des mobilen, temperamentreichen Stücks. Er war ein echter „Fisch ohne Flossen". Wir spielten förmlich mit den glänzenden Witzfunken Don Augustin Moreto's Fangeball. Das mußte am Abend auch im Publikum zünden. — Direktor Haake leitete die Probe mit kritischem Blick, Ernst und Energie, so daß ich ihm aus vollster Ueberzeugung sagen konnte: dies gewissenhafte Zusammenwirken erinnere mich lebhaft an die Proben auf der Berliner Hofbühne — zur Zeit des Grafen Brühl, Ludwig Devrients, Pius Alexander und Amalia Wolffs.

Am Abend klopfte mir das Herz nicht wenig, als ich aus der Garderobe auf die Bühne trat. Mußte doch das erste Auftreten entscheidend sein für mein ganzes Gastspiel in Breslau. Zum Ueberfluß keuchte auch noch mein getreuer Unglücksrabe Vogt aus der Coulisse heran: „Liebe Karoline — das muß ich Ihnen doch noch sagen — damit Sie vorbereitet sind — verlieren Sie ja nicht die Fassung — wenn keine Hand sich zu Ihrem Empfange rührt — scharfe Kritik erwartet Sie — alle Tonangeber sind versammelt — August Kahlert, Epstein, Braniß, Mosevius, Hilscher — schon wird lebhaft für und gegen Sie debattirt — ich werde bei den schärfsten Federn Posto fassen — Muth, liebe Karoline, sonst ist Alles verloren — ach, wären wir doch sicher in Posen — nach der Vorstellung frage ich wieder an — ob Sie morgen mit mir abreisen werden — wie mir das Herz klopft — liebe Karoline . . ."

Er meinte es so gut, der ehrliche alte Vogt. Aber war dies Muthzusprechen wohl geeignet, mir Muth zu machen? Eher das Gegentheil. Dazu kam der Gedanke an die arme

Mutter, die ſorgenvoll einſam im Konverſationszimmer des Theaters ſaß, weil ſie nicht das Herz hatte, meinem erſten Auftreten und dem Breslauer Empfange — oder richtiger: Nicht-Empfange mit eigenen ſehenden Augen und hörenden Ohren beizuwohnen. Ich ſtand wirklich in recht unbehaglicher Stimmung hinter den Couliſſen, während die erſten Scenen zwiſchen Don Ceſar, Don Louis, Don Gaſton, Don Diego und Perin vor mir abgeſpielt wurden, ſpurlos an mir und am Publikum vorübergehend.

Aber war dies nicht die rechte Kampfesſtimmung einer ſtolzen, männerfeindlichen Donna Diana?

Und ich erſchien zum erſten Mal vor den Breslauern auf der Bühne ... Todtenſtille! Eiſeskälte! im ganzen dichtgefüllten Hauſe. Das war mir noch nicht paſſirt. Und ich fühlte mit dem untrüglichen Bühneninſtinkt, den ein langjähriges Beſchreiten der Bretter gibt: Du haſt Gegner im Hauſe! Man hat und iſt gegen Dich voreingenommen!

Merkwürdig! Mir ſank das Herz nicht. Es bäumte ſich ſtolz auf: Wollt Ihr Kampf? Donna Diana iſt gerüſtet! Und kühl, vornehm, als bemerkte ich die froſtige Temperatur im Hauſe gar nicht, ſagte ich: „Lies weiter, Laura!“ — Ich ahnte, wie dort unten das Queckſilber noch einige Grad unter den Gefrierpunkt ſank ... Erſt bei meiner großen Rede zu den Freiern:

„Verbergen will ich Euch nicht meinen Sinn,
Und was, tief im Gemüth, ich feſt bewahre ...“

fühlte ich es wie lauen Frühlingswind durch das alte Haus wehen, das für mich in jenen Minuten nicht umſonſt „Zur kalten Aſche“ hieß. Die ſtarren Augen und Herzen begannen zuſehends zu ſchmelzen und die froſtigen Zungen und Hände thauten mählich auf.

In ganz eigener Kampfesſtimmung ſchmückte ich mich zur Ball- und Gartenſcene. Galt es doch nicht allein, Don Ceſar

zu beſiegen — auch die Gegner — nicht nur ein Kieſelherz zu erobern, ſondern tauſend:

Der ſtolze Thor, er ſoll mir nicht entrinnen,
Mit tauſend Fäden will ich ihn umſpinnen.

Aber ich ſpann ſie jetzt nicht blos kampfesmuthig — ſondern ſchon kampfesfreudig. Das war ein bedeutſamer Schritt vorwärts, und nach jedem Fallen des Vorhanges lauteten die kleinen Bulletins in's Konverſationszimmer hoffnungsvoller — ſiegesfreudiger.

Als endlich Diana's ſtolzes Herz überwunden iſt und ich warme Herzenstöne erklingen laſſen durfte:

Weh mir! nicht zweifeln darf ich. Ja ich liebe!
Was mich ergreift im tiefbewegten Herzen,
Es ſind der Liebe nie gefühlte Schmerzen!

— da hatte ich geſiegt! glänzend geſiegt!

Mit Jubel wurde ich drei Mal hervorgerufen. Drei Mal! Heute eine kleine Zahl, wo Claque und Clique den Ton angeben. Damals ein glorreicher Sieg, mit eigenen, ehrlichen Mitteln errungen. Ich ſagte den Breslauern froh gerührte Dankesworte, wie der Augenblick und das überſtrömende Herz ſie mir eingaben — ſie dankten mir wieder mit Hand und Mund . . . und der Friedens- und Freundſchaftsbund war zwiſchen uns geſchloſſen, für alle Zeiten, ſo lange ich überhaupt über die Welt der Bretter ſchritt.

Direktor und Kollegen gratulirten mir herzlich zu meinem Erfolge. Wahrhaft freudeflammend ſtürzte Vogt auf die Bühne: „Sieg', dennoch Sieg — liebe Karoline, wie mich das freut — wenn ich Sie auch jetzt für Poſen verloren habe — aber nicht wahr, im nächſten Frühjahr kommen Sie zu mir? — Nun ſchnell als poetiſches Käthchen entzückt — Suschen gerührt — Preciosa bezaubert — Frau von

Lucy (Junge Pathe) ergötzt — und als Maria Stuart frappirt ... liebe Karoline, Ihnen gehört ganz Breslau ..."

Mit Freudenthränen umarmte ich die gute Mutter. So schloß mein erster Abend in dem kleinen alten Komödienhause „Zur kalten Asche!" Welche erwärmenden und belebenden Funken waren aus dieser kalten Asche für mich aufgeflammt — nach so bangem Zagen! Wenn doch das liebe Publikum auch ein wenig in das arme Menschenherz seiner Künstler blicken könnte, die berufen sind, ihm Vergnügen zu machen! Es würde oft milder und freundlicher auf die Bühne blicken.

Meine zweite und dritte Rolle: Käthchen von Heilbronn und das heute kaum mehr schmackhafte kartoffelschälende Suschen im „Bräutigam aus Mexiko" gewannen mir auch die gefühlvolleren Herzen Breslau's — und Maria Stuart, die ich Sonntag, den 1. Mai 1836, zuerst spielte, sollte den kleinen, noch immer vorsichtig abwartenden Rest wirklich im Sturm erobern, wie Vogt prophezeit hatte. Schon am Tage waren sämmtliche Billete vergriffen. Das Orchester wurde zu Sperrsitzen eingerichtet. Das überfüllte Haus wogte auf und ab zwischen athemlosem Lauschen und donnerndem Beifallbrausen — und in Begeisterung und Rührung spielte ich die herrliche Rolle — die einzige tragische, zu der mein Organ ausreichte und in der ich mir selber genügte. Bei Altmeister Ludwig Tieck in Dresden hatte ich Maria Stuart einstudirt, geleitet durch seine begeisterten und begeisternden Erinnerungen an Friederike Bethmann. Und ich höre noch heute seine wunderbar klangvolle beglückende Stimme: „Bravo, Kind, fast wie die Bethmann!"

Am Bußtage fand nach alter Breslauer Sitte im Theater eine Akademie statt, zum Vortheil des Musikdirektors Seidelmann. Es freute mich, neben Wilhelmine Schröder auftreten zu dürfen. Natürlich trug die Sängerin den Löwenantheil am Abend davon. Sie gab zwei Scenen aus dem „Faust"

nach der Kompoſition des Fürſten Radziwill. Ich hörte ſie zum erſten Mal auf der Bühne ſprechen:

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie!
Und iſt doch eben ſo warm nicht drauß'
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie ...

— bis ſie in den Geſang des „König von Thule" überging — und dann die Scene in Frau Marthas Garten — als würdige Tochter und Schülerin ihrer großen Mutter. Hätte Wilhelmine Schröder nicht vorgezogen, eine geniale, weltberühmte Sängerin zu werden, ſie hätte ihren Platz unter den beſten tragiſchen Schauſpielerinnen einnehmen können. — Wahrhaft herzbewegend und herzerſchütternd ſang ſie mit ihrer warmen, gefühlsdunklen Stimme den „König von Thule" und Schubert's „Erlkönig". Die Töne rieſelten wie glühendes Herzblut durch des Hörers Seele. Keine andere Sängerin hat den Eindruck, den jene Balladen damals auf mich machten, zu verwiſchen vermocht. — Wie Waldrauſchen und Vogelſang klang dagegen Spohr's Emma-Lied: „Was treibt den Waidmann in den Wald?" — wie ſchmelzende Liebesſehnſucht: Beethovens „Adelaide!"

Ich deklamirte das reizende Gedicht von Auguſt Kahlert: „Papagei und Brille."

Meine gefährliche Gaſtſpiel-Konkurrentin auf Breslau's Brettern ſollte ich noch einige Tage früher „los werden," als ſie mir bei unſerem erſten Sehen lachend angekündigt hatte. Obgleich dies meinem Gaſtſpiel — nun, ſage ich's ehrlich heraus: auch meiner Kaſſe zu gut kam — ſo erfüllte mich doch der Grund, warum die liebenswürdige Kollegin ihre Gaſtrollen plötzlich abbrechen mußte, mit aufrichtigem Bedauern.

Wilhelmine Schröder wollte am 3. Mai in einem Konzert zum Beſten des Bonner Beethoven-Denkmales in der Univerſitäts-Aula ſingen. Ihr beneideter Schatten in zweierlei

Tuch begleitete sie in die Probe. Von einem alten Privilegium Gebrauch machend, füllten die Studenten das Auditorium — mit Unheil drohenden Mienen. Ich weiß nicht, auf welcher Seite der Kampf begonnen wurde. Darüber kursirten damals zwei Lesarten in Breslau. Genug, die Sängerin ignorirte ihr burschikoses Publikum vollständig. — „Provocirend!“ — grollte Bruder Studio.

Es kamen die Nummern der Schröder: „Adelaide“ und die gluthvolle Konzert-Arie: „Ah perfido!“ von Beethoven.

Aber sie sang nicht — sie markirte nur. Gewitterschwüles Murren auf den Studentenbänken. Die Sängerin zuckt die Achseln und wendet sich plaudernd, lachend zu dem Offizier und dem Musikdirigenten — dem Auditorium den Rücken zukehrend. Da bricht das Gewitter los: lautes Murren, Zischen, Fußscharren . . . wie Bruder Studio einen unbeliebten Professor auszutrommeln pflegt. Und als die Sängerin am Arm des Herren v. R. die Aula verläßt, stolz und nichtachtend durch die wogenden Studentenreihen schreitend, — da ruft man ihr Beschimpfungen nach, die nicht der Künstlerin, — die der Frau galten . . . Dennoch sang Wilhelmine Schröder mit seltener Ueberwindung und Charakterfestigkeit am 3. Mai in der Universitäts-Aula und zwei Abende darauf als Romeo im Theater. Da nahm das Studenten-Parterre den Kampf wieder auf — es wurde gelacht, gepfiffen . . . wenn auch überwogt von dem Beifall des unparteiischen Hauses. Am Schluß unter heftiger Opposition hervorgerufen, erschien die Sängerin, dankte ihren Freunden und richtete wenige würdige Worte an die Gegner: „Ich bin mir nicht bewußt, eine so schimpfliche Behandlung hervorgerufen, noch weniger, sie verdient zu haben.“

Sogleich brach der Sturm von Neuem los und aus dem Studenten-Parterre wurden einige Stimmen laut: „Nicht

wieder auftreten! Nicht wiederkommen! Pereat!“ Dazwiſchen gemeine Schimpfworte gegen die „Frau“ . . .

Wilhelmine Schröder verzichtete auf die beiden noch abgeſchloſſenen Rollen und ſchied grollend von Breslau. Als ich im September während der Krönung Kaiſer Ferdinands mit ihr und ihrem Schwager Emil Devrient in Prag gaſtirte, zitterte ihre Stimme noch, als ſie von jener Beſchimpfung ſprach: „Nie! nie ſieht Breslau mich wieder!“

Aber die Jahre verwehen des Herzens Luſt und Leid, Liebe und Zorn. Die Breslauer Freunde riefen. Die Studenten-Generation war eine andere geworden. Nach drei Jahren gaſtirte Wilhelmine Schröder wieder in Breslau, jubelnd empfangen. Und im Juni 1842 nahm ſie als Maria im „Blaubart“ unter Lorbeerkränzen, Blumen und Thränen der Freude und der Wehmuth für immer Abſchied von Breslau. Jene bittere Scheideſtunde im Mai 1836 war ausgelöſcht.

Auf jenes gemeinſchaftliche Gaſtſpiel in Prag werde ich zurückkommen, wenn ich von meinen und Wilhelminens Erlebniſſen mit dem Fürſten Felix Lichnowsky erzähle.

Von Prag kehrten wir zuſammen nach Dresden zurück. Nach anderthalbjähriger Abweſenheit betrat Wilhelmine Schröder Ende September 1836 die heimatliche Bühne wieder, von den Dresdenern mit Enthuſiasmus empfangen. Faſt acht Jahre hindurch ſollten wir nun dieſelbe Stadt bewohnen, derſelben Bühne angehören und uns auch geſellſchaftlich näher treten.

Wilhelmine war ein „guter Kamerad“ — freundlich, gefällig, hilfreich, wenn auch in ihren kameradſchaftlichen Scherzen oft ſehr draſtiſch und derb. Weil ich es nicht liebte, auf dieſen Ton einzugehen, nannte ſie mich gern ſpöttiſch: „die Hofdame“ — aber mit ſo reizendem Spott, daß man ihr nicht ernſtlich böſe ſein konnte.

Nur gegen die armen „Holzpuppen“ — „Stockfiſchſeelen“ — „Strohmänner“ — „Lederlappen,“ mit denen ſie auf der Bühne zu thun hatte, konnte ſie oft wüthend werden, wenn die ſie in ihrem leidenſchaftlichen Spiel ſo gar nicht unterſtützten. Manch ſchmachtender Tenor-Liebhaber, der mit ſeinen Händen nichts anders zu machen wußte, als ſie bald auf's liebe liebende Herz zu legen, bald zum grauſamen Himmel empor zu ſtrecken, hat nicht nur ihren vernichtenden Spott, ſondern auch nicht ſelten ihre energiſche Hand fühlen müſſen. Erſt ſang Donna Anna ihren Don Octavio — Euryanthe ihren Lyſiart — Desdemona ihren Othello in Grund und Boden — dann warf ſie den armen Liebhaber „wie ein Bündel Flicken“ über die Bühne, hierhin und dorthin.

In der tragiſchen Kerkerſcene des „Fidelio“ auf der Londoner Bühne reicht die Schröder-Leonore ihrem Floreſtan-Haizinger das Stück Brod, das ſie ſchon drei Tage lang für ihn am Buſen birgt. Da er aber gar keine Miene macht, es zu nehmen, flüſtert ſie ihm wüthend zu: „Wollen Sie etwa noch Butter drauf?“

Als ſie — der feurigſte Romeo — endlich ihre mondſcheinblaſſe, langweilige Julia glücklich in den Sarg geſungen hat, kann ſie es nicht laſſen, während der ſchmerzlichſten Liebesklagen die unglückliche Leiche ſehr empfindlich an der — ſeidenſtrümpfigen Fußſohle zu kitzeln.

Für eine ähnliche „gröbliche Beleidigung auf offener Scene“ meiner jugendlichen Karlsruher Landsmännin, Pauline Marx, die Anfang der vierziger Jahre ebenfalls in Dresden engagirt war, wurde Wilhelmine Schröder-Devrient nach den Theatergeſetzen mit der empfindlichen Geldſtrafe von einer Monatsgage belegt.

Außer ſich konnte ſie gerathen, wenn ſie in Oper oder Schauſpiel gedankenlos-mechaniſch Komödie ſpielen ſah, wenn

die Agirenden nur das gerade thaten, was ihnen in ihrer Rolle nothdürftig vorgeschrieben war, — mit einem Wort: wenn sie nicht ganz in dem Sinn und Sein der dargestellten Person aufgingen und auf der Bühne etwas thaten, was sie als jener Fleisch und Blut gewordene Charakter im Leben nicht thun würden. Z. B. wenn sie ein Requisit, das sie nicht mehr brauchten, ein Taschentuch, einen Degen, ein Bouquet vor den Augen des Publikums achtlos in die Koulisse warfen. — „Automaten! — „Kasperlepuppen!" — „Haben keinen Respekt vor ihrer hohen Kunst!" — hörte man sie dann wohl grollen.

Mit derselben Treue und Sorgfalt ordnete sie auch stets ihr Kostüm. Da mußte Alles bis in's Kleinste dem Charakter der Rolle und der dargestellten Zeit entsprechen. Jeder Theaterflitter war ihrer durchaus wahren Natur verhaßt.

So trug sie als Emmeline einen grünen Friesrock, ein rothes Mieder, grobleinene weiße Hemdärmel, einen derben runden Strohhut, das Haar langgezopft, buntgeringelte lange Strümpfe, die nach Sitte der Schweizer Sennerinnen den Fuß — bloß ließen . . . Und sie war doch weit, weit schöner als alle die andern Emmelinen in ihren buntseidenen Maskeraden-Kostümen!

Die Gewandung ihrer Norma, Vestalin, Iphigenia, war streng nach der Antike geordnet und ließ möglichst viel ihrer edelschönen Formen unverhüllt, so die ganzen Arme und die Füße über den Sandalen. — Wenn eine prüde Seele sie dann flehentlich bat: doch wenigstens fleischfarbenen Tricot anzuziehen, der modernen Sitte zu Liebe! — hörte man sie wohl mit ironischem Lächeln antworten: „Mit Vergnügen, Theuerste, — sobald Sie mir bewiesen haben, daß die griechischen und römischen Priesterinnen auch fleischfarbene Tricots angezogen haben — oder wenn ich einmal alt und häßlich geworden bin!"

Sie wagte viel auf der Bühne, so viel, wie wohl kaum eine andere große dramatische Künstlerin gewagt hat. Aber auch nur sie durfte das wagen: bei ihrer klassischen, plastischen Schönheit des Körpers in allen Bewegungen und in allen Posen, bei ihrer ergreifenden Mimik und tiefen Charakteristik der Rollen und bei ihrem ganzen glutvollen, lebenswahren Spiel.

Wie man ein altes Wort über Rafael gern wiederholt: er wäre ein großer Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren! — so konnte man von der Schröder-Devrient sagen: stumm geboren, wäre sie dennoch die große dramatische Künstlerin gewesen!

Ihr stummes Spiel als Fidelio — Donna Anna — Valentine — Romeo — Marie im „Blaubart" wirkte nicht weniger ergreifend, als ihr seelenvoller, hoch dramatischer Gesang. Am erschütterndsten als Fidelio, der angstvoll an den Reihen der Gefangenen auf- und abirrt, in jedem Gesicht Florestan suchend . . . Dann als Gattin Blaubarts, wenn sie im bleichen Grauen aus dem verbotenen Gemach von den Leichen der gemordeten Frauen hervorstürzt und sich zitternd in einen Winkel zu verbergen sucht — — und wenn Blaubart sie an ihren gelöst'en blonden Haaren wüthend über die Bühne schleift . . .

Diese Großartigkeit und Tiefe der Charakteristik im stummen Spiel und im plastischen Bilde berechtigte unsere Künstlerin auch, während ihrer Gastspiele einige Mal als Stumme von Portici aufzutreten und nach dem Vorbilde ihrer Mutter und der Händel-Schütz die Niobe und ihren Schmerz um die getödteten Kinder in mehreren lebenden Bildern darzustellen. Mit großem Erfolge!

Als ich Wilhelmine Schröder auf Dresdens Bühne wieder begegnete, wollten gewisse feinohrige Musikkritiker schon behaupten: ihre Stimme habe ihre Schönheit eingebüßt und sei

ſtark im Niedergange begriffen — ja, eigentlich habe unſere Sängerin nie eine bedeutende Stimme gehabt und nicht einmal kunſtgerecht ſingen gelernt, wie die Sontag und Malibran . . . Aber für mich und andere unbefangene Hörer und Schauer war ſie immer noch die große — einzige dramatiſche Sängerin, die unwiderſtehlich mit ſich fortriß: durch die Glut ihrer Empfindung — ihren ſeelenvollen Ausdruck — ihre herzerwärmende mezza voce — ihre reiche ſchöpferiſche Phantaſie — und durch die echte dämoniſche Leidenſchaftlichkeit ihres Geſanges und ihres ſtets damit harmonirenden Spiels.

Ein Abend iſt mir unvergeßlich — im Frühjahr 1838. Meyerbeers damals neue „Hugenotten“ wurden gegeben. Wilhelmine hatte aus der Valentine eine ihrer glänzendſten, lebensvollſten Geſtalten zu ſchaffen gewußt, in der ein Vulcan von Leidenſchaften tobte, wie in ihr ſelbſt. Bei der erſten Aufführung hatte ſie in Dankbarkeit dem Komponiſten den Lorbeer gereicht — und Raoul-Tichatſcheck ihr den kaum weniger verdienten Kranz in die Locken gedrückt. Als Valentine war ſie ſtets und überall des ſchönſten Sieges gewiß — und doch fand ich ſie an jenem Abend in übel-launigſter Aufregung mit großen Schritten hinter den Couliſſen auf- und abgehend. Zornig rief ſie mir entgegen:

„Hofdame, ich bin außer mir! Denken Sie ſich, ich habe erſt ſoeben erfahren, weshalb heut die „Hugenotten“ angeſetzt ſind. Die königlich-ſardiniſche Frau Geſandtin, Gräfin Roſſi, Excellenz, ſind auf der Durchreiſe nach Petersburg hier angelangt und haben geruht, den Wunſch zu äußern, die Schröder-Devrient als Valentine zu beäugeln. Sie pfeift — und ich muß ſingen! Paſſen Sie nur auf, wie huldvoll ſie aus ihrer Loge mich belorgnettiren wird, — als hätte Henriette Sontag nie zu uns — nie zum ordinären Theatervolk gehört . . .“

„Da thun Sie der Sontag Unrecht, Wilhelmine“ — ſagte ich. „Im Gegentheil, ſie müßte nie zum echten Theatervolk gehört haben, wenn ſie nicht brennende Sehnſucht empfinden würde, an Ihrer Stelle die Valentine zu ſingen — und ſo ſiegreich zu ſingen, wie die Schröder-Devrient!“

„Kluge Hofdame, Sie ſollen Recht haben!“ — jubelte Wilhelmine, wie electriſirt auf. „Ich will die Valentine ſingen — ſingen und ſpielen, wie noch nie — und die Gräfin ſoll vor Sehnſucht vergehen, weil ſie nicht mehr zum Theatervolk gehört — nicht mehr frei der göttlichen Kunſt leben und nicht mehr ein tauſendköpfiges Publikum vor Entzücken wirblich ſingen kann . . .“

Und ſie ſang und ſpielte, wie noch nie! Beſonders in dem großen erſchütternden Duett mit Raoul-Tichatſcheck, der ihr mit ſeiner markigen, wohllautenden Tenorſtimme und im dramatiſch bewegten Spiel würdig zur Seite ſtand. Der erſte Heldentenor und die erſte „ſingende Tragödin“ ihrer Zeit!

Wilhelmine Schröder, deren Flammenauge nicht ſelten die Loge der Sontag ſtreifte, hatte die Genugthuung, zu ſehen, wie bewegt die Frau Geſandtin ihrem Spiel und Geſange folgte — und wie ſie verſtohlen Thräne auf Thräne trocknete . . .

Sehnſuchtsthränen nach dem verlorenen Glanz und Ruhm der berauſchenden Bretter?

Wilhelmine Schröder und ich ſollten es noch erleben, daß die Gräfin Roſſi zum „Theatervolk“ zurückkehrte — ein Vermögen zu erſingen für ihre Kinder. —

Nur zwei Mal ſollte ich mit der Schröder-Devrient zugleich die Bühne betreten. Es war am 12. April 1841 bei der feſtlichen Eröffnung des neuen Dresdener Schauſpielhauſes, — Sempers Prachtbau, der längſt in Flammen zuſammenbrach, um dann als Phönix wieder aus der Aſche

zu erſtehen. In einem allegoriſchen Prolog von Theodor Hell ſtellte ich „die Liebe“ dar, Wilhelmine Schröder „die Romanze“.

Ich, mit den Worten:

Nehmt mich auf, ihr Bühnenräume,
Nehmt mich auf in euren Schooß!
Alle ſüßen Jugendträume
Pflege ich am Herzen groß;
Alle Blüten der Empfindung
Wecke ich mit mildem Wehn,
Und in ſeliger Verbindung
Fei're ich ihr Auferſtehn ...

Und den Schluß:

Und ſo laßt die Liebe walten
Ewig neu, doch ewig gleich.

Die Romanze führt den Dichter, Emil Devrient vor ...

Ob Du mich Romanze nenneſt,
Die den freien Aufſchwung öffnet
Und die Schranken überflieget,
Die zu ſtrenger Norm gezogen,
Oder Phantaſie mich heißeſt,
Die dem Kalten Glut und Wärme,
Dem Gefeſſelten die Freiheit,
Und dem Todten Leben leihet —
Mir gilt's gleich; ich bin dieſelbe,
Und der Zukunft fernſte Tage
Werden mich noch ſo wie heute
Bei dem echten Dichter ſchauen!

Und wie wußte die geiſtvolle Frau dieſe matten Verſe zu beleben und zu erheben!

Bald darauf nahm Frau Ungher-Sabatier, die in Dresden allgemein gefeierte Künſtlerin und beliebte Frau, die im Sommer 1841 mit dem Tenoriſten Moriani bei uns gaſtirte, für immer von der Bühne Abſchied. Zu ihrer vorletzten Rolle hatte ſie leider Norma gewählt — die Glanzpartie der Schröder-Devrient.

Dieſe ſaß unter den Zuſchauern — und es wurde ihr von den Freunden der ſcheidenden Kollegin ſehr verübelt, daß ſie unter den Beifallsſtürmen des Publikums allein anſcheinend theilnahmlos blieb und keine Hand — keine Lippe zum Dank rührte . . .

Aber Wilhelmine Schröder war eine zu gewiſſenhafte Künſtlerin und eine zu ehrliche, aufrichtige Natur. Sie hätte an dieſem Abend Beifall – heucheln müſſen, und das widerſtrebte ihr. Norma's alternde Stimme klang ſcharf und reichte einige Mal nicht mehr aus für die hohen Töne. Sie überſchlug ſich.

Daß aber Niemandem Mißgunſt oder gar kleinlicher Neid ferner lag, als Wilhelmine Schröder-Devrient, ſollten die Dresdener beim letzten Auftreten der Ungher-Sabatier im „Beliſario" erfahren. Die glänzendſten Ovationen waren vorbereitet, die Künſtlerin wurde den ganzen Abend in ihrer wirklich großartigen dramatiſchen Geſtaltung mit Beifall, Blumen, Gedichten überſchüttet, zierliche Brieftauben flatterten auf die Bühne — aber Wilhelmine Schröder und ich hatten der ſcheidenden Künſtlerin eine noch größere Huldigung als Ueberraſchung vorbereitet. Am letzten Aktſchluß trat ich vor auf die Bühne, im weißroſigen Muſengewande, Blumen im Haar, und ſprach zu dargebotenen Blumen bewegt Abſchiedsverſe. Der Sängerin traten Thränen in die Augen — da lockte ſie eine melodiſche Stimme auf der andern Seite: es war Wilhelmine Schröder, ebenfalls als Muſe, der Kunſtſchweſter mit innigen Worten einen vollen Lorbeerkranz reichend . . . Erſchüttert ſank die ſcheidende Sängerin der noch berühmteren Nebenbuhlerin in die Arme und ich hörte ſie ſchluchzend flüſtern: „Und daß Sie — gerade Sie, mein Scheiden ſo herrlich verſchönen . . . wie beglückt es mich!" —

„Dürfte auch ich einſt ſo der Bühne Lebewohl ſagen!" war die Antwort Wilhelmine Schröder's.

Das überraſchte Haus nahm gerührt und entzückt den innigſten und ſtürmiſchſten Antheil an dieſer Scheideſcene. Es jubelte nicht nur der ſcheidenden Sabatier, es jubelte jetzt auch der großherzigen Schröder-Devrient zu.

Die dramatiſche Sängerin Wilhelmine Schröder mit ihrer geradezu dämoniſchen, Alles mit ſich fortreißenden Leidenſchaft und Kraft wüßte ich keiner andern Künſtlerin zu vergleichen — als ihrer Mutter, der genialſten Tragödin Sophie Schröder. Wie dieſe wünſchte: ein Mann zu ſein, um den ſataniſchen Richard III darſtellen zu können! — ſo wünſchte ihre Tochter: ein Mann zu ſein, um den wilddämoniſchen Don Juan zu ſingen und zu ſpielen ... „O, was würde ich aus dieſer Rolle machen! Fühle ich doch in mir echtes, wildes, liebestolles Don Juan-Blut gähren! Und wie wollte ich den armen hübſchen Maidlein und Weiblein die Köpfe verdrehen und die Herzen in mich verliebt machen — ein Dutzend nach dem andern. Glaubt mir, Kinder, ſolch' ein feinſinniges Don Juan-Spielen mit allen tauſend Künſten der Hölle iſt ein weit höherer Genuß, als der Liebe ſicherer Beſitz ...“

Dabei ſchüttelte ſie in bacchantiſcher Wildheit die reichen blonden Locken und ihre Augen glitzerten im inneren Feuer und ihre weißen Zähne lachten — — wie Heine's Frau Venus ...

Wie ihre Mutter durfte auch Wilhelmine ſagen:

„Begeiſterung — Leidenſchaft, ohne die keine dramatiſche Kunſt ſein kann! Ja, eine Leidenſchaft, mit der man das Haupt an den Wänden blutig ſchlägt — eine Leidenſchaft, wenn auch Waſſer und Brod und ein leinen Kleid dazu — — aber, Himmel, eine Leidenſchaft!“

Dieſe Leidenſchaft war ihre Größe — und ihr Unglück. Die Dämonen wilder Leidenſchaft herrſchten in ihrem Herzen noch zügelloſer, als bei Sophie Schröder. Darum ſollte die

Tochter durch die ſüße böſe Liebe auch noch viel — viel unglücklicher werden, als die Mutter. Ihr ganzes Leben hindurch folgte ſie als Frau ſtets nur dem Impulſe ihres unbändigen Herzens und — des launenhaften Augenblicks.

Wilhelmine Schröder iſt — wie ihre Mutter — nie ohne eine große — oder kleine Leidenſchaft des Herzens — oder des heißen wilden Blutes geweſen. Neben der herzerfüllenden Liebe gönnte ſie auch der tändelnden amour en passant einen nur zu freien Spielplatz. Auf ihren Gaſtſpielreiſen flogen ihr die verliebten Gimpel gleich zu Dutzenden vor die Füße — und ſie hatte die Auswahl beim — Aufheben.

Die Schröder-Devrient hat in ihrem Leben viel geliebt — vielleicht mehr, als eine andere Schönheit der Bretter. Aber dennoch ſteht ſie auch ſittlich weit — weit höher, als die meiſten dieſer liebereichen Bühnenheldinnen. Von dämoniſcher Leidenſchaft verblendet, hat ſie ſich mitunter wohl gar fortgeworfen — — aber ſie hat ſich und ihre Liebe niemals verkauft!

Die Huldigungen der Liebe waren ihr unentbehrlich, wie die Huldigungen der Kunſt. Ihr heißes dürſtendes Herz wäre ſonſt verſchmachtet. Wenn ernſthafte Freunde ſie beſchworen, nicht muthwillig ins Verderben zu rennen — nicht ſo toll und wild auf ihren Frauenruf, auf Geſundheit, Stimme und Vermögen loszuſtürmen — — dann antwortete ſie wohl mit traurigem Lächeln:

„Laßt mich, wie ich nun einmal bin. Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell! Niemand entgeht ſeinem Verhängniß — und Niemand ſeinem eigenen Herzen. Mein Herz iſt vielleicht mein Fluch — aber es iſt auch mein Glück. Und ich kann es nicht anders machen, als es einmal iſt. Der liebe Himmel ſelber hat mich zu einem pſychologiſchen Kontraſt geſtempelt und mir den Kampf der Dämonen in

meinem Herzen auf die Lebensreiſe mitgegeben. In meiner Geburtsſtunde am 6. Dezember tobte ein heftiges Gewitter. Es donnerte und blitzte, während ein wildes Schneegeſtöber durch die Straßen Hamburgs fegte. Kann ich dafür, daß es ewig in mir blitzt und donnert und ſtürmt? Und — verbiete Du dem Seidenwurm zu ſpinnen! — ſagt Göthe-Taſſo, und der hat mich einſt ſeines Weihekuſſes für würdig gehalten . . ."

. Aber auch troſtloſe Klagen entquollen ihrem wilddurchſtrömten Herzen und ihrer Feder — bange Klagen über verfehlte Liebe — verfehltes Leben . . . So ſchreibt ſie:

„Ich war erſt 23 Jahre alt, als meine erſte Ehe getrennt wurde; aber ich hatte ſchon damals allen Schmelz der Jugend verloren, alle Illuſionen, die das Leben ſchmücken. Ich konnte ſchon damals mit voller Wahrheit ſingen: Ich bin ein Fremdling überall! . . .

O, es iſt qualvoll, mit einer Bruſt, angefüllt mit warmen, wahren, unendlichen Empfindungen ſich in der ſchalen, leeren, alltäglichen Welt herumtreiben zu müſſen . . . Ein brennend heißer Fleck glüht mir inmitten meines Herzens; von ihm aus theilt ſich ein unausſprechliches Weh meinem ganzen Weſen mit . . .

Kannſt Du Dich nicht löſen, gewaltiger Schmerz? — Nicht einmal Thränen! — Da wühlt und wogt es im tiefſten Herzen — wie Felſenmaſſen drückt es mir die Bruſt — und keine Erlöſung! O mein Gott, kein Leben, das wäre das beſte! Mir iſt, als müßte mir leichter, wohler werden, wenn ich eine tiefe, tiefe Wunde in dies arme Herz bohren könnte! Dann müßte dieſe Beklommenheit, dieſe Angſt aufhören — Luft! Troſt! Thränen!! . . .

Welcher Dämon wohnt oft im Menſchen, der nicht zu bekämpfen, noch zu verſcheuchen iſt! — Schwache elende Natur — und doch keine ſchwache, elende Seele, aller guten, edlen Regungen fähig . . .

Ein Herz gehört eben zu einer echten und wahren Künſtlerin aber eine Segnung — iſt es nicht. Wüßten Sie, wie es mir zum Fluch geworden! Man ſteht mit einem heißen Herzen ſo gar allein. Denn wer verſteht es, ſich an ſeiner Glut zu erwärmen und ſcheut nicht vor der Gefahr zurück, daran zu verbrennen? . . .“

Dies arme, heiße, wilde Herz hat ſich ſelber an der eigenen Glut verzehrt!

Als ich nach Dresden kam, war Wilhelmine Schröder's Herz, ihr ganzes Denken und Sein von einer heißen Leidenſchaft zu einem jungen ſchönen ſächſiſchen Offizier erfüllt. Ein einziger Blick hatte für beider Herzen entſchieden. Auf einer Reiſe will die Künſtlerin eines Abends in einer kleineren Garniſonſtadt Sachſens ihr Zimmer im Hôtel verlaſſen. Da öffnet ſich zufällig zu gleicher Zeit die Thür ihr gegenüber — — und Wilhelmine und der bedeutend jüngere blühende Lieutenant M., der Sohn des erſten bürgerlichen Miniſters in Sachſen, ſtehn ſich gegenüber . . . Sprachlos! Aber wie ſie ihn anſchaut! Wie die Schlange das Vöglein — mit umſpinnendem, verſchlingendem, magnetiſchem Blick! Aus ihrem Auge flammt die ſchon hoch auflodernde heiße Leidenſchaft . . . So ſtehn ſie ſich gegenüber — wortlos — Auge in Auge . . . Dann tritt ſie langſam in ihr Zimmer zurück, ohne den Blick von ihm zu laſſen . . . und er folgt ihr wie gebannt — Schritt für Schritt — wie der Vogel dem magnetiſchen Schlangenblick . . .

Dieſem Lieutenant M. iſt Wilhelmine Schröder wohl am längſten treu geblieben — ich meine: volle ſechs Jahre. Er folgte ihr nach Dresden und ich bin ihm oft im Hauſe ſeiner Mutter, der verwittweten Miniſterin, begegnet. Sein jüngerer Bruder war mein wärmſter Verehrer. Wilhelmine Schröder wurde in dieſem Hauſe nicht empfangen.

Man ſprach oft von einer Heirath zwiſchen den Liebenden.

Aber die Miniſterin verweigerte entſchieden ihre Einwilligung und ſie hatte ihre guten Gründe dazu. Auch fehlte den Liebenden das Vermögen, daß ſie beide hätten den Abſchied nehmen und ſo leben können, was unter jenen Verhältniſſen nöthig war.

Und dann durchflammte eine neue — die wildeſte und dämoniſchſte Leidenſchaft ihres Lebens — das unſelige, liebedürſtende Herz Wilhelminens . . . Sie lernte den Lieutenant von Döring kennen und trennte ſich von ihrem wahren, treuen Freunde M. — Döring war allgemein bekannt als ein wüſter, roher Geſelle — aber in ihrer geradezu unfaßbaren Liebesraſerei hatte ſie für nichts und für Niemand mehr Sinn, als für den Geliebten. Alle Freunde warnten ſie vor dem gewiſſenloſen Menſchen, der ihr Geld liderlich durchbrachte und den Liebeswahnſinn der alternden Frau im Kreiſe der Kameraden verſpottete — — ſie glaubte Niemandem, als ihrem heißen, wilden Herzen . . .

Damals — 1842 — lebte die Gräfin Ida Hahn-Hahn mit ihrem Geliebten, dem Herrn von Biſtram, in Dresden. Ihre „Fauſtine“ war gerade erſchienen und alle Welt ſprach mit Entzücken von dieſem wunderbaren Roman. In gewiſſen äſthetiſchen Salons trieb man einen förmlichen Fauſtinen-Kultus . . . als ob dies nicht zugleich ein Kultus der freien Liebe war . . . Brach doch Fauſtine mit erſtaunlicher Leichtigkeit zwei anfangs abgöttiſch geliebten Männern die Treue und das Herz, wie eine Zimmtſtange zum Thee.

Da fragte mich eines Tages Wilhelmine Schröder aus dem Stegreif: „Hofdame, finden Sie auch, daß ich mit der Fauſtine der Gräfin Hahn-Hahn ſo große Aehnlichkeit habe? Man behauptet hier: ich habe ihr zu dieſer Heldin Modell geſeſſen . . .“

Ich war wirklich etwas verdutzt über dieſe — kühne Frage und die noch größere Kühnheit der guten Leute:

Wilhelmine Schröder in's Geſicht an ihre verfehlte Ehe mit Karl Devrient und an ihr wildes, heißes Herz und ſeine vielen tollen Romane zu erinnern.

„Nun, warum ſtaunen Sie mich ſo an, als ſei ich Don Juan's „Steinerner Gaſt“? — Ich finde ſelber, daß ich einige Aehnlichkeit mit der Fauſtine habe . . .“

„Ja, gewiß: — auch Sie ſind ſchön, bezaubernd, blondgelockt, geiſtreich, eine immenſe Sängerin . . .“

„Hofdame — vollendete Hofdame!“ — rief ſie ungeduldig dazwiſchen. — „Sie wollen mich nicht verſtehen. Nein, nein, die Aehnlichkeit liegt in der Fauſtinen-Natur — im Charakter — — und auch bis jetzt ſo ziemlich im Schickſal. Darf ich nicht ſtolz darauf ſein, daß eine Gräfin Hahn-Hahn mich ſo brillant geſchildert hat?“

„Alſo auch du, Brutus — im Bann dieſer Feder-Sirene?“ — mußte ich jetzt doch hell auflachen. — „Wie hat nur Gräfin Ida den geſunden Sinn und das redliche Herz einer Wilhelmine Schröder ſo zu bethören und zu verwirren vermocht? Am Ende wollen Sie gar noch in's Kloſter gehen, um Ihr Fauſtinen-Porträt zu vollenden? Unſinn, Wilhelmine, Sie und — Fauſtine! Sie haben ein echtes, warmes Menſchenherz in der Bruſt, der innigſten und aufopferndſten Liebe fähig — und Gräfin Hahn-Hahn und ihre Fauſtine haben dafür nur Liebes-Capricen und Schrullen in ihrem Kaſchemirbuſen. Gräfin Ida und ihre Heldin rühmen ſich einer „immenſen Seele,“ die aber furchtbar leer ſein muß, denn wie könnten ſich ſonſt ſo viel Blaſirtheit, Unnatur und Verrücktheit drin breit machen, — — Wilhelmine Schröder-Devrient hat durch ihre Kunſtſchöpfungen, durch ihren Fidelio, ihre Norma und Veſtalin bewieſen, daß ſie eine große ſtarke Seele iſt. Fauſtine bricht ihrem ungeliebten Gatten mit dem ſchönen Audlan die Treue — und als der Gatte mit der Piſtole dazwiſchen

ſchießt: flieht ſie mit dem verwundeten Geliebten nach Italien . . . Nach ſieben Jahren Liebesglück, als Andlau auf einige Monate verreiſen muß, hat die famoſe Fauſtine nichts Eiligeres zu thun, als ſich die immenſe Leere ihres immenſen Herzens vom Grafen Mengen ausfüllen zu laſſen — obgleich ſie behauptet, ihren Andlau noch immer abgöttiſch zu lieben . . . Aber ſie ſchreibt ihm dennoch ab und kündigt ihm die Liebe . . . Nach vier Jahren iſt die immenſe Leere wieder da. Zum Glück kehrt Andlau jetzt dennoch zurück, um der — trotz alledem — noch immer geliebten Gräfin Fauſtine Mengen ſeinen letzten Liebesgruß und ſeine Verzeihung zu bringen und dann in ihren Armen ſelig zu ſterben . . . Das iſt das Stichwort für Fauſtine, ihren angebeteten Gatten, ihren ſchwärmeriſch geliebten Sohn zu verlaſſen, büßend in ein Kloſter zu gehen und nach achtzehnmonatlichem Beten, Singen und Orgelſpielen als eine Heilige direct in den ſiebenten Himmel zu fahren . . . Hat Wilhelmine Schröder das miſerable Herz und die immenſe Seele und die dazu gehörige immenſe Leere: aus purer Kapriee und gemeinſter Selbſtſucht und Niederträchtigkeit drei geliebte Menſchen mit vollem Bewußtſein unglücklich zu machen, um dann mit raffinirter Kouliſſenreißerei im Kloſter ein wenig Büßerin ſpielen zu können — — ja dann ſind Sie das Urbild der Fauſtine . . ."

„Hofdame, Sie glühen und ſprühen ja ordentlich!" — und Wilhelmine ſtreckte mir in ihrer herzlichen Weiſe beide Hände entgegen. — „Ja Sie haben Recht. Mein wildes Herz hat mein beſſeres Selbſt oft fortgeriſſen — in Wildniſſe und Abgründe — — aber für einen theuren, ſo recht aus voller Seele geliebten Mann ließe ich mein Leben, ehe ich ihn verriethe und zu Grunde richtete . . ."

Und doch — als ich nach Jahren und nach Wilhelminens Tode in meiner Einſamkeit die von Klaire von Glümer ver-

öffentlichten Bruchstücke aus den Tagebüchern meiner alten Kollegin las — erschrak ich förmlich vor einem Faustinenzug auf diesen Blättern: überall tritt uns die Klage über des Herzens Leere und Verlassenheit entgegen — das Grauen vor dem Alleinsein — das Sehnen nach einem anderen liebenden Herzen, das diese Oede ausfüllen — diesen ewigen Durst nach Liebe stillen könnte . . .

So heißt es auf diesen Tagebuchblättern:

„Wenn ich mit Beifall überschüttet, durchglüht von der Freude an meiner Kunst, nach Hause kam, war ich allein! Ich hatte keine Seele, die mich verstand, die sich mit mir freute!

Mir ist bang und unheimlich! Hätt' ich nur ein lebendes Wesen um mich, einen treuen Hund, irgend ein Geschöpf, das mir ergeben wäre! Wie sehne ich mich nach einem innigen Austausch meiner Gedanken — aber so allein! — und das zu schreiben, was in meiner Brust wogt — ich kann es nicht. Hier fehlt das warme Leben des Wortes von Mund zu Mund, und wo das Wort nicht mehr ausreicht: der Blick in ein Auge, das bis in die Tiefe unserer Seele dringt. — Es ist ein hartes Entbehren, so unverstanden durch's Leben zu pilgern . . .

Heute habe ich beim Tagelöhner Lorenz Gevatter gestanden und habe das menschliche Elend in seiner bejammernswürdigsten Gestalt gesehen. Gott, wie ist es möglich, daß Menschen so leben können? . . . Und doch, wer weiß, ob das arme Weib auf dem Strohlager nicht glücklicher ist, als ich auf meinen seidenen Kissen!? Sie hat ihren Mann, der sie pflegt, stützt und hütet; sie hat ihre Kinder — was ist mir geblieben? . . .

Warum kann ich mich nicht daran gewöhnen, allein in diesem Leben zu sein, wie es mir vom Geschick bestimmt ist? — Grausames Geschick! Du hast mir ein Herz voll Innigkeit

gegeben, eine Seele, die eben nur das Bedürfniß fühlt, verſtanden, geliebt zu werden — und eben das muß ich entbehren. Ich habe Niemand auf der weiten Erde und fühle mein Alleinſein immer mehr und ſchmerzlicher, fühle, wie mein Herz blutet, wie es in banger Sehnſucht nach dem Unerreichbaren vergeht und wie meine ganze innere Harmonie dadurch geſtört wird. Ich bin zerſtreut, gedankenlos, ungeduldig, verdrießlich. Ich möchte fort, hinaus in Wind und Wetter, ſo weit mich meine Kräfte tragen — am liebſten ſterben, denn ſo einſam in der Welt zu ſein, iſt ein traurig herbes Loos . . ."

Und in dieſem angſtvollen Grauen vor dem Alleinſein — — in dem immer brennenderen Durſt, geliebt zu werden, je mehr die Zeit der Liebe, des Lebens Lenz ihr verblühte — — fiel die Unglückliche in die Hände jenes entſetzlichen Döring . . . Mit der Angſt der Verzweiflung und dem Grauen vor der öden Verlaſſenheit klammerte ſie ſich an ſeine frivolen Liebesbetheurungen . . . Sie wollte nicht klar ſehen! Sie wollte nicht erwachen aus dieſem fieberwirren Liebestraum! Sie wollte den Freunden nicht glauben, die ihr täglich neue Beweiſe von Dörings Unwürdigkeit brachten! . . Mit der ganzen Glut ihrer wilden Phantaſie und mit ihrer ſtets regen „Kunſt zu fabuliren", die mit ihr aufwuchs, belog ſie ſich immer auf's Neue und arbeitete ſich krampfhaft in den qualvollſten Liebeswahnſinn hinein . . .

Wer ſie damals ſingen hörte: „Glück ohne Ruh — Liebe biſt Du!" — durfte ahnen, wie tief dies arme, von dämoniſchen Leidenſchaften gefolterte — unſelige Frauenherz litt — taumelnd von Begierde zu Genuß — — und im Genuß nach Begierde verſchmachtend . . .

Auch ihr äußeres Leben nahm dieſe ruheloſe Haſt an. Sie jagte von Gaſtſpiel zu Gaſtſpiel — faſt ohne Freude an ihrer einſt ſo hochverehrten Kunſt — neue berauſchende Triumphe . . . und neues blankes luſtiges Gold zu erringen . .

Denn Herr von Döring brauchte viel, viel Gold für seine noblen Passionen — und er scheute sich nie, es von seiner Geliebten anzunehmen und — zu fordern ...

In welcher blinden Liebesraserei die unglückliche, fast vierzigjährige Frau sich gefiel, bezeugen ihre Briefe, die nach ihrem Tode zum Theil veröffentlicht wurden. Hier nur einige charakteristische Stellen über ihr Verhältniß zu Döring:

„Danzig, Mai 1843 ... Ich fühlte es wohl, daß ich an einem Wendepunkt meines Lebens stehe und wie mein Schicksal sich in der nächsten Zukunft gestalten wird, das muß noch zur Klarheit in mir werden. Nur predigt mir nicht von Ruhe vor, für mich giebt es hier keine. Ich muß fort — unaufhaltsam fort, und was mir in den Weg tritt, reiße ich mit mir. Ob nun der Strom meines Lebens zu einem Abgrunde führt oder sich noch ruhig in die Sandfläche der Alltäglichkeit verlaufen wird — wer kann das wissen? Jetzt eile ich mit meiner kranken Brust von Anstrengung zu Anstrengung, von Aufregung zu Aufregung, von Triumph zu Triumph, und jeder Schritt führt, Gott sei Dank, näher dem Grabe. Ich habe Alles und die Welt beneidet mich, und doch habe ich mir den Tod nie sehnlicher gewünscht, als eben jetzt ..."

„Königsberg, Juni 1843 ... Ihr Gebet zu Gott, daß er meinen Herzen endlich Ruhe schenken möge, wird wohl nicht eher in Erfüllung gehen, als bis dies Herz ganz stille steht; denn leider sehe ich immer mehr ein, daß ich Phantomen nachjage, nie erreichen werde, wonach ich strebe, und so ewig unbefriedigt bleiben werde. Darum, liebe Freundin, je eher dies unruhige Herz aufhört zu schlagen, desto früher geht mein heißester Wunsch in Erfüllung ... Das Leben lastet schwer, schwer auf mir und gewaltsam strebt meine Seele aus dem lästigen Kerker heraus."

„Zürich, September 1843 . . . Ich ſollte meinen, es wäre kein ganz verfehlter Lebenszweck, dem beſten, liebenswürdigſten und liebenswertheſten Menſchen ſein durchaus nicht vom Glück begünſtigtes Daſein erleichtern zu helfen, ſtatt ihm die Hand zu entziehen, die er voll Zuverſicht und Vertrauen ergriffen hat, und um ſo weniger werde ich mich jetzt aus ängſtlicher Sorge für meine eigene Zukunft losſagen, da er unglücklich iſt und keine Freundeshand als die meinige auf dieſer Welt hat. Ich werde nur nach ſeinem Willen handeln und nur ſein Wille kann mich von ihm trennen. Bis jetzt habe ich zu allen meinen Handlungen mich beſtimmen laſſen und habe nicht ſelten Urſache gehabt, zu bereuen, daß ich nicht meinem eigenen Willen gefolgt bin. Dies Mal nun bin ich feſt entſchloſſen, ſo ſelbſtſtändig zu handeln, wie möglich, und mich nur dem Willen des Einen unterzuordnen, dem ich aus voller Ueberzeugung mein Geſchick in die Hand gegeben habe . . .“

„Nürnberg, Juni 1846 . . . Nichts wird mich in meinem Entſchluſſe wankend machen, mein ganzes Leben mit allen ſeinen edelſten Kräften nur ihm zu widmen. Schelten Sie mich nicht exaltirt, theurer Freund, es iſt nun einmal ſo und kann nicht anders ſein und werden. Ich bin dem Leben und der Kunſt zurück gegeben und trete nun mit neuer Kraft, mit belebtem Muth allen Plagen entgegen, die meiner noch bis zum Spätherbſt warten . . .“

Am 29. Auguſt 1847 ließ ſich Wilhelmine Schröder-Devrient zu Kleinzſchocher bei Leipzig in aller Stille mit Döring trauen — trotz der Warnungen und Bitten ihrer Freunde.

Kurz vor der Trauung erhielt die Verblendete noch einen ſolchen Warnungsbrief. Der Herzog von Koburg ſchrieb ihr:

. . . „Die Nachricht, daß Ihr Verhältniß mit Herrn von Döring nicht nur fortbeſteht, ſondern ſogar zur Ehe

führen ſoll, hat mich mit dem tiefſten Schrecken erfüllt. Von allen Seiten und ſchon lange iſt dieſer Döring mir nämlich als einer der allerverächtlichſten Menſchen geſchildert worden, als ein Menſch, der nur darauf ausgeht, Sie auszubeuten, und der dabei mit dem Luxus groß thut, den er mit dem Ihnen abgenommenen Gelde treibt. Das Letztere ſoll ſogar ſeine Kameraden ſchon mehrere Male zu Deliberationen darüber gebracht haben, ob es ihnen möglich bleibe, mit ihm fortzudienen. Ich wiederhole, wie wehe es mir thut, Ihnen ſo Schmerzliches ſagen zu müſſen; ich wiederhole aber zugleich nochmals, daß, wenn ich Ihr wahrer Freund bin, ich das Geſagte nicht verſchweigen durfte . . .“

Mit welchen Gefühlen muß die Unglückliche an den Altar getreten ſein!

In einer ſolchen verzweiflungsvollen, hohnlachenden Babanque-Stimmung hatte ſie kurz vor der Trauung den von Döring aufgeſetzten Ehekontrakt — — ungeleſen unterſchrieben . . .

Ihre Hochzeitsreiſe war — eine neue Gaſtſpieltour, Gold und immer mehr Gold zu erjagen, denn der Herr Gemal konnte von dieſer Sorte nie genug bekommen, um es leichtſinnig zu vergeuden. Und er trat jetzt, da er den Ehekontrakt in Händen hatte, immer rückſichtsloſer — immer brutaler gegen die Frau auf, die ihm Alles geopfert!

Auf der Gaſtſpielreiſe nach Petersburg ſang Wilhelmine in Riga am 29. Dezember 1847 — gerade 4 Monate nach ihrem Hochzeitstage — den Romeo . . . zum letzten Mal. Wenn ihr an jenem Abende, als Lorbeer und Jubel ſie umrauſchten, Jemand geſagt hätte: Hiermit nimmſt Du überhaupt Abſchied von der Bühne — Du wirſt nie wieder die Bretter Deines Ruhmes und höchſten Erdenglückes betreten . . .!

Und weiter ging's nach Dorpat ... Was dort zwiſchen den Gatten vorgefallen iſt? — Wir wiſſen es nicht, aber es muß Entſetzliches geweſen ſein ... Selbſt Wilhelmine wagte es nur anzudeuten: „Plötzlich warf Döring die Maske ab und ſtand vor mir — ein vollkommener Teufel ... Ich war vernichtet, zertreten, eine Bettlerin, an Leib und Seele todkrank und ohne Hoffnung, mich jemals wieder aus meinem Elend erheben zu können ...“

Hohnlachend wies dieſer „vollkommene Teufel“ auf den Ehekontrakt hin, in dem die Gattin ihm Alles verſchrieben hatte: was ſie beſaß und was ſie jemals beſitzen werde und ſogar die Hälfte ihrer Dresdener Penſion ...

Mit dieſem Ehekontrakt in der Hand eilte Döring nach Sachſen zurück und legte Beſchlag auf ſeiner Gattin Vermögen. Sie ſtrengte von Berlin aus die Scheidungsklage an. Ihr tiefes Leid ſpricht ſie in einem Briefe aus Berlin vom Juli aus:

... „Ich bin todt für dieſe Welt ... Was Sie fürchten, muß ich Ihnen beſtätigen: ich bin verſtummt — und zwar für immer — und was Sie hoffen, wird nicht in Erfüllung gehen, denn ich werde weder als blutdürſtige Lady Macbeth, noch als raſcheſchnaubende Medea auftreten; und ſtänden mir ſelbſt in Wirklichkeit die Zauberkräfte der letzteren zu Gebote, ich würde keinen Gebrauch davon machen, denn mein Jaſon iſt keiner Verfolgung werth! — Ich war und bin über allen Ausdruck unglücklich, und die grauſigen Geſchicke, die in dem letzten halben Jahre gleich ſchweren Gewittern ſich über meinem Haupte entluden, haben eine ſo vollſtändige Zerſtörung ſowohl in meinem Innern, als Aeußern hervorgebracht, daß ſchon darum an ein vollkräftiges neues Auftreten in der Welt für mich nicht mehr zu denken iſt. Meine Seele iſt todeswund und jede leiſe Berührung macht ihr Schmerzen. Seit einem halben Jahre ſinge ich nicht mehr, da ich kaum Muſik hören kann ...

... Ich bin elend und krank — aber frei! Den Gnadenstoß hat mir der Tod meiner Tochter gegeben, die am 22. Mai in Hannover in meinen Armen verschieden ist.

Seit drei Monaten lebe ich hier in dem bewegten Berlin ganz allein, abgeschieden und vollständig vereinsamt; ich wollte hier die gerichtlichen Differenzen mit Herrn von Döring abwarten, die sich aber leider so in die Länge ziehen, daß ich ihr Ende wohl nicht mehr erleben werde ... Meine pekuniären Verhältnisse gebieten mir die größte Einschränkung, da Herr von Döring Alles, was ich mein nannte, für sein Eigenthum erklärt hat. Gott mag also wissen, wohin mich das Schicksal noch schleudern wird; doch was ist an mir gelegen?"

Sogar seine Einwilligung zur Scheidung ließ Döring sich durch eine hohe Summe abkaufen, welche Wilhelminens Freunde zusammenbrachten. Ende 1848 war sie frei — aber gebrochen für's Leben!

Die trostlose Oede in ihrem Innern — die krankhafte Gährung in Hirn und Herzen — der unklare Drang, sich durch Thaten zu betäuben — und das alte qualvolle Grauen vor dem Alleinsein führten die verlassene Frau und die gestrandete Künstlerin, die auf der Bühne nie mehr Lorbeern zu erringen hoffen durfte, im wilden Taumel der — Revolution in die Arme ... Und sie verhehlte ihre Barrikaden-Sympathien nie und nirgends.

Im Spätherbst des tollen Jahres 1848 war sie nach Dresden zurückgekehrt, — als Pensionärin der dortigen Hofbühne. Welch ein trauriges Wiedersehn der Stätten, von denen ein viertel Jahrhundert hindurch ihr strahlender Künstlerruhm in alle Welt hinaus gegangen war! Wo sie des Lebens Lenz bis auf die letzte Blüte ausgekostet hatte! — — Und jetzt alles verglüht und verblaßt!

Wenige Tage, nachdem Robert Blum's Henker-Tod am 9. November auf der Wiener Brigittenau in Dresden bekannt geworden, ging Wilhelmine Schröder mit dem ihr engbefreundeten Maler Ernst Benedikt Kietz über die Brühl'sche Terrasse. Kietz ist der Maler jenes wunderschönen Pastellbildes, das die geniale Sängerin en profil, mit Pelzüberwurf auf der entblößten Schulter, zeigt. Das Bild ist vor Jahren bei dem großen Brande des schönen Dresdener Theaters, für dessen Künstlergallerie es gemalt war, verloren gegangen, — zugleich mit der herrlichen Marmorbüste, die Rietschel 1839 von der Künstlerin für das Schauspielhaus geschaffen hatte — und auch mit den Kostümbildern, die von meiner Dresdener Künstlerzeit zeugen sollten.

Freund Kietz hat mir später hier am Zürichsee die folgende Scene erzählt:

Wilhelmine Schröder hatte sich bereits durch manches kühne revolutionäre Wort „kompromittirt" und sich offen als Demokratin bekannt. Mit Robert Blum war sie sehr befreundet. Sein Tod hatte sie mit tiefer Trauer — aber auch mit bitterem Groll erfüllt. Soeben hatte sie noch ihrem Herzen gegen Kietz Luft gemacht.

Da trat ihr der russische Gesandte, Baron Budberg, in den Weg — und sagte mit sarkastischem Lächeln:

„Schöne Frau! Sie tragen ein schwarzes Sammet Band um den Hals. Soll das Ihre Trauer über den Tod des Barrikadenhelden Blum ausdrücken?"

„Nein! meine Trauer um den gemordeten Freund trage ich tief im Herzen — aber, Herr Baron" — flammte Wilhelmine auf — „sollten Sie einmal vom Volk an den ersten besten Laternenpfahl gehängt werden, wie Sie es redlich verdient haben — — so werde ich meine Theilnahme durch ein brennend rothes Band am Halse bezeugen!" Sprach's — und ließ den verdutzten Gesandten stehen.

Das Wort hat Herr von Budberg ihr nie vergessen — — und Frau Wilhelmine von Bock hat es schwer büßen müssen.

Auch an dem Dresdner Maiaufstand des nächsten Jahres soll Wilhelmine Schröder, die den Tag vorher erst aus Paris zurück gekehrt war, sich zugleich mit Richard Wagner und Gottfried Semper betheiligt haben, indem sie flammende Reden an's Volk hielt und zum Bau von Barrikaden anfeuerte.

Doch eilte sie schon am 5. Mai, tieferschüttert von dem Kontrast zwischen dem blühenden, lachenden Frühling rings umher an den Elbufern und dem Sturmläuten und allen Schrecken der Verwüstung und des blutigen Todes in der dem Verderben geweihten, einst so fröhlichen, blühenden Stadt . . . weiter nach Berlin.

Einer Freundin, mit der sie revolutionäre Sympathien verbanden, Fanny Lewald, die ihr wieder zuredete, sich dem recitirenden Drama zu widmen, antwortete sie mit traurigem Kopfschütteln:

„Ich kann nichts ohne Musik! Musik ist das Element, das meine Kräfte flüssig macht und in Bewegung setzt. Und wenn ich es versuchen wollte, wenn ich die Rollen meiner Mutter spielen wollte, so würde ich mir wie eine elende Nachahmerin vorkommen, denn die Rollen, welche die Mutter gespielt hat, sind nicht anders zu schaffen, als sie sie hingestellt hat, und ich muß schaffen! schaffen! selbst schaffen! — Auch vergessen Sie, daß es Positionen gibt, in denen man absolut nicht Fiasko machen darf. Wo sollte ich probiren, was ich kann?! Und wenn es mißlänge? — Die Schröder-Devrient kann mit ihrem Leben Schiffbruch leiden, das geht nur sie allein an — auf der Bühne aber darf sie nicht scheitern . . ."

Da schien es fast noch ein Mal, als ob dies arme viel durchstürmte Menschenherz mit seinen wilden Dämonen

doch noch zur Ruhe kommen solle. Der livländische Gutsbesitzer und spätere Landmarschall von Bock, ein hochgebildeter Kunstfreund und edler Mann, dessen Bekanntschaft Wilhelmine in Paris gemacht, hatte den Muth: dieser Frau mit dem bösen Ruf und der wirren Vergangenheit und dem wilden Herzen seine Hand, seinen Reichthum und seinen reinen Edelmannsnamen zu bieten. Die Trauung fand im Frühling 1850 in Gotha statt.

Frau von Bock hatte den besten Willen, ihrem Gatten — „ein edler begabter Mensch, voll zarter Liebe und Sorgfalt für mich" — eine treue Gefährtin und sorgsame Hausfrau zu werden. Sie folgte ihm auf sein Gut nach Livland — — aber ihr ruheloses Herz hielt es kein Jahr in dieser Einsamkeit aus. Wie die Blume nach der Sonne — so schmachtete es nach deutscher Lebensluft und deutschen — Huldigungen.

Schon im nächsten Sommer war sie wieder in Deutschland . . . Da wurde sie in Dresden wegen ihrer Betheiligung am Maiaufstand verhaftet, gegen Kaution wieder frei gegeben, — die Untersuchung aber nach einigen Monaten durch die Gnade des Königs niedergeschlagen. Jetzt erinnerte sich auch der russische Gesandte, Baron Budberg, jener Scene auf der Brühl'schen Terrasse zwischen ihm und Robert Blum's Freundin — und die Folge war, daß Frau von Bock wegen ihrer revolutionären Gesinnungen aus Rußland ausgewiesen wurde . . .

Nach langen Bemühungen und großen pekuniären Opfern gelang es endlich Herrn von Bock, dies Verbannungsdecret aufzuheben. Im Frühling 1854 durfte Wilhelmine sich zur Heimreise nach Livland rüsten. In einem Abschiedsbriefe heißt es:

. . . „Ich werde nun in kurzer Zeit nach einem Lande zurückkehren, welchem ich meinem ganzen Wesen nach ewig

fremd bleiben werde und in welches mich nichts zurückruft, als eine heilige Pflicht, an welches mich nichts fesselt, als die Liebe und Hochachtung für den besten und edelsten Mann. Ich steige in ein offenes Grab, und mit dem Niedersinken des russischen Schlagbaumes versinkt auch für mich Alles, was sonst ein Leben wohl schmückt. Kunst und Poesie, der Verkehr mit Menschen, an deren reichem Wissen man sich erlaben kann, Industrie und Weltgeschichte — Alles das bleibt jenseits jenes Schlagbaums zurück. Aber ich werde dort eine Häuslichkeit, Ordnung und — Ruhe, wenigstens äußere Ruhe finden und an der Seite eines Mannes leben, der mir ein treuer und liebevoller Freund ist. Ich werde nicht allein sein in der Einöde, die mich erwartet, ich habe den treuen Freund, den geliebten Mann und — mich selbst . . ."

Aber sie betrog sich selbst. Sie, die im regsten Künstler- und Liebesleben, in Dresdens wogender Geselligkeit und auf ihren jubelvollen Triumphreisen von Bühne zu Bühne schon vom Grauen vor dem Alleinsein gemartert wurde — — wie hätte sie in russischer Einöde zur Ruhe kommen können?

Und so klagt sie, kaum in Livland angekommen, in ihren Briefen nach Deutschland auf's Neue:

. . . „Ich kann nicht leben, wo mein Flügel nicht Stimmung hält; ich bin ja schon halb todt, wenn ich keinen Ton aus der Kehle bringen kann — und dazu denkt Euch einen acht Monate langen Winter! . . ."

. . . „In meiner neuen Heimat angelangt, war die erste Zeit meines Hierseins dadurch in Anspruch genommen, das Chaos, welches mich umgab, zu lichten, Ordnung und Sauberkeit, soweit dies hier überhaupt möglich ist, herzustellen und wenigstens den Räumen, die ich bewohne, einen Anstrich von Poesie zu geben, ohne die es mir einmal nicht möglich ist zu leben, was aber mit den unendlichsten Schwierigkeiten

verknüpft war, denn hier ist Alles Prosa, nackte kahle Prosa in ihrer unschönsten Gestalt . . . Mich hat hier ein unüberwindliches Unbehagen erfaßt . . . ein Unbehagen, das wie eine düstere Wolke auf meinem Gemüth lastet . . ."

Dazu das ruheloſe qualvolle Nagen der eitlen Gedanken an dem triumphverwöhnten Herzen: Im fernen Deutschland bist Du als Künstlerin schon vergessen! Hier in dieser Einöde bist Du lebendig begraben!

Wer könnte Wilhelmine Schröder das so nachfühlen, wie ich, die auf ihrem einsamen Schweizer Berge dieselbe nagende Qual ein volles viertel Jahrhundert ausgestanden hat, bis mein Name in meinen „Bühnen-Erinnerungen" auflebte und Karoline Bauer in Deutschland wieder eine gefeierte Künstlerin wurde!

Diese Angst vor der Verschollenheit klagt in einem Briefe Wilhelminen's vom Jahre 1855 dem fernen Freunde:

. . . „Wer kümmert sich jetzt in Deutschland noch um die Schröder-Devrient? . . . Ich habe vorigen Winter (in Berlin) oft mit blutendem Herzen im Theater gesessen . . . Man hat es ihnen doch vorgemacht! Wie kommt es denn, daß sich auch nicht eine leise Andeutung übertragen hat von dem, was ich vor dem ganzen Olymp verantworten konnte? Das Publikum, das mich doch auch gesehen und gehört hat, jubelte und schrie, mehr als es jemals bei mir gethan. Da rollte mir wohl eine stille Thräne über die Wangen und leise seufzend rief ich aus: Unsinn, Du siegest und ich muß untergehen! — Es gibt wohl kein schmerzlicher Gefühl, als das: — umsonst gelebt zu haben! Aber ist nicht jetzt die ganze Welt ein großes Narrenhaus? Wohin man sieht, ist an die Stelle der göttlichen Vernunft ein Zerrbild getreten. Wahrheit und Natur sind verschwunden, vor allem aus der darstellenden Kunst, und das einzige Ziel, welchem nachgejagt wird, ist — ein voller Geldbeutel, gleichviel,

durch welche Mittel er gefüllt wird. Zum größten Theil ſind die Künſtler der Jetztzeit Heuchler, auf der Bühne, wie außer derſelben — und wo im Leben keine Wahrheit iſt, da iſt ſie auch nicht in der Kunſt . . ."

In dieſem alten Grauen vor dem Alleinſein — und in dieſer neuen Angſt vor der Vergeſſenheit hatte die zweiundfünfzigjährige Frau auf ihrem reichen Livländiſchen Edelſitze nicht Raſt und Ruhe — — bis ſie im April 1856 in der Berliner Sing-Akademie Schubert's „Erlkönig" und „Raſtloſe Liebe" und „Ich grolle nicht" geſungen — mit faſt erloſchener Stimme, aber mit der alten Glut der Empfindung und der Kraft ihres dramatiſchen Vortrags — — und bis ſie neue Triumphe als Liederſängerin gefeiert hatte . . . In den nächſten beiden Jahren ſang ſie wiederholt in Konzerten: in Berlin, Dresden und Leipzig . . . Ja, ſie bereitete ſich vor, in Weimar wieder die Bühne zu betreten und dann gleich der Sontag-Roſſi in Amerika im Triumphzuge Lorbeeren und Gold zu ernten . . . Sie wollte auch die Geſchichte ihres Lebens ſchreiben: — „es iſt eben jene alte Geſchichte, bei welcher einem das Herz im Leibe bricht. Die Welt hat nur die Roſen auf meinem Lebenspfade geſehen, aber nicht gewußt, wie wund ich mich an ihren Dornen geritzt habe. Indeſſen, es iſt mir daran gelegen, daß mein deutſches Vaterland erfahre: aus welchen Schmerzen die Künſtlerin ſich entwickelt hat, die es ſo oft durch ſein Zujauchzen die Dornen hat vergeſſen machen . . ." Sie wollte . . .

Da, mitten in dieſem krampfhaften Ringen nach neuem Leben und neuen Triumphen — — klopfte der Tod in ſeiner grauſigſten Geſtalt an dies ruheloſe leidenſchaftliche arme Menſchenherz . . .

Noch am 6. März 1859 ſang Wilhelmine Schröder mit letzter — gebrochener Kraft öffentlich in einem Konzert

zu Leipzig — — ihren Schwanengesang. Dann brach sie auf ein langes Schmerzenlager nieder . . . um nie wieder zu erstehen.

Sie hat furchtbar gelitten — aber sie wollte dennoch nicht sterben. Alle alten Dämonen des Herzens wurden auf diesem Todtenbette wieder wach und klammerten sich verzweiflungsvoll an das Leben und seine — ach! so heiß geliebten Freudenkränze und Ruhmeskronen . . . Dazu die immer wieder auflodernde Angst vor dem Vergessenwerden! Die zittert aus einem ihrer letzten Briefe noch heute nach:

. . . „Wie traurig ist des Mimen Loos! Wir sollen, wir können ja hauptsächlich nur auf die Masse wirken, vermögen aber keine tieferen Spuren einzudrücken, als leichter Sand sie aufnimmt, — ein leichter Windhauch kräuselt darüber hin, und Alles ist verweht und — vergessen. — — Mein Herzblut habe ich ihnen hingesungen — und nun?! . . .“

Frau Ungher-Sabatier, der Wilhelmine Schröder und ich einst die letzten Abschiedskränze auf Dresdens Bühne reichten, besuchte die sterbende Kollegin und erzählte später ergreifend: wie qualvoll sie gegen den Tod angekämpft und gemurrt habe — ein Bild des Grauens, wie die sterbende Königin Elisabeth auf dem Steuben'schen Gemälde . . .

Und doch fehlte dem Schmerzenslager der sterbenden Künstlerin auch ein freundlicher Engel nicht: das Bewußtsein, durch ihre gottbegnadete Kunst nicht allein viele Menschenherzen erfreut — sondern auch viele bange, bittere Thränen im Auge der Armuth und des Elends getrocknet zu haben.

Wilhelmine Schröder-Devrient war im großartigsten Sinne wohlthätig. Ihr menschenfreundliches Herz wurde trotz mancher bitteren Erfahrung nie müde, Erdennoth zu lindern. Auch hierin glich sie ganz ihrer großherzigen Mutter.

An ihrem Sterbebett möchte ich einige Züge von ihrer edelsten Nächstenliebe erzählen, ehe das Grab sich schließt. Die Nachwelt wird dann milder über dies arme schwache Menschenherz richten, das so oft irrte und strauchelte.

Bei den Armen und Elenden in Dresden war die liebe gute Madame Schröder-Devrient sehr beliebt — und wohl die populärste Frau der Stadt. Niemand in ganz Dresden wurde so oft zu Gevatter gebeten — und stets kam sie selbst, auch in die elendeste Hütte, das Kind aus der Taufe zu heben und für ein freundlich Taufffest zu sorgen und nach Kräften Ordnung und Reinlichkeit herzustellen.

Weihnachten war in ihrer Wohnung am Theaterplatz stets großer Jubel: da bescheerte sie ihren Armen und in herzlichster wohlthuendster Weise. Das ganze Jahr strickte sie zu dieser Christbescheerung, während sie sich frisiren ließ.

Als ihr ältester Sohn Wilhelm — heute Landwirth in Livland — in einem Dresdener Institut erzogen wurde, durfte er nie zur Christbescheerung seiner Mutter kommen, ohne einige arme Knaben, die er selber aufgesucht, unter den brennenden Christbaum mitzubringen und ihnen von seinen Gaben mitzutheilen — „denn der Junge soll sich von Jugend auf gewöhnen, an die Armen zu denken!“ — sagte die Mutter.

Und wie oft hat Wilhelmine Schröder-Devrient in den Konzerten und zu den Beneficen armer Künstler gesungen und selbst kostspielige und anstrengende Reisen dazu nicht gescheut — um den bedürftigen Kollegen durch ihren Namen eine gute Einnahme zu sichern.

Den Abgebrannten eines Weimar'schen Dorfes sandte sie ihr ganzes Romeo-Honorar aus Berlin — 25 Frdd'or.

Sie hatte sich einen neuen Flügel gekauft und ihr älteres Instrument zum Verkauf annonzirt. Ein dürftig gekleideter junger Mann kam darauf in ihre Wohnung — und wollte gleich wieder gehen, als er von der Kammerjungfer den

Preis erfuhr und wem das Klavier gehörte. Aber wenigstens ein Mal auf dem Instrument spielen, das die Schröder-Devrient so oft zu ihrem Gesange begleitet hatte! — dieser Versuchung konnte er nicht widerstehen. Die Jungfer hatte ihm gesagt, daß Niemand in dem Zimmer sei. Und so vertiefte er sich in sein Spiel auf dem herrlichen Instrument und strömte sein junges warmes Herz in Tönen aus ... bis die Schröder-Devrient in ihrer ganzen bezaubernden Liebenswürdigkeit hinter ihm stand und ihm lächelnd Bravo! zurief. Bald hatte sie seine Schüchternheit überwunden und sein Leben und sein Herz lagen offen vor ihr da. Sie wußte, daß er arm war, und daß er nicht daran denken könne, so viel Geld für ein Klavier auszugeben — daß dessen Besitz ihn aber zum glücklichsten der Sterblichen machen würde ...

Sie entließ ihn freundlich — und sandte ihm am andern Tage das Instrument, mit der Bitte: es als Andenken an die Schröder-Devrient anzunehmen, die keine höhere Freude kenne, als Anderen Freude zu bereiten!

Als ein praktischer Freund ihr wegen dieser neuen Verschwendung Vorwürfe machte, denn sie sorge zu wenig für ihr Alter! — sagte sie mit einem milden, fast wehmüthigen Lächeln:

„Auf die Paar Thaler darf es in diesem Falle gar nicht ankommen — das ist Herzenssache. Aber Ihr ahnt gar nicht, wie Einem zu Muthe ist, der sich von solch einem stummen Gefährten für immer trennen soll! Vor diesem Instrument habe ich Jahre lang all' mein Glück und all' mein Leid' ausgeschüttet — und der Gedanke war mir schon längst schmerzlich, den alten Vertrauten für schnödes Geld in die ersten besten gleichgiltigen Hände zu geben ... Jetzt bin ich herzlich froh, ihn bei einem guten Menschen untergebracht zu haben, der ihn lieb hat und zu traktiren weiß!"

Einem Tänzer, der ein Bein gebrochen, kaufte sie zum Erwerb eine Leihbibliothek.

Einer alten Gänsehüterin zu Elgersburg in Thüringen, mit der sie während eines Badeaufenthaltes zuweilen gesprochen, ließ sie einen warmen Mantel machen — und schrieb dazu ... „Die Frau soll zwar ein rohes und ungesittetes Geschöpf sein, — aber à qui la faute, daß diese Menschen so sind?! Man kann sie darum nicht verhungern und erfrieren lassen und muß für sie thun, was man eben kann ..."

Dieser Wilhelmine Schröder-Devrient widmete der alte Tiedge, der Dichter der „Urania", der in Dresden seinen Lebensabend beschloß, die Vieles sühnenden Worte:

„Hoch vom Ruhm emporgetragen
Strahlt Dein Nam' im Glanze dieser Welt;
Was Du thust in stillern Tagen,
Das wird in ein Rechnungsbuch getragen,
Das ein Engel dort in jener hält!"

Dieser Engel hat ihr den letzten Erdenhauch von den erblassenden Lippen geküßt. Nach langen furchtbaren Leiden ist sie sanft gestorben — am 26. Januar 1860 zu Koburg.

An ihrer Gruft wurden auf ihren Wunsch gesungen: „Es ist bestimmt in Gottes Rath!" und „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Aber auch in der Erde sollte dies ruhelose Herz nicht gleich Ruhe finden. Da sich in ihrem schriftlichen Nachlaß der Wunsch ausgesprochen fand: in Dresdens Erde zu ruhen! — ließ Herr von Bock den Sarg wieder ausgraben und auf dem Dresdener Trinitatis-Friedhofe beisetzen und das Grab mit einem Granitwürfel und der Inschrift schmücken:

Wilhelmine von Bock.
Schröder-Devrient.

* * *

An dieſen beiden Gräbern zu München und zu Dresden ſind die wilden Dämonen verſtummt, die der Mutter und der Tochter Herzen im Leben ſo zügellos durchtobten ...

Aber die Frage drängt ſich auf: ob Sophie und Wilhelmine Schröder ſo große — einzige — herzbewegende Künſtlerinnen der Bühne geworden wären: *ohne* dieſe Dämonen heißeſter Leidenſchaften in ihren Herzen?

Schwerlich! Ein Wort darüber von Sophie Schröder habe ich ſchon angeführt. Ich wiederhole es hier:

„Wir ſollen Euch die Leidenſchaften in ihrer ganzen Wahrheit auf der Bühne darſtellen, — was ſcheltet Ihr uns, wenn wir ſie ſelbſt empfinden?!“

Ein ähnliches Wort von Wilhelmine Schröder hat uns ein Augen- und Ohrenzeuge aufbewahrt. Die Künſtlerin gaſtirte im September 1835 unter phrenetiſchem Enthuſiasmus der heißblütigen Magyaren in Peſt. Sie erſchien ſtets mit einer glänzenden Suite von Verehrern, unter denen Graf Koloman Majláth als Begünſtigter galt — der Sohn des unglücklichen Grafen Johann Majláth, des Freundes und Biographen meiner berühmten Kollegin Sophie Müller, der im Januar 1855, müde des Kampfes um's Daſein, ſeine Tochter im Arm, im Starnberger See Erlöſung ſuchte und fand. —

Unſer Gewährsmann, der Ungar Kertbeny ſchreibt über jenes Gaſtſpiel Wilhelminen's in Peſt:

... „Ich entſinne mich eines Aktſchluſſes, bei dem die Devrient als Fidelio jenen berühmten markerſchütternden Schrei ausſtieß und dann, noch am ganzen Leibe zitternd, in die Couliſſen ſtürzte, daß ein Kreis von Enthuſiaſten, die ſie dort erwarteten, noch mehr applaudirend raſ'te, als das Publikum im Parterre. Die große Künſtlerin rang nach Athem und warf ſich auf einen Stuhl in der Garderobe, während alle jene Verehrer ſie lobpreiſend umſtanden. Plötzlich

ſprang ſie auf, ergriff einen der Wortreichſten am Kragen und rief heftig: Hat Ihnen meine Darſtellung wirklich ſo ſehr gefallen, wie Sie mich verſichern möchten? Nun gut, aber ich habe gehört, daß Sie, Herr Doktor, ſich neben dieſer Kunſtkritik auch ganz beſonders die Kritik über mein Privatleben angelegen ſein laſſen! Ei, Verehrteſter, ſo ſtellen Sie doch einmal Ihre gar ſo ſittlichen Bürgerfrauen, vor denen ich allen Reſpekt habe, da hinaus auf die Bühne und es ſoll mir eine dieſer Abgeklärten, Ruhigen den Fidelio ſo ſingen und ſpielen, wie ich es that. Wenn man Leidenſchaften darſtellen ſoll, muß man auch Leidenſchaften haben, denn nur das reißt hin, was man ſelbſt fühlt . . .“

Nein, ohne des Herzens entfeſſelte Dämonen wären Sophie und Wilhelmine Schröder nimmer ſo große — einzige — herzbewegende Künſtlerinnen geworden, wie ſie in der deutſchen Bühnengeſchichte in ihrer Art unerreicht daſtehn — — aber ſicher glücklichere, beglückende Frauen! —

3. Bei seiner Majestät.

Der König soll mein König sein,
Wohlan, Er lebe hoch
Und sieht Er manchmal sauer drein,
So ist Er König doch.
Er ist mein König und mein Mann,
So sing ich, was ich singen kann:
Der König lebe hoch!

Zelter beim Richtschmaus der Berliner Singacademie, Dezember 1825.

Als ich im Herbst 1824 die Königstädter Bühne aufgab und ein Engagement am Königlichen Schauspielhause annahm, ging ein Flüstern durch die Stadt: auf besonderen Wunsch des Königs, der an der munteren blonden Schauspielerin ein tieferes Wohlgefallen gefunden, hätten der Geheime Kämmerier Timm und Fürst Wittgenstein, welche einen anderen weiblichen und gefährlicheren Einfluß auf Se. Majestät fürchteten, dies Engagement durch Herrn von Arnim (Pitt), den Stellvertreter des durch Spontini auf einige Zeit verdrängten Intendanten Grafen Brühl, und die vertraute Mittelsperson, Geh. Rath v. Gräfe betrieben: um mich den Augen und den Wünschen des Königs näher zu bringen ...

Wie viel an diesem Gerede war, weiß ich nicht. Nur so viel ist gewiß, daß Friedrich Wilhelm III. am 9. November 1824, noch ehe ich auf der königlichen Bühne aufgetreten war und noch ehe der König auch nur ein Wort an mich gerichtet hatte, sich in der Schloßkirche zu Charlottenburg heimlich mit der Gräfin Auguste Harrach vom Bischof Eylert trauen ließ — in Gegenwart des Kronprinzen, des Groß-

herzogs von Mecklenburg Strelitz, des Fürsten Wittgenstein, des Oberhofmeisters von Schilden, des Oberst von Witzleben, des Kabinetsrath Albrecht, des Geheim. Kämmeriers Timm, und den Eltern der Braut.

Als dies Geheimniß am andern Tage in Berlin laut wurde, war das Erstaunen und die Ueberraschung allgemein — ja, man glaubte das größte Recht zu haben, darüber empört zu sein: was „der alte Herr" sich einfallen ließ! Die unbekannte „Stiefmutter," die es wagte, den Platz einer Luise einzunehmen, wurde geradezu gehaßt. Neben einer katholischen Kronprinzessin nun auch noch eine „katholische Stiefmutter" — das war zu viel für die sittliche Entrüstung Berlins. Natürlich würde nun auch der König und der ganze Hof katholisch werden — und dann müßte auch das Land nachfolgen! — Als das Briefporto erhöht, auf der Charlottenburger Chaussee Chausseegeld verlangt und neue Silbergroschen geprägt wurden, da brach der Jammer und der Zorn immer wieder auf's Neue los: Alles wegen der katholischen königlichen Stiefmutter!

In der katholischen Hedwigskirche wurden die Altarleuchter gestohlen. Als die Diebe merkten, daß ihre Beute nur von Neusilber, stellten sie dieselben nach einigen Tagen wieder auf den Altar, mit dem Zettel: „O Jemine! Kronprinzessin und Fürstin Liegnitz — und doch in der katholischen Kirche keene silbernen Leuchter! Det is man lumpig!"

Der leicht erregbare und stets fertige Stachelwitz der Berliner war unerschöpflich in Glossen über die „Stiefmutter" und die „Königin der Nacht," die bei Tage nur Fürstin war.

So hieß es: die Truppen schrien jetzt bei der Begrüßung des Königs nicht mehr „Hurrah!" — sondern „Harrach!"

„Man würde die Heirath für eine Fabel halten, wenn ihr nicht die Moral fehlte!"

„Der König ließ sich mit der Gräfin Harrach nicht vorher aufbieten, weil er wußte, daß seine Berliner das „Aufbieten“ nachher schon nach Kräften besorgen würden.“

Man erzählte sich, daß die Prinzen, besonders der Kronprinz über diese „Stiefmutter“ wüthend seien und daß die Prinzessinnen, die grade alle anwesenden Töchter des Königs, Alexandra-Charlotte von Rußland, Alexandrine von Mecklenburg und die mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande verlobte Luise und die Kronprinzessin Elisabeth gar nicht aus den Thränen heraus kämen — — ja, daß Prinz Karl von seinem Vater zwei Tage Arrest bekommen, weil er die „Stiefmama“ schnöde behandelt habe . . .

An den „Böhmischen Edelstein,“ den der König sich in seine Krone gesetzt habe, wollte Niemand recht glauben. Man erinnerte lieber an das bunte böhmische Glasspielzeug.

Ja, vielleicht wäre dem Hofe und den Berlinern die kleine Schauspielerin Mlle. Karoline Bauer als königliche Freundin lieber gewesen — als die Frau Fürstin Liegnitz in ihrer schiefen Stellung als morganatische königliche Gemalin, in die sich Niemand recht hineinfinden konnte.

Meine erste Begegnung mit dem Könige fand bald nach seiner Wiedervermälung auf einem der sogenannten „Brühl'schen Bälle“ im Konzertsaal des Schauspielhauses statt. Diese Feste wurden so genannt, weil der Intendant Graf Brühl sie arrangirte und die Subskriptions-Einladungen dazu ergehen ließ. Ich schrieb damals darüber an meinen Bruder Louis:

„ . . . Die Graf Brühl'schen Subskriptionsbälle im Konzertsaale des Schauspielhauses habe ich auch zu „sehen“ bekommen, denn getanzt wird dort fast gar nicht. Man konversirt, beobachtet, mustert und — beneidet gegenseitig die Toiletten. Die Herren bewegen sich im Saal, die Damen sitzen meist auf den rings herum angebrachten Estraden.

Der König promenirt unermüdlich durch das Gedränge und ſpricht leutſelig mit Vielen. Dabei ſchaut er lächelnd umher, wie ein Vater, der ſich freut, die Kinder vergnügt zu ſehen.

Auf der vierten Eſtrade ſaß ich ganz beſcheiden mit der Mutter und einer befreundeten Familie und ergötzte mich an dem glänzenden Gewirr im Saal . . . als plötzlich mir zugeflüſtert wurde! „Der König will mit Ihnen ſprechen, ſteigen Sie hinab!“. . . und ich ſtand zum erſten Mal vor Friedrich Wilhelm dem Gütigen.

Ich fühlte, daß ſämmtliche Anweſende mich beobachteten, wie ich mich benehmen würde, es flimmerte mir vor den Augen — aber kaum begegnete ich den milden, gütigen Blick des Königs, ſo war ich gefaßt. Der König ſagte in ſeiner bekannten, abgebrochenen Weiſe, die durchaus keine „Emballage,“ keine „Präambula“ — kein „Brimborium“ liebte: „Freue mich, Brühl Sie für meine Bühne gewonnen — oft auf dem Königſtädter Theater geſehen — viel Vergnügen gemacht — muntres Weſen lieben — ſehr gefallen.“

„Ew. Majeſtät beglücken mich . . .“

„Wann auftreten?“

„Anfang Januar!“

„Welchen Stücken?“

„Beſchämte Eiferſucht — Juriſt und Bauer —“

„Gut, liebe Luſtſpiele — wünſche Glück!“

Dann nickte der König freundlich und ging weiter.

Hofrath Heun (Clauren) bot mir ſeinen Arm, mich wieder auf die Gallerie zu geleiten; doch nur mit Mühe gelangte ich hinauf. Alle Welt wollte mir vorgeſtellt ſein — mich ſehen — mit mir ſprechen . . .“

Auf dieſem Balle erſchien die Fürſtin Liegnitz zum erſten Mal in ihrer neuen Würde vor den Berlinern. Und wie wurde ſie angeſtarrt — kritiſirt!

Ich sehe sie in ihrer Loge noch lebhaft vor mir, als wär' es gestern gewesen: im himmelblauen Tüll, auf den dunklen Locken einen Turban von weißem Krepp mit Marabouts. Sie war keine Schönheit, aber sie sah frisch und blühend aus.

Verschüchtert und blöde saß sie da, als wüßte sie mit sich und dem Publikum nichts anzufangen. Der König erschien nur auf einige Augenblicke in der Loge seiner Gemalin und sprach mit ihr, ohne sich zu setzen. Auch er wußte sich augenscheinlich in diese neue Rolle noch nicht zu finden.

Der König sah es gern, wenn die ersten Mitglieder der Oper, des Schauspiels und Ballets auf diesen Brühl'schen Bällen im Konzertsaal und auf den größeren Subskriptionsbällen im Opernhause erschienen und wenn fleißig getanzt wurde. Zu den Maskenbällen wurden die jungen Kollegen förmlich kommandirt. Sie erhielten die glänzendsten Kostüme aus der Theatergarderobe und, wo's Noth that, auch wohl für den Abend — Tanzdiäten.

Einigen jüngeren Offizieren, die gelangweilt dem Tanze zusahen, sagte der König ungnädig: „Warum nicht tanzen? Sind Sie von Holz? Dann lieber zu Hause bleiben!"

Ein solcher glänzender Subskriptionsball im Februar 1826 sollte für mich von erhöhter Bedeutung werden. Mad. Brede, Württembergische Hofschauspielerin und Freundin Rahels, eine gefeierte Schönheit, hatte sich der Mutter und mir angeschlossen. Sie zog in ihrem reizenden Kostüm: weißes Atlaskleid, um den feinen klassischen Kopf eine Rosengnirlande geschlungen! — Aller Augen auf sich. Ich trug weißen Tüll über rosa Atlas und Orangenblüten — und fand auch mich recht hübsch und blühend.

Da nahte der König auf seinem ersten Rundgang mit glänzender Suite. An seiner Seite ging ein hoher englischer Offizier in rother goldstrotzender Uniform, mit einer mächtigen,

ſeltſam gehöckerten Habichtnaſe ... Der Herzog von Wellington, der berühmte Held der Freiheitskriege ...

Ehrerbietig trat das Publikum zu beiden Seiten zurück. Der König nickte mir huldvoll lächelnd zu, als wollte er ſagen: Ei, wir haben uns ja ſehr niedlich gemacht! — Auch bemerkte ich, wie Se. Majeſtät den Herzog von Wellington auf Auguſte Brede und mich beſonders aufmerkſam machte ...

Der Herzog richtete ſein Auge wohlgefällig auf uns — — ſtutzte — ſah mich durchdringend an — flüſterte dem Könige ein Wort zu — auch dieſer blieb ſtehen und fixirte mich mit erſtauntem Geſicht ... Und wiederholt konnte ich an dieſem Abend bemerken, daß ich für Se. Majeſtät und den engliſchen Gaſt ein Gegenſtand ganz beſonderer Aufmerkſamkeit war ...

Ein junger Offizier aus der königlichen Suite, der mich ſpäter zum Tanze aufforderte, konnte endlich meine brennende Neugierde ſtillen. Er hatte ganz deutlich gehört, wie Wellington dem Könige franzöſiſch zuflüſterte:

„Welche erſtaunliche Aehnlichkeit mit unſerer verſtorbenen Prinzeſſin Charlotte von England, der Gemalin des Prinzen Leopold von Koburg ...“

Wir werden bald ſehen: wie verhängnißvoll dieſe Aehnlichkeit für mich werden ſollte!

* * *

Wiederholt wurde ich von Se. Majeſtät in freundlichſter Weiſe ausgezeichnet, ſeit ich als königl. Hofſchauſpielerin zu den Auserwählten gehörte, die bei den kleinen, intimen, wöchentlichen Vorſtellungen „im Palais“ mitwirken durften.

Dies Palais, wo vor dem Hofe Komödie geſpielt wurde, war das ſogenannte „Prinzeſſinnen-Palais,“ das aber durch einen Schwibbogen über der Oberwallſtraße mit dem eigentlichen „Palais des Königs“ in Verbindung ſtand. Es hatte dem letzten Markgrafen Heinrich von Schwedt gehört und

war durch jenen Bogen mit dem früheren Kronprinzen-Palais verbunden worden, als in beide Räume die glücklichen Brüder, die unzertrennlichen „Kastor und Pollux“ von Preußen: — der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig mit ihrem jungen Glück, den holden Schwestern Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz, einzogen. — Nach dem Tode des Prinzen Louis und der Königin Luise wurde das kleine Palais der Wohnsitz der Töchter des Königs: der Prinzessinnen Charlotte, Alexandrine und Luise — und erhielt so im Volksmunde und bald auch bei Hofe den Namen: „Prinzessinnen-Palais.“ Als die Prinzessinnen nach Rußland, Mecklenburg und den Niederlanden verheirathet waren, bezog die Fürstin Liegnitz den oberen Stock, während unten der Prinz Albrecht bis zu seiner Vermählung mit der unglücklichen Prinzessin Marianne der Niederlande wohnte.

In diesem Palais hatte die Theaterliebhaberei des Königs in dem größten Saal eine bescheidene kleine Liebhaber-Bühne errichten lassen, auf der fast an jedem Montag, wenn der König nicht außerhalb Berlins weilte, und auch sonst noch, wenn hoher Besuch bei Hofe war, Komödie gespielt, gesungen und getanzt wurde.

Der König besuchte jeden Abend, Sommer und Winter, regelmäßig ein Theater, wenn nicht unvermeidliche Hindernisse eintraten. Mit dem Glockenschlage sechs betrat er seine kleine Seitenloge rechts von der Bühne — und während die Logenthür noch knarrte, gab der Kapellmeister das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre oder der heiteren Vormusik zu Lustspielen und Possen. Selbst wenn der König im Sommer in Potsdam, auf der Pfaueninsel, in Paretz oder Charlottenburg weilte und das schönste Wetter in's Freie lockte: — eine Minute vor sechs Uhr hielt die stadtbekannte, viel geflickte gelbe Kalesche mit den beiden schnaubenden Trakehnern vor dem Theater. Der König scheute die 3—4 Meilen staubiger

Chauſſee nicht, um in Berlin dutzend Mal geſehene, meiſtens nichts weniger als geiſtreiche Luſt- und Poſſenſpiele auf's Neue zu genießen. Auch bei dem regelmäßigen Badeaufenthalt in Teplitz fehlte der König keinen Abend in dem heißen, ſtickigen, kleinen Theater und ließ ſich von der oft recht mäßigen Wandertruppe altbekannte abgeleierte Poſſen vorſpielen und entfernte ſich erſt, wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, — zur Verzweiflung ſeiner Kavaliere.

Nur bei feſtlichen Gelegenheiten, wenn hoher Beſuch anweſend war, erſchien der König in großer Uniform mit Federhut in der königlichen Mittelloge. Aber gewöhnlich nur während des erſten Akts. Dann vertauſchte er die beengende Uniform mit ſeinem bequemen, langen, grauen Mititairüberrock ohne Epauletten und Orden und drückte ſich in ſeiner kleinen Seitenloge bequem in die Ecke, die ihn den Augen des Publikums verbarg. Der hohe Herr war nicht gern genirt. Wir von der Bühne aber konnten ihn beobachten; meiſtens ſaß er anſcheinend ziemlich theilnahmlos da.

In den Zwiſchenakten trat der König durch eine Tapetenthür häufig auf die Bühne, ſah ſich die neuen Dekorationen, Maſchinerien und Koſtüme an und richtete freundliche Worte an die Mitſpielenden. Er hatte ein für alle Mal befohlen, daß man auf der Bühne nicht die geringſte Rückſicht auf ihn nehmen ſolle. „Alles ſeinen gehörigen Gang gehen!“ — war ſein Wort. Der Vorhang durfte ſeinetwegen keine Minute ſpäter aufgehen. „Hier Publikum, König! — Von mir kein Aufhebens machen! Erſchrecklich!“ —

Das hätte einſt faſt ein kleines Malheur gegeben. Se. Maj. hatten ſich auf der Bühne verſpätet. Der Vorhang erhob ſich — und das erſtaunte Publikum ſah noch die davon eilenden allerhöchſten Militär-Beine.

Ein ander Mal ſaß der König auf einer Flugmaſchine, die am Schluß des ſoeben beendeten Ballet-Aktes irgend eine

Feenkönigin oder Göttin auf die Bühne befördert hatte, und plauderte behaglich mit der Solotänzerin Lemière ... als sich plötzlich der königliche Sitz wieder in die Theaterwolken erheben wollte. Nur dem schnellen resoluten Zugreifen des Theatermeisters gelang es, Se. Majestät vor dieser unfreiwilligen Luftfahrt zu retten.

Bei neuen Opern und Ballets und sogar in Possenstücken, wo es allerlei Neues zu sehen gab, besuchte der König sogar Vormittags die Proben, regelmäßig bei den Vorstellungen im Prinzessinnen-Palais und im Neuen Palais zu Potsdam. So erschien Se. Majestät auf allen Proben des albernen Possenspiels „die Hottentottin", in dem ich hottentottisch zu singen und zu tanzen hatte, und des kaum weniger geistreichen Melodrama's „Robinson Krusoe", weil die Wilden-Tänze und Kostüme sich des allerhöchsten Beifalls erfreuten.

Dieser seltsamen Robinson-Vorstellung habe ich in meinem Buche „Komödianten-Fahrten" eine ausführliche, heitere Schilderung gewidmet. Hier nur zur Ergänzung, daß Ballettmeister Hoguet uns die Wilden-Tänze und Pantominen einstudirte und dabei die Hand an unsere Stirn legte mit dem unvergeßlichen Wort: „Sie noch nicht switz — Sie noch nicht genug gesprunge!" — Louis Schneider gab den Wilden Freitag und zeichnete sich durch große Mobilität aus, — ich als Robinsons Sohn Isidor durch überströmende Lachlust, — Veteran Beschort als Robinson durch erstaunliche Grandezza, — die Wilden durch unverwüstlichen Appetit auf Menschenfleisch.

Der König amüsirte sich bei drei Proben und zwei Vorstellungen sehr an diesem Spectakelstück — — die Berliner aber lachten es aus, so daß es nach der zweiten Vorstellung nicht wieder gegeben werden konnte.

Hierüber sagte der gute, hohe Herr mir bei nächster Gelegenheit, während eines Diners bei Papa Timm:

„Hübſch munter geſpielt. Mir Stück ſehr gefallen. Begreife Berliner nicht. Zu kluges Publikum . . .“

Dieſe letzte Aeußerung iſt ſehr charakteriſtiſch für die Theaterliebhaberei Friedrich Wilhelm des Dritten.

Der König verlangte im Theater keine hohe Anregung, keine Belehrung, keine Erbauung, ja nicht einmal Kunſtgenuß — er wollte nur angenehm und ohne jede eigene geiſtige Anſtrengung unterhalten ſein.

Darum liebte er auch keine ſogenannten „klaſſiſchen Stücke“, — und Trauerſpiele waren ihm „fatal“. — Er pflegte zu ſagen: „Im Leben ſchon Trauerſpiele genug — brauch' deßhalb nicht erſt in's Theater gehn!“

Nur der Fürſtin Liegnitz zu Liebe, die gern Trauerſpiele ſah, beſuchte der König auch hin und wieder dieſe. Dazu erzählte das boshafte Berlin ſich eine allerhöchſte Aeußerung: „Manchmal hübſche Sachen in den Trauerſpielen — nur Schade, daß ſie nicht im Luſtſpiel ſtehn!

Schillers „Räuber“ und „Fiesco“ und den „Don Juan“ haßte der König gradezu: als volksaufrühreriſche, wilde, unſittliche Stücke. Aus demſelben Grunde durften „Tell“ und „Egmont“ gar nicht gegeben werden. Selbſt eine kleine Intrigue der Großfürſtin Alexandra, der ihr zärtlicher Vater ſonſt keinen Wunſch abſchlug, vermochte dies Verbot nicht aufzuheben.

Im Palais Radziwill wurden einige Scenen aus dem Fauſt gegeben. Pius Alexander Wolff ſpielte den Fauſt, Madame Stich das Gretchen, Herzog Karl von Mecklenburg den Mephiſto. In der Pauſe ſprach die Großfürſtin Alexandra dem Schauſpieler Wolff ihren Beifall aus und fügte hinzu:

„Ich habe ſoviel von Ihrem genialen Egmont gehört, den Sie bei Goethe ſpielten, daß ich Sie in dieſer Rolle wohl ſehen möchte. Aber Se. Majeſtät lieben das Stück nicht. Laſſen Sie uns gemeinſchaftlich einen Verſuch machen, das Verbot aufzuheben. Wenn der König Sie ſpäter anredet,

werde ich Sie nach Ihren Lieblingsrollen fragen, dann nennen Sie auch Egmont, und ich werde den Wunsch äußern: Sie in dieser Rolle zu sehen . . .“

Aber der König schlug auch diesen Sturm auf sein zärtliches Vaterherz kurz zurück mit dem Wort:

„Nein! Nein! Zu revolutionäres Stück! Verdirbt mir mein Volk. Berlinern so schon nicht recht zu trauen — immer gleich obenaus und naseweis!“

Umsonst setzte der romantische Kronprinz alle Hebel in Bewegung, den „Tell“ auf die Bühne zu bringen; zu meiner Zeit sah Berlin ihn nimmer.

Der König führte überhaupt eine sehr strenge Theater-Censur. Als im Frühjahr 1828 das harmlose Stück: „Der alte Student“ von dem mir befreundeten Dichter Gotthilf August von Maltitz auf der Königstädter Bühne gegeben werden sollte, strich die Censur auch die leisesten Aeußerungen von Sympathien für das unglückliche Polen. Und doch war das Stückchen ohne diese sentimentale und herzlich unschuldige Polenschwärmerei gradezu ein Unsinn. Denn der Held ist ein alter relegirter polnischer Student, der durch das Unglück seines Vaterlandes selber unglücklich — ja zum Bettler geworden ist. Nur dies Unglück macht ihn einigermaßen auf den Brettern möglich. Und nun streicht die Censur dem Dichter kurz und unlogisch diese Existenzfähigkeit seines Helden! Da wußte der leicht gereizte Maltitz den Darsteller seines „alten Studenten“ zu bereden: die Censurstriche zu ignoriren und besonders die Schlußworte zu sprechen: „Vivat Academia et Polonia!“

Hierüber war der persönlich anwesende König so erbittert, daß er zornig aufstand, drohend auf die jubelnden Polen in's Parket niederschaute, das harmlose Stück verbot, Maltitz auf zehn Meilen im Umkreise von Berlin verbannte und den kühnen Schauspieler in Arrest schickte.

Im Herbst desselben Jahres mußte der lustige Spitzeder sein gelungenes Impromptü auf den mal wieder hell entflammten Krieg zwischen den „Muselmännern und Fuselmännern“ ebenfalls mit zwei Tagen Arrest büßen, weil Prinzessin Charlotte von Preußen — Kaiserin Alexandra über alle — Fuselmänner war.

Sonst gehörte Spitzeder zu den bevorzugten Lieblingen des Königs und manches lustige Impromptü wurde ihm nachgesehen, trotz des allgemeinen Verbots, auf der Bühne zu improvisiren; — nur durften diese Stegreifsscherze keine politischen Anspielungen enthalten.

So konnte der König sich mit halb Berlin kindlich amüsiren, wenn Spitzeder mit unschuldigster Miene in den „Drillingen“ improvisirte:

„Ich habe zwei Brüder, der älteste ist ein Drilling — der zweite ein Zwilling — ich bin ein Illing!“

Oder wenn Spitzeder, nach der Rolle eines Dümmlings herausgerufen, mit Anspielung auf die grade in Berlin für 4 Groschen ausgestellten „Sieben Wunder der Welt“ dumm lächelnd dankt:

„So hat meine gute selige Mutter doch Recht gehabt, die immer sagte: Du einfältiger Klotz, wenn je etwas aus Dir wird, so ist es das achte Wunder der Welt!“

Auch der alte närrische Unzelmann, der wegen seines unsterblichen Leichtsinns und seiner nicht weniger unsterblichen Schulden beim Könige sonst als „Mauvais sujet“ — allerhöchstes Lieblingswort — ziemlich schlecht angeschrieben stand, durfte sich auf der Bühne manches Impromptü erlauben, wenn es nur lustig und harmlos war. Für Anzüglichkeiten aber hat er unzählige Mal Arrest bekommen. Bekannt ist, daß er — kaum aus dem Arrest erlöst — einem Bühnenschimmel, der sich auf offener Scene etwas einfallen ließ, was nicht in der stummen Rolle vorgeschrieben stand, zurief:

„Hans, weißt Du nicht, daß hier jedes Impromptü verboten iſt und mit Arreſt beſtraft wird?!“

Als Unzelmann einſt in Potsdam in dem Kotzebueſchen Schwank: „U. A. W. G., oder die Viſitenkarte“ ſehr ergötzlich ſpielte und unerſchöpflich war in neuen luſtigen Erklärungen dieſes „Um Antwort wird gebeten“ — ſandte der König ihm nach der Vorſtellung einen Korb mit Ananas und Tokayer zum Geſchenk, mit dem beigefügten Zettel:

Und Ananas wird gegeſſen,
Und Ausbruch wird getrunken!

— welches Letztere der ewig durſtige Unzelmann ſich nicht zwei Mal ſagen ließ.

Sehr böſe konnte der König werden, wenn irgend eine „fatale“ Anſpielung im Stück vom Publikum aufgegriffen und ſtärker betont wurde.

So, als in Leſſing's „Minna von Barnhelm“ im Königſtädter Theater Minna (Bertha Stich) die Franziska (Klara Stich) mit ihrem gar zu ſteifen, reſpektvollen Anbeter, dem Wachtmeiſter Werner neckt — und Franziska erwidert:

„ . . . Ja, gnädiges Fräulein, daß iſt mein Wachtmeiſter! Sie finden ihn ohne Zweifel ein wenig ſteif und hölzern. Jetzt kam er mir faſt auch ſo vor. Aber ich merke wohl: er glaubte, vor Ihrer Gnaden auf die Parade ziehen zu müſſen. Und wenn die Soldaten paradiren, ja freilich ſcheinen ſie da mehr Drechslerpuppen, als Männer . . .“

Und als aus dem Parterre ein einzelnes Bravo ertönte — da ſtand der König zornig auf, ſchaute mit rothem Kopf drohend nach dem Rufer aus — — und verließ ſofort mit der Fürſtin Liegnitz das Haus.

Aber auch patriotiſche und königsfreundliche Aeußerungen, die dem Publikum Anlaß gaben, ſich bemerkbar zu machen, liebte der König nicht von der Bühne zu hören.

In Fouqué's „Einnahme von Rathenow", bald nach den Freiheitskriegen gegeben und von den Berlinern mit Begeisterung aufgenommen, bittet der Burgermeister von Rathenow den Kurfürsten, sich nicht so tollkühn den feindlichen Kugeln auszusetzen . . .

Als der Kurfürst nun erwiderte:

„Ich danke für Eure gute Gesinnung; aber da kann ich nicht dienen. Ich bin ein Hohenzoller; das steckt im Blut, ich kann nicht anders!"

Da brach ein so stürmischer Jubel los und ein immer neues: „Hurrah! Es lebe der König!" — daß Friedrich Wilhelm III. sich endlich aus seiner Logenecke erheben und dem Publikum zeigen mußte.

Und bei der nächsten Aufführung fehlte diese patriotische Stelle. Der König hatte sie eigenhändig gestrichen.

Warum?

Dem kreuzunglücklichen Fouqué — den die Berliner später „Don Quixote de la Marcha" nannten — ließ der König für das vaterländische Schauspiel, das ihm sehr wohl gefallen, danken. „Er sei gerührt über die liebevolle Anhänglichkeit des Publikum's, die dasselbe bei dieser Gelegenheit so sichtbar an den Tag gelegt. Einmal sei das recht gut und erfreue auch; die Begeisterung aber kühle sich ab und werde mit der Zeit kälter. Es sei dies nicht zu vermeiden; doch dürfe es nicht geschehen für das Vaterland und sein regierendes Haus. Die Anhänglichkeit und Liebe für beide müsse unter allen Umständen stets dieselbe sein und bleiben. Das Heiligthum derselben dürfe man nicht zum Theater-Koup machen. Es sei darum eine ernste Sache. Wenn nun bei öfterer Wiederholung künftig einmal diese Stelle nicht applaudirt werde, so sei das nach solchem Vorgange unangenehm und es fehle etwas. Niemand werde gewiß den König absichtlich beleidigen wollen, darum habe er die Mög-

lichkeit genommen, daß dies unabsichtlich geschehen könne . . ."

Der Hauptgrund für diesen königlichen Censurstrich aber war sicher der Umstand, daß es Sr. Majestät in allen Lebensverhältnissen „fatal" war — ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein! Deßhalb war der König nach den Freiheitskriegen auch in größter Stille und Heimlichkeit wieder in Potsdam und Berlin angelangt, und keine Bitten und Vorstellungen vermochten ihn zu bewegen, an dem glorreichen Truppeneinzuge persönlich Theil zu nehmen. —

Der König liebte nur moderne Stücke, so recht aus dem alltäglichen Leben heraus, in denen er sein Volk in seinen Freuden erst recht kennen zu lernen glaubte. Je einfacher, berlinischer und lustiger — desto mehr amüsirte sich der hohe Herr, dessen Lieblingslektüre ja — Lafontaine's Romane waren. Höchstens ließ er sich ein harmloses Ifflandsches Familiengemälde gefallen, in Erinnerung an die Zeit: da der Dichter selber in diesen Stücken spielte und Friedrich Wilhelm und Luise im vollen jungen Glück zuschauten und Iffland bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses auf dem Gensdarmenmarkte 1802 das Hoch ausbrachte: auf den König — den redlichsten Mann im Lande.

Der kleine Louis Angely, Komiker am Königstädter Theater, Julius von Voß und Karl von Holtei sorgten damals durch ihre Berlinischen Possen unermüdlich für den Geschmack des Königs. Besonders Angely war unerschöpflich, französische Vaudevilles zu berolinisiren, — und der gute König wurde nie satt, sein „Fest der Handwerker" und seine „Sieben Mädchen in Uniform" zu sehen. Er fehlte bei keiner Vorstellung und gefiel sich darin, hin und wieder einzelne Stellen im geselligen Leben anzubringen.

Das wußte der witzige und lustige Kronprinz Fritz gut zu benutzen. Als er einst bei der königlichen Tafel zu spät

kam und des Königs gerunzelte Stirn ſah und wohl wußte, wie ſehr der Vater, ſelber ſtets ein Muſter der Pünktlichkeit, alles Zuſpätkommen haßte — da nahm er, ſchnell gefaßt, ganz die Miene und Haltung und den Ton des Geſellen im „Feſt der Handwerker“ an, der immer zur Arbeit zu ſpät kommt, und reichte dem Könige die Hand hin und ſagte: „Herr Meeſter, darum keene Feendſchaft nich!“

Und der König nimmt lächelnd dies Stichwort aus der Poſſe auf und ſchlägt treuherzig ein und antwortet als „Meeſter“ im „Feſt der Handwerker“: „Dat weeſt Du woll beſſer Fritz — ick bin immer derjenigte — welcher!“

Das wurde zum geflügelten Wort in Berlin.

Zu ſolchen Lieblingsſtücken des Königs gehörte auch mein „Schwaben in Berlin“, „Ein Stündchen vor dem Potsdamer Thor“ von Karl Blum und „der Stralauer Fiſchzug“ von Julius von Voß.

Als dies Stück bei der erſten Vorſtellung vom Publikum des königlichen Schauſpielhauſes nach Gebühr ausgepocht wurde, ließ der König vor der zweiten Aufführung das „Pochen“ ausdrücklich verbieten. Die Berliner pochten nun zwar nicht, ließen den „Stralauer Fiſchzug“ aber in lautloſer eiſiger Stille an ſich vorübergehen. Das verſtimmte den hohen Herrn kaum weniger, als das Pochen. Ja, ja, — „zu kluges Publikum!“

Da nun das königliche Schauſpielhaus — das ehemalige ſtolze Iffländſche „National-Theater“ — unmöglich Abend für Abend Luſtſpiele und Poſſen nach Sr. Majeſtät Geſchmack geben konnte, der König auch ausdrücklich befahl: „Meine Lieblingsſtücke dem Publikum nicht aufdrängen — Brühl freie Hand behalten!“ — ſo wurde beſonders für den König das „Königſtädter Theater“ erbaut. Dahin fuhr er dann gern, während im Schauſpiel- oder Opernhauſe „Klaſſiſche Stücke“ gegeben wurden.

Merkwürdig ist, daß der König neben diesen Lokalpossen und einfachen Stücken aus dem alltäglichen Leben so sehr die großen, pomphaften und lärmenden Opern Spontini's liebte und für deren Ausstattung Zehntausende bewilligte, während er sonst überaus sparsam war, jedes Läppchen Papier sorgfältig aufhob und seine Röcke und Stiefel auf's äußerste flicken ließ.

So soll die Ausstattung der „Olympia" 20,000 Thaler gekostet haben und die Zauberoper Alcidor — oder wie der Berliner witzelte: die Zanderoper Allzudoll — mit dem goldenen Walde kaum weniger. Der König erschien bei allen Proben und hatte seine immer neue Freude an aller Pracht und allen Zauberkünsten. Der Berliner aber sagte: „Nun weiß man doch, wohin die Abzüge vom Beamtengehalt — (was damals viel böses Blut machte) — gerathen sind! Sie sind als Gold an den Bäumen des Zauberwaldes hängen geblieben!"

Da Spontini in Berlin viele Gegner fand, befahl der König durch Kabinetsordre: die Zeitungen dürfen keine tadelnden Rezensionen über diese Opern bringen! Die Censur soll gut aufpassen!

Spontini's Opern zu Liebe und dem Königstädter Theater zu Gefallen wurde diese Kabinetsordre später dahin ergänzt: die Zeitungen dürfen vor der dritten Aufführung eines Stückes überhaupt keine Kritik über dasselbe bringen!

Man erzählte sich: der hohe Herr habe selber für Maestro Spontini einen neuen Operntext ersonnen — aus der Bekehrungsgeschichte von Littauen!

Neben dem Schaugepränge in den Spontini'schen Opern war es besonders das — Ballet, das den König so sehr interessirte. Er wurde nie müde, den graziösen Pas einer Lemière, Hoguet, Galster, Gasperini zuzuschauen und diese Damen wurden in jeder Weise sehr bevorzugt. Während

wir erſten Schauſpielerinnen zu den Vorſtellungen in Potsdam im alten ſtuckernden Theaterwagen mit maroden Miethpferden rumpelten, fuhren die „Springprinzeſſinnen und Kabriolenmacher," wie die alte Garderobiere Wallburg in ihrem unſterblichen Zorn die Damen vom Ballet nannte, in königlichen Hofequipagen dahin, — wie ich in meinen Komödiantenfahrten ausführlicher erzählt habe.

Vor Allen war es Mlle. Lemière, die bei Se. Majeſtät in hoher Gunſt ſtand. Sie war 1817 von der Pariſer Oper nach Berlin gekommen und hatte im Ballet „Zephir und Flora" debütirt. Ihre beſten Rollen tanzte ſie als Aline, Königin von Golconda, und als Nachtwandlerin; — eine ihrer letzten war die Stumme von Portici.

Mlle. Lemière war durchaus keine Schönheit, ja hager wie ein Gerippe, aber graziös und elegant, dazu geiſtig erregt, lebhaft bis zur Keckheit und eine amüſante Cauſeuſe, eine ächte Pariſerin, die über ein Nichts heiter und intereſſant zu plaudern verſtand — und den guten ſchüchternen König zu nehmen wußte.

Der König ſprach nicht gern, ließ ſich aber um ſo lieber unterhalten. Das Franzöſiſche war ihm überdies, da es ſeine Jugendſprache war, geläufiger als das Deutſche. Selbſt einen kleinen Theaterklatſch hörte Se. Majeſtät nicht ungern und wenn die Erzählerin vor zu großen Pikanterien ſtockte, wurde ſie wohl ermuntert: „Nur weiter — Mäntelchen umhängen — dann wird's ſchon gehen!" — Und es ging.

Selbſt während ſeines allſommerlichen Badeaufenthaltes in Teplitz mochte der König die graziöſen Pas und die Geſellſchaft der Tänzerinnen nicht entbehren. Die Damen Lemière und Hoguet reiſ'ten auf königliche Koſten ebenfalls nach Teplitz und dort ſah man den König von Preußen mit ihnen Polonaiſe tanzen und promeniren.

Die Lemière hatte vom Könige den schönsten Rubinenschmuck zum Geschenk erhalten, den ich jemals gesehen habe. Vom Kongreß in Verona sandte er ihr ein kostbares Kleid — worüber der Kronprinz seine derbsten Witze machte. Zu Weihnachten fanden bei Papa Timm regelmäßig Bescheerungen für die auserwählten königlichen Lieblinge statt. Da gab es Kleider, Shawls, Spitzen, Schmuck — zum Lohn für einen tugendhaften Wandel! Denn tugendhaft mußten die Tänzerinnen sein, wenn sie Gnade vor Se. Majestät Augen finden sollten. Eine Tänzerin mit einem Liebhaber durfte nie bei Hofe tanzen. Und der König war stets sehr genau über das Privatleben seiner Künstler unterrichtet.

Zwei Mal wöchentlich mußte die Lemière bei der Fürstin Liegnitz erscheinen, um derselben französische Konversationsstunde und Toilettenrath zu geben. Der König war dann gewöhnlich zugegen und nahm Theil an der Unterhaltung, aber mehr zuhörend.

Die Lemière besorgte auch die Toiletten für die Fürstin und die Prinzessinnen aus dem Modemagazin ihres Bruders in Paris und verdiente viel Geld dabei. Ebenso war sie betheiligt an dem französischen Theaterunternehmen in Berlin. Sie hatte vom Könige den Auftrag, die Pariser Truppe kommen zu lassen, die jeden Winter im Saaltheater des Schauspielhauses spielte.

Trotz dieser offen ausgesprochenen Vorliebe Sr. Majestät für Mlle. Lemière und trotz ihres großen Einflußes auf den König, hatte dieser doch nie eine Liebschaft mit der kecken Tänzerin oder mit einer anderen Künstlerin — ja, wohl überhaupt nie ein unlauteres Liebesverhältniß. So versicherte der Geheimkämmerier Timm wenigstens, indem er hinzufügte: „Dazu sind Se. Majestät viel zu schüchtern — und das Bild Ihrer unvergeßlichen Luise steht dazwischen!“

— Nach des Königs Tode fand man Luiſens Bild in einer geheimen Kapſel des Schwarzen-Adler-Ordens, den der hohe Herr auf der Bruſt trug. Der Königin Zimmer wurden ganz ſo erhalten, wie zu ihren Lebzeiten. In ihrem Schlafzimmer lag neben der goldenen Toilette die Bibel.

Die Berliner nannten die königlichen Intimitäten mit den Theaterdamen „Sr. Majeſtät Tätſchel-Liebſchaften" — weil der König ſich höchſtens erlaubte, eine ſchöne Wange, eine runde Schulter, einen vollen Arm zu tätſcheln. Wer es verſtand, ſich hübſch „tätſcheln" zu laſſen, zärtliche Augen zu machen und ohrgerecht zu plaudern, erhielt ſchöne Geſchenke. Auch Henriette Sontag gehörte zu dieſen Bevorzugten. Ich kann mich keiner großen königlichen Geſchenke rühmen, obgleich der König mir ſtets gewogen war. Bei den Timm'ſchen Weinachtsbeſcheerungen erhielt ich einmal eine ſchöne ſchwarze Spitzengarnitur — — aus Verſehen, denn ſie war für eine Tänzerin beſtimmt. Bei einer andern Gelegenheit einen Pariſer Hut — und öfter ein Körbchen mit Sansſouci-Obſt.

Die Lemière verlor durch ihre gradezu wahnſinnige Leidenſchaft zu dem ſchönen Harfenſpieler Deſargus, ihrem Landsmann, ſehr an Einfluß beim Könige. Sie heirathete den Geliebten — trotz der königlichen Warnungen — und mußte ihre Verblendung ſchwer büßen. Deſargus war ein Spieler und behandelte die ungeliebte Frau bald ſo ſchlecht, daß Trennung eintrat. Ich habe Md. Lemière-Deſargus nach Jahren als ſehr elegante Dame in Baden-Baden wiedergeſehen. Sie iſt während des letzten deutſch-franzöſiſchen Krieges in Dürftigkeit in Paris geſtorben. —

Sehr beſprochen wurde in Berlin auch: daß der König nicht nur die Lemière mit ſeiner Gemalin in intime Berührung gebracht, ſondern auch die Tochter der Schauſpielerin Ennicke zur Kammerfrau der Fürſtin Liegnitz gemacht hatte.

Man hat viel über dieſe „tugendhaften Tänzerinnen“ und den guten Papa Timm als „Ober-Eunuch dieſes wunderlichen Harems“ geſpottet — aber Sr. Majeſtät war es mit der Tugend ſeiner Bühnenkünſtlerinnen bitter Ernſt. Bei einem neuen Engagement war ſeine erſte Frage: „Wie iſt der Ruf?“ — Fiel die Antwort nicht günſtig aus, dann hieß es gleich:

„Schade drum! Sonſt wohl gefallen! Aber fortſchicken. Nicht brauchen können. So was anſteckt.“

Und der König zeigte ſich auch ſelber um den guten Ruf ſeiner Künſtlerinnen beſorgt: ihn zu ſchützen.

Auf einem Balle im ſächſiſchen Saale zu Teplitz ſah der König den damals noch regierenden Herzog Karl von Braunſchweig wiederholt und leidenſchaftlich mit einer jungen, ſchönen und ſittſamen Schauſpielerin tanzen und ihr auch ſonſt in auffallender Weiſe den Hof machen . . .

Endlich winkte der König das junge Mädchen zu ſich heran und flüſterte ihr zu:

„Nicht mehr mit dem Herzog tanzen. Ein mauvais sujet. Meint's nicht ehrlich. Schadet gutem Ruf. Und ein guter Name köſtlicher als feines Gold. Folgen Sie meinem Wort, liebes Kind!“

Aber auch ſonſt war der König wahrhaft väterlich für das Wohl und Wehe ſeiner Bühnenkünſtler beſorgt — und nicht nur für die tugendhaften Tänzerinnen allein. Hier verdiente er ganz den Namen: Friedrich Wilhelm der Gerechte!

Durch ſein zartes, achtungsvolles Benehmen zeigte der König uns ſtets: daß der Menſch ihm doch noch höher ſtand, als der Künſtler! Nie war er zu hoch und zu fern, wenn es galt, ſeine lieben Komödianten gegen Launen und Mißgunſt des Publikums und parteiiſcher Recenſenten — ja, gegen die Willkür der Vorgeſetzten zu ſchützen. Für Henriette

Sontag, welche ſich durch Rellſtabs Pamphlet: „Henriette, die ſchöne Sängerin“ und durch Saphir's ſatiriſche Angriffe in der „Schnellpoſt“ tief gekränkt fühlte, trat der König perſönlich und energiſch ein. Er ſchickte Rellſtab nach Spandau und erließ an Saphir eine geharniſchte Kabinetsordre: „Kunſtkritik erlaubt — perſönliche Verhältniſſe aus dem Spiel laſſen!“

Und als ich ſelber gezwungen war: Se. Majeſtät um Schutz gegen einen frivolen Prinzen ſeines Hauſes anzurufen! — da blieb mir dieſer Schutz nicht verſagt und auch das königliche Wohlwollen gegen mich das alte — wie ich ſpäter näher erzählen werde.

Und wo es hieß: einen durch Krankheit oder Noth hartbedrängten Künſtler zu unterſtützen, da hatte Friedrich Wilhelm der Gute ſtets ein offenes Herz und eine offene Hand. Seine Großmuth allein machte es dem armen Pius Alexander Wolff möglich, alljährlich die für ſein Halsleiden ſo nöthigen koſtſpieligen Badereiſen zu unternehmen. Und damit Wolff nicht allein zu reiſen brauche, erhielt auch ſeine Gattin 1825 einen achtmonatlichen Urlaub und vom Könige das Reiſegeld, den kranken Künſtler nach Italien zu begleiten.

Und wie oft hat der König die Schulden Ludwig Devrient's — Unzelmann's — Wauer's bezahlt! Um auch für das Alter dieſer unverbeſſerlichen ſchlechten Haushalter zu ſorgen, gab er ihnen einen lebenslänglichen Kontrakt.

Wie ſehr der König ſich um die kleinſten Kleinigkeiten ſorglich bekümmerte, davon wußte der alte Wauer gern ein Lied zu ſingen.

In Kotzebue's Luſtſpiel „die Pagenſtreiche“ war Wauer in der Scene, wo er als Herr von Brenneſſel die Thür mit dem Kopfe einrennen ſoll, ſo unglücklich gegen eine Latte gerannt, daß er beſinnungslos umfiel ... Theilnehmend ließ der König ſich wiederholt nach ſeinem Befinden erkundigen

und hinzufügen: Wenn Wauer ſich zu unwohl fühle, ſolle er am nächſten Abend nicht in Charlottenburg den „Pachter Feldkümmel aus Tippelskirchen“ ſpielen und die Vorſtellung lieber ausfallen — obgleich Se. Majeſtät ſich ſehr darauf freuten . . .

Aber Wauer ſpielte trotz ſeines fiebernden Kopfes. In der Scene, wo Pachter Feldkümmel ſo furchtbar eſſen muß, ſandte der beſorgte König ſeinen Adjutanten hinter die Couliſſen und ließ dem Schmauſenden zurufen: Er möge bei Leibe nicht den ganzen Teller voll Fleiſch hinabſchlingen — bei ſeinem Unwohlſein könne ihn der Schlag auf der Stelle rühren — Se. Majeſtät ängſtigten ſich zu ſehr — er möge aufhören zu eſſen und wenn das ganze Stück dadurch umgeworfen würde!

Erſt die Gewißheit, daß Wauer kein Fleiſch, ſondern mit Rothwein gefärbtes leichtes Biscuit hinabſchlinge, beruhigte den König.

Als Raupachs „Vor hundert Jahren“ zum erſten Mal gegeben werden ſollte, bekümmerte der König ſich bis in's Einzelne um Koſtümirung und Einexerzirung der alten Soldaten — vor hundert Jahren. Des Königs Flügel-Adjutant Major von Thümen mußte die Schauſpieler und Statiſten ſelber einexerziren nach dem Reglement König Friedrich Wilhelm I. Wauer als Korporal Sturm in der Exercirſcene: „Einundzwanzig — zweiundzwanzig! Einundzwanzig — zweiundzwanzig! Mohrentauſenddonnerwetter — Seibold, will er wohl — gradegehn! — Einundzwauzig — zweiundzwanzig!“ — machte Furore, und der König wurde nicht müde, das Stück immer wieder zu ſehen, ſo oft es auch gegeben wurde.

Als der Hofmaler Franz Krüger dann im allerhöchſten Auftrage ſeine „Große Berliner Parade“ als Geſchenk für den Kaiſer von Rußland malte, beſtimmte der König ſelber

die mehr als hundert ſtadtbekannten Perſönlichkeiten Berlins, deren Portraits das Bild ſchmücken ſollten, unter dieſen auch den Schauſpieler Wauer.

Auch für die Inſcenirung des „Militairbefehl“ intereſſirte der König ſich lebhaft und er ſelber gab genau die Koſtüme und ſonſtige Ausſtattung an. Vor der Aufführung im Palais mußte der Generaladjutant Alles genau inſpiziren. Dieſer rückte zuletzt noch Wauers Militairhut anders. — Dann aber kam der König noch ſelber auf die Bühne und klopfte Wauer die Backe und ſagte:

„Nun mein alter Wauer? — Recht gut! Sehr gut! — Verſpreche mir von Ihrer Leiſtung als Bernhardt einen beſonderen Genuß ... Aber Ihr Hut ſitzt ja falſch. Kommen Sie her — ſo, ſo muß er ſitzen!“ — Dabei ſetzte der König dem alten Wauer den Hut wieder ſo, wie er zuerſt geſeſſen hatte.

Das ſind kleine Züge — aber charakteriſtiſch für die Theaterliebhaberei Friedrich Wilhelm des Dritten.

Ueber dieſe — heute faſt unbegreifliche Theaterliebhaberei des guten, tugendhaften Königs iſt viel geredet, geſchrieben, gedruckt und gerätſelt worden. Es erſchienen darüber und dagegen ſogar mehrere fromme Broſchüren, wie Tholucks „Stimme wider die Theaterluſt“, die Friedrich Wilhelm III. zwar nicht nannten, aber ganz deutlich meinten. Der Brand des Schauſpielhauſes im Jahre 1817 wurde gradezu als eine gerechte Strafe des Himmels hingeſtellt, weil dies Haus der Sünde zwiſchen zwei Kirchen ſtehe.

Auch manchen frommen Brief erhielt der König, in dem ihm Himmel und Hölle vorgeſtellt wurde: er würde Schaden an ſeiner Seele nehmen, wenn er ſeinem Volke noch ferner das verderbliche Beiſpiel gebe und Abend für Abend im Theater verbringe ...

Umſonſt! Der ängſtliche, ſtreng kirchliche Monarch, der ſonſt ſo viel auf ſeinen guten Ruf in der Oeffentlichkeit gab,

beachtete diese Bitten und Warnungen aus dem Herzen seines Volkes nicht im Geringsten: er ließ nicht nur das Schauspielhaus zwischen den beiden Kirchen auf dem Gensdarmenmarkte wieder aufbauen — den „Teufel zwischen den beiden Engeln!“ — er ging auch nach wie vor Abend für Abend in's Theater.

Dies psychologische Räthsel zu lösen, haben sich die Getreuen aus des Königs Umgebung redlich bemüht — so der Bischof Eylert, der Theater-Intendant Graf Redern, der Fürst Wittgenstein, der General v. Witzleben und mein alter Kollege, der spätere Hofrath und königliche Vorleser Louis Schneider.

So schreibt Graf Redern mit fleißigem Bemühn:

„Bei der Abgeschlossenheit des König und der ihm eigenen Richtung, nur mit wenigen Personen zu verkehren, war das Theater eine erfreuliche Veranlassung für ihn, mit den Zuständen des Lebens und den Erfordernissen der Zeit in genauer Berührung zu bleiben. Was ihm persönlich nicht gesagt, nicht geschrieben werden durfte, hörte er hier in ungebundener Freiheit (? Censur!) und Form. Darum begünstigte er vorzugsweise die neuen Erzeugnisse und mit ihnen die Schauspieldichter seiner Zeit. So erschienen nach und nach alle großen darstellenden Talente auf der Berliner Hofbühne, so daß der Gesammteindruck der Vorstellungen ein seltener und großartiger genannt werden muß. Der König wollte seinen Berlinern Bühnenfeste spenden und deßhalb jede kleine Ersparniß vermieden wissen, die dem steigenden Gelingen des Ganzen Eintrag thun konnte; dabei hielt er aber auf geregelte Wirthschaft, so daß die Zuschüsse aus königlichen Kassen selten den Jahresansatz überstiegen ...“

Natürlicher klingt schon die Erklärung des Fürsten Wittgenstein, der dem Könige einst in Teplitz bei der xten

Wiederholung des wenig geistreichen Stücks: „Der Freund in der Noth“ gelangweilt sagte:

„Majestät, ich kann mich an einer Darstellung nicht mehr erfreuen, bei der ich jedes Wort, das der Schauspieler zu sprechen hat, schon im Voraus weiß!“

Worauf der König lächelnd erwiderte:

„Glauben Sie denn, daß mir dergleichen Vergnügen macht? Ich gehe bei solchen Gelegenheiten nur in's Theater, weil ich hier ungestört denken kann, und repetire, was den Tag über Wichtiges vorgekommen ist, ich überlege und sinne nach. Hier brauche ich nicht auf's Reden zu hören; alle andern Reden sind entweder an mich gerichtet, oder doch mit der Absicht gesagt, daß ich sie hören soll. Wo ich auch sein mag, überall bin ich in Anspruch genommen. Hier bin ich nicht einsam und doch mit mir allein; hier will man nichts von mir . . .“

Das trifft gewiß zum Theil zu — aber auch nur zum Theil. Denn diese Einsamkeit und Ruhe im Berliner Theater wäre doch durch eine mehrstündige Hin- und Rückfahrt von Potsdam etwas theuer erkauft, während der König auf einem Spaziergange in seinen Gärten auch nicht reden und nicht hören brauchte, wenn er nicht wollte — und über die Staatsgeschäfte ließ sich in der grünen Ruhe der Pfaueninsel oder in der Stille des Arbeitszimmers doch wohl ungestörter nachdenken, als im lärmenden Theater. — Ich glaube, die Lösung dieses psychologischen Räthsels ist viel einfacher und liegt näher. Sie lautet nach meiner Ueberzeugung:

Der König ging Abend für Abend in's Theater: aus Gewohnheit und aus — Langerweile.

Hier heißt es nicht: Le roi s'amuse! — sondern: Le roi s'ennuie!

* * *

Eine beſondere Ehre und Freude war es für uns ſtets: von Sr. Majeſtät zur Mitwirkung bei den kleinen intimen Theatervorſtellungen im Palais oder nach Potsdam befohlen zu werden. Denn in dieſen engen Künſtler-Kreis fand Niemand Zutritt, der irgend wie kompromittirt — oder dem Könige perſönlich unangenehm war. Der König ſah ſtets die Liſte der vorgeſchlagenen Stücke und der Mitwirkenden durch und ſtrich — wer ihm nicht angenehm war: ſelbſt auf die Gefahr hin, daß die Darſtellung dadurch litt. So erinnere ich mich nicht, daß Md. Stich im Palais wieder geſpielt hat — nach ihrer Stich-Stich-Affaire mit dem jungen Grafen Gebhard von Blücher.

Als ein noch größeres Zeichen von allerhöchſter Gnade galt es, wenn der hohe Herr auf der Probe, während der Zwiſchenacte und nach der Vorſtellung uns anredete.

Faſt alle neuen kurzen luſtigen Stücke wurden zuerſt bei Hofe gegeben — als eine Art Generalprobe — und dann erſt öffentlich. Hierher gehören auch meine beliebteſten Hoſenrollen, die vor dem Könige beſonders Gnade fanden: Franziska in Körner's „Gouvernante“ — Paul von Huſch in Kotzebue's „Pagenſtreichen“ — Huſaren-Offizier in „Braut und Bräutigam in einer Perſon“. Ferner beſtanden bei Hofe die Feuerprobe: Gretchen im Schwank „Humoriſtiſche Studien“ — Gräfin Florentine in der „Hottentottin“ — Karoline im Singſpiel „Die Nachtwandlerin“ — Lucie im „Mann von fünfzig Jahren“ — Albertine in Wolff's „Kammerdiener“ — die Frau in „Nehmt ein Exempel daran“, im Rococo-Koſtüm, mit hoher gepuderter Friſur und im Reifrock — Klara im „Jungen Ehemann“ — Annette in „Heinrich's IV. Familienleben“ u. A.

Eine meiner liebſten Erinnerungen iſt, daß ich 1827 neben Henriette Sontag in der komiſchen Oper von Jhouard: „Joconde“ auf beſonderen Wunſch des Königs im Theater

des Neuen Palais zu Potsdam als Edile ſpielen und ſingen durfte. Die Sängerin, welche dieſe Rolle einſtudirt hatte, war krank geworden — und der König hatte hohen Beſuch, der mit der Sontag gefeiert werden ſollte. In der Eile war keine Stellvertreterin aufzutreiben. Denn den erſten Sängerinnen Milder-Hauptmann, Seidler und Schultz-Killitſchgy war doch nicht zuzumuthen: neben Henriette Sontag als Folie zu dienen.

Da kam der Operuregiſſeur Karl Blum in fliegender Haſt zu mir, im Auftrag des Kapellmeiſters und Intendanten. „Sie müſſen uns aus der Noth helfen! Singen Sie Edile! — Die hohen Herrſchaften freuen ſich, die Sontag und Bader in „Joconde“ zu hören. Sie ſind muſikaliſch, es geht gewiß. Ihr Edwin war ja brillant. Wir wollen gleich beginnen . . .“ und Blum öffnete den Flügel, drückte mir die Noten in die Hand und ſchlug das Akkompaguement an.

„Ich — mit der Sontag vor dem Hofe ſingen?“ rief ich außer mir. „Mir ſchwinden ſchon bei dem Gedanken die Sinne — und dazu noch über Hals und Kopf einſtudiren? — Fiasko machen — ſtecken bleiben? — lieber ſterben . . .“

Aber Blum bat ſo beharrlich, verſuchte mich mit der Verſicherung zu beruhigen: dem Hofe würde gemeldet werden, ich hätte nur aus Gefälligkeit gewagt, neben der Sontag zu ſingen — in Berlin würde ja Joconde nicht wiederholt . . . Und dazwiſchen ſpielte er immer Bruchſtücke der ſüßen, lockenden Melodieen, die Edile zu ſingen hat . . . Ich war überwunden und ſtudirte auf Tod und Leben die Rolle ein. Die Proben gingen gut; aber während der Hauptprobe im Neuen Palais ſtand ich doch zitternd und angſtbeklommen da, denn der König wohnte mit Suite der Probe bei, dicht hinter dem Orcheſter.

Nach dem ersten Trio und Aktschluß stand plötzlich Friedrich Wilhelm der Gute vor mir auf der Bühne und sagte so recht mild väterlich: „Sich nicht ängstigen — weiß ja — nur aus Gefälligkeit singen, — recht schön — lobenswerth — wird gut gehen — — danke! danke!“ — Dabei nickte der leutselige Monarch freundlichst und war verschwunden. Das gab mir neuen Muth. Ich athmete auf, sang und spielte tapfer weiter und — blamirte mich auch am Abend nicht. Andern Tages erhielt ich vom Geheimen Kämmerier Timm im Auftrage des Königs köstliche Potsdamer Trauben und einen reizenden Pariser Hut. Das Geschenk das einzige, das ich vom Preußischen Hofe erhalten habe, beglückte mich wegen des beigefügten Billets: „Edile möge sich gerne des gebrachten Opfers erinnern . . .“

Ueberhaupt die Fahrten nach Potsdam! Wie liebten wir Alle diese heiteren Kunstreisen — en miniature — im altmodischen Theaterwagen, langsam von alten Pferden gezogen . . . denn wie angenehm verplauderten sich die vier Stunden mit Kolleginnen wie: Mad. Wolff, Stich, Schröck, Ennicke, Komitsch, Unzelmann — und den Kollegen Ludwig Devrient, Alexander Wolff, Beschort, Lemm, Krüger, Rebenstein . . . Eine solche Fahrt nach Potsdam habe ich ausführlicher in meinen „Komödianten-Fahrten“ geschildert. Hier nur einige Ergänzungen.

Die Stücke, die im Stadttheater zu Potsdam und im Schloßtheater zu Charlottenburg auch für das zahlende Publikum gespielt wurden, bestimmte der König selbst, wenn er anwesend war. Dann wurde dort im Sommer die Woche gewöhnlich ein Mal gespielt: kleine Lustspiele, abwechselnd mit Ballettänzen. Jeder Mitwirkende erhielt vier Thaler Reisediäten — für Charlottenburg aber nur einen Thaler.

Die Sommerfeste im Neuen Palais füllten dem König gewöhnlich den ganzen Tag angenehm aus. Morgens wohnte

er den Theaterproben bei und plauderte mit den Mitwirkenden. Dann großes Diner bei Hofe im kühlen Grottenſaal — Vorſtellung in dem kleinen Theater Friedrichs des Großen, bei der die höchſten Herrſchaften auf vergoldeten Armſeſſeln dicht hinter dem Orcheſter Platz nahmen — und Souper. Der Weg durch den Park von Sansſouci war für die Heimfahrt der Gäſte brillant mit Fackeln erleuchtet.

Zu den intimen Diners, die Papa Timm uns im Stadtſchloß zu Potsdam gleichzeitig mit der königlichen Tafel und mit denſelben Gerichten geben mußte, wurden aber nur wenige Auserwählte geladen: die Tänzerinnen Lemière, Hoguet, Galſter, Gasperini — und von der Oper und vom Schauſpiel nur: Henriette Sontag und ich. Beim Deſſert erſchien der König auf ein trauliches Plauderſtündchen, aber ohne ſich zu ſetzen. Er lehnte ruhend an einem Tiſch oder einer Kommode und wir umſtanden Se. Majeſtät im Halbkreiſe, wartend der allerhöchſten Anrede. Der König ſah es dann gern, wenn wir ungenirt antworteten und luſtig drauf los plauderten.

So drohte der hohe Herr mir einſt lächelnd mit dem Finger:

„Warte! warte! — meine Lieutenants ruiniren — hab' ein Vöglein ſingen hören — wie war das mit der Pfeife?"

Und ich mußte erzählen: „Ja Majeſtät warum ſind die Lieutenants ſo unſinnig? Der junge Tollkopf, der die Pfeife, aus der ich bei der letzten Vorſtellung von „Nehmt ein Exempel dran!" im Potsdamer Stadttheater zu rauchen hatte, vom Requiſiteur für zehn Thaler erſtand, hat ſicher zu viel Muttergroſchen. Wenn ich ſeine Mama wäre, ich würde den Daumen etwas feſter auf die Börſe halten. Und es ſchmeckte nicht mal gut aus der Pfeife — brrr!"

In dieſem Ton ging es weiter — alte und neue Kouliſſengeſchichtchen, mit und ohne „umgehängte Mäntelchen", kamen auf's Tapet — bis es die höchſte Zeit war, für's Theater

Toilette zu machen. — Der König ging, Papa Timm ſteckte ſeinen „Kinderchen“ noch geſchwind große Tüten mit dem übrig gebliebenen Deſſert zu — und munter eilten wir über den weiten Exercirplatz dem Schauſpielhauſe zu.

Am beliebteſten aber waren bei den viel beneideten Auserwählten doch die Feſte und Vorſtellungen „im Palais“, d. h. im Prinzeſſinnen-Palais zu Berlin, wo kleine Luſtſpiele, Geſang, Ballet mit lebenden Bildern abwechſelten.

Auf dem winzigen, anſcheinend proviſoriſch errichteten Theaterchen im größten Saal des Palais wurden auch die Proben abgehalten, — heiter und zwanglos, oft übermüthig. — Da wurden Gruppen lebender Bilder geſtellt, während begleitender Geſang aus den Couliſſen ertönte. Dann wanderte wieder das fliegende Orcheſter in den Saal hinab, um Henriette Sontag und Madame Seidler zu akkompagniren, von Muſikdirektor Möſer dirigirt. Die Tänzerinnen figurirten in graziöſen Pas, und am Schluß der Probe ſetzte man ſich an reich ſervirte Tiſche zum Déjeûner à la fourchette — zu Gaſt bei Sr. Majeſtät.

Der leutſelige Monarch wohnte gewöhnlich den Proben bei und befahl, wenn Alle ſich ehrerbietig verbeugten und verſtummten, ungenirt fortzufahren, mit Intereſſe das Treiben des Künſtlervölkchens betrachtend. Nicht ſelten richtete der König gütige Worte an die Mitwirkenden. Er konnte auch herzlich lachen, z. B., als Herzog Karl von Mecklenburg und Meiſter Gropius das lebende Bild: „Ein dithyrambiſcher Muſenzug“ en relief auf der beſchränkten Bühne nicht recht zu plaziren vermochten und unter den neun Muſen und ihrem göttlichen Führer ein ziemliches Gedränge entſtand. Da rief Se. Majeſtät wiederholt zur Bühne hinauf: „Muſen hübſch verträglich ſein müſſen — zuſammen rücken — Friede ernährt, Unfriede verzehrt — nicht drängeln . . .“ bis wir endlich in ſchönſter Harmonie, als klaſſiſche Marmorgruppe daſtanden.

Es war ein glänzendes Festspiel zum Geburtstage der Frau Erbgroßherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin vom Herzog Karl arrangirt, und führte den seltsamen Titel: „Das Taschenbuch.“ Friedrich Förster hatte die Verse gemacht.

Die einzigen Sprecher waren: Der Herzog Karl als Poet und Graf Brühl als Künstler. Sie treten auf, die Vorbereitungen zum Fest zu berathen:

„Der Königin des Festes weih'n wir heut,
Woran sich immer nur ihr schöner Sinn erfreut:
Bildwerk, Musik und Tanz und Poesie,
Und was uns sonst der Muse Gunst verlieh:
Dies Alles fassen wir als glücklichen Versuch
Zusammen in ein Taschenbuch.“

Es erscheint als Transparent der Titel:

Phantasien
zum 23. Februar 1826
der Frau Erbgroßherzogin Alexandrine
in tiefster Ehrfurcht zugeeignet.

Dann als Titelblatt: Genien mit Kränzen (Md. Unzelmann und Mlle. Lange) und mit brennenden Kandelabern (Mlls. Hämpel und Albedyhl).

Es folgen die lebenden Bilder nach Raphael:

Joseph vor Pharao (Eduard Devrient und Sieber).
Die Auffindung Moses,

wobei ich die Tochter Pharao's gab, im langen, faltenreichen weißen Gewande, von einem goldenen Gürtel zusammengehalten, auf dem Haupt eine hohe goldene Zackenkrone. Mad. Esperstedt und die Mlls. Schaffner und Wilmanns waren meine Frauen und die Schwester des kleinen Moses.

Als Begleitung zu diesen Bildern wurde hinter der Scene gesungen: Romanze aus Mehuls Joseph und Chor von Naumann.

Die Sängerinnen Henriette Sontag und Md. Seidler sangen ihre brillantesten Duette, — ein reizendes Bild von

Jugend, Schönheit und Grazie. Die Sontag trug weiße Seide und blaue Aſtern im Haar und brillirte beſonders durch ihre Variationen von Rhode.

Nach der Ouvertüre zu Glucks Iphigenia in Aulis berathen und ſchaffen Poet und Künſtler neue Bilder.

Poet: In Herkulanum wird ja täglich ausgegraben,
O ſagen Sie, wär' davon nichts zu haben?
Künſtler: Die Wandgemälde ſind ſchwer zu bewegen,
Man muß das Alles aus den Mauern jägen.
Poet: Dann bät' ich auch um ein'ge Relieffer —
Künſtler: Ei! nun die wachſen nicht wie wilder Pfeffer.
Poet: Wo Sie gebieten, fügt ſich das Geſtein,
Auch einen Tempel, einen Muſenhain . . .
Künſtler: Und einen Cirkus, ein Amphitheater.
Zuletzt verlangen Sie den ganzen Wiener Prater.
Bedenken Sie doch nur, wie ſchwer iſt ſolch' Geſtein,
Sehr portativ wird unſer Taſchenbuch nicht ſein.
Poet: Ganz recht, das iſt ein Taſchenbuch für's Haus,
Man nimmt es nicht mit über's Land hinaus . .
Künſtler: Nun gut: ich ſchaffe Götter, Muſen, Hallen,
Nur ſorgen Sie, daß wir nicht vom Olympe fallen."

Es erſcheinen als „Wand aus Herkulanum": Die Damen Leiſt und Gemmel und Hr. Baltz, während ein Chor aus Mehuls „Uthal" erklingt.

Mad. Maurer und Mlle. Riſſmann ſtellten dar: „Verkauf von Liebesgöttern", Chor aus Armide.

Nun kam mein dithyrambiſcher Muſenzug en relief, in dem außer mir Hr. Richter und die Damen Freund, Reinwald, Karl, Flache, Radike, Voſſwinkel, Schaffner, Reiff mitwirkten. Frauenchor von Naumann.

Poet: Und Ihre Muſen waren wirklich Marmorſtein?
Künſtler: Der beſte ſoll es aus Karrara ſein.
Poet: Für todten Stein fand ich ſie etwas zu belebt.
Künſtler: Das eben iſt's ja, was die Kunſt erſtrebt.

Nach neuen Geſängen von Henriette Sontag und Mad. Seidler und der Ouvertüre zu „Tigranes" führten Poet

und Künſtler unter Chorgeſang eine Reihe von Bildern vor, zum Theil nach Originalen aus der Gallerie von Sansſouci.

Rembrandt: Prinz von Geldern. (Hrn. Weiß und Buſolt.)
Raphael u. die ſchöne Fornarina. (Mlle. Lange u. Hr. Winterberger.)
Siegfried und Chrimhild. (Mad. Unzelmann und die Hrn. Heinrich Blume, Voſſwinkel, Baltz.)
Van Steen's: Violinſpieler. (Mlle. Hoffmann, die Hrn. Sergoy, Zademack, Wiehl, Voſſwinkel.)
Horace Vernet: Franzöſiſche Rekruten. (Hrn. Hoguet, Veit, Rüthling. Rehfeld, Rathgeber.)

Nach einer Ouvertüre von Mozart —

Poet: Nur eine Bitte hab' ich nun noch vorzutragen,
Am Schluſſe dürften wir doch wohl ein Tänzchen wagen.
Künſtler: Ach! eher thät ich alles Andre wohl —
Wenn ich nur nicht mit Ihnen tanzen ſoll!
Poet: O ſei'n Sie unbeſorgt vor dieſem Pas de deux,
Ich danke Gott, wenn ich auf feſten Füßen ſteh.
Allein wir ſprachen doch vorhin von einem Fädchen,
Und wenn man zieht, da kämen hübſche Mädchen!
Sie wußten ſicherlich in Rücken oder Ecken
Ein klein Ballet-Korps künſtlich zu verſtecken.
Künſtler: Nun, ſo etwas, das hätt' ich wohl am Schnürchen,
Und ich citire gleich die zierlichſten Figürchen ..."

Die Damen Deſargus-Lemière, Hoguet-Veſtris, Gasperini, Galſter und Adler tanzten ein reizendes Divertiſſement: Das Bouquet.

Wie vergnügt ſchaute der König drein — auf ſo viel Jugend und Frohſinn und Schönheit!

Die Schönſte von uns Allen war unſtreitig die ſchöne Fornarina: Mlle. Lange mit ihrer prachtvollen junoniſchen Geſtalt, ihren edlen reinen Zügen und ihrem reichen Haar. Und doch fehlte dieſem Geſicht etwas: Geiſt und Leben.

Bildſchön war auch Mlle. Leiſt — gleich einer Römerin.

Mlle. Flache, ein hübſches ſchlankes Mädchen, heirathete den Schauſpieler Piehl von der Königſtadt und ich fand ſie

ſpäter als behäbige Frau Theater-Direktorin und Sängerin in Breslau wieder. Sie iſt früh geſtorben.

Noch zwei andere Darſtellungen von lebenden Bildern im königlichen Palais ſind mir unvergeßlich geblieben — wegen der dabei ausgeſtandenen Angſt.

Hofrath Esperſtedt brachte mir eines Tags mit wichtiger Miene die Nachricht: ich ſei berufen, im Palais in lebenden Bildern mitzuwirken und zwar als Klärchen mit Egmont-Rebenſtein nach dem bekannten Bilde, als „Philoſophie“ nach Rafaels Wandgemälde im Vatikan und . . .

„Ich als Philoſophie, Herr Hofrath? Ich mit meinem vollen runden lebensfrohen Geſichte und meinem unſterblichen Kindskopf als ehrſame geſtrenge Weisheitsgöttin? das iſt zu komiſch . . .“ Und ich ließ meiner leicht durchgehenden Heiterkeit die Zügel ſchießen . . .

„Nun, man ſieht bei Ihrer Philoſophie ja nur das Profil und Ihre Naſe iſt . . .“

„Echt philoſophiſch? Wie ſtolz mich das macht, Herr Hofrath. Wenn die Mutter mich einen Kindskopf ſchilt — flugs halte ich ihr meine philoſophiſche Naſe en profil hin und ſie wird von meiner Weisheit überzeugt ſein ... Und als Klärchen?“

„Natürlich auch en profil . . .“

Da war's mit meiner Ernſthaftigkeit vollends vorbei. „Alſo Klärchen hat auch eine philoſophiſche Naſe gehabt? Armer Egmont! Und wann, Herr Hofrath, kommt mein armes Geſicht en face zu Ehren?“

„Als Fiſchermädchen in der Verlobung auf Helgoland . . .“ polterte Esperſtedt und rannte bei dem neuen Ausbruch meiner Heiterkeit bitterböſe davon, aller Welt erzählend, ſolch ein übermüthiger Kindskopf ſei ihm noch nicht vorgekommen und ich paſſe für die Philoſophie, wie ſeine Naſe für den Egmont! — Ich habe auch wirklich nie eine furchtbarere Habichtsnaſe geſehen.

Die Proben gingen ganz heiter und gelungen vorüber. Aber Hofrath Esperstedt sollte am Abend der Vorstellung grausam gerächt werden. Mir war als „Klärchen" und als „Philosophie" nichts weniger als lachlustig zu Muth.

Der Vorhang geht auf . . .

Egmont-Rebenstein thront wunderschön im dunklen Sammetwammse mit weißen Atlaspuffen auf hohem alterthümlich geschnitzten, straffgepolsterten Lederstuhle . . . Klärchen im altniederländischen Gewande, weiß und himmelblau, kniet vor dem geliebten Manne, die Ellbogen auf seine Knie gestützt und schaut schwärmerisch zu ihm auf . . . Hinter den Koulissen klingt's leise wehmüthig: „Freudvoll und leidvoll . . ." und dann wie im Herzensjubel: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt!"

Ein Ah! der Bewunderung geht durch die Reihen der hohen Zuschauer . . . Prinzessin Karl sagte mir späterhin: dies Bild habe am meisten gefallen.

Aber plötzlich höre ich meinen Egmont angstvoll durch die Zähne zischeln: „Ich rutsche . . . der verdammte Stuhl mit dem glatten, straffen Leder . . ."

Ich — halb todt vor Schreck, ohne jedoch mit den schwärmerischen Augen zu zucken, hauche zurück: „Um Gottes willen, rutschen Sie nicht! Ich stütze Sie!" Und krampfhaft stemme ich meine Ellbogen gegen die Kniee Rebensteins . . . Bleischwer gleiten die Sekunden an uns vorüber. Will denn der Vorhang in Ewigkeit nicht fallen? Ich fühle meine Kräfte erlahmen. Auf Egmonts Stirn perlen Angsttropfen und schon rinnt solch ein großer blanker Tropfen langsam die Nase herab . . . jetzt zittert er an Egmonts Nasenspitze . . . Wird er fallen? . . . Und wohin? . . . O Ihr Götter, Egmont rutscht sacht weiter . . . Wie das Leder knarrt . . . Und meine Arme sind wie erstorben . . . Jetzt fällt auch der große Schweißtropfen von der Nasenspitze . . . Wie er an

meinen Augen vorüber niederflirrt! . . . Und es flirren die Bühne — die Lichter — Alles! Alles! um mich her vor meinen Augen . . . Nein, ich kann nicht länger schmachtend zu Egmont aufblicken . . . Und stände Todesstrafe darauf, ich muß mit den Augen zucken . . . Doch! das Schurr! Schurr! über mir gibt mir neue Lebenskraft . . . Gott sei Dank, der Vorhang fällt . . . Aber, so entsetzlich langsam und träge, wie noch nie . . . Endlich hat er den Boden erreicht — ich darf halb ohnmächtig die Augen schließen, die Arme niederfallen lassen und den Kopf an den Stuhl lehnen . . . und Egmont darf rutschen — rutschen . . . Welch eine Seligkeit in diesem „dürfen!"

Rebenstein nannte mich später gern seine freundlichste und tapferste Stütze.

Und dennoch sollte ich als „Philosophie" noch größere Angst ausstehen. Hofrath Esperstedt sagte mir späterhin:

„Als gerechte Strafe dafür, daß Sie die Ehre so wenig zu schätzen wissen, eine philosophische Nase zu haben und mit ihr in Rafaels herrlichem Wandgemälde figuriren zu dürfen. O, wenn ich solche Nase hätte — ich gäbe mit Hochgenuß zehn von meiner Sorte dafür hin . . ."

Das berühmte Bild war mit echt künstlerischem Geschmack und großer Pracht arrangirt. Eine goldene Wand nahm die ganze Bühne ein. In dieser Wand befanden sich vier medaillonförmige Ausschnitte für die lebenden Bilder, zwei hoch oben und zwei unten. Mlle. Leist, eine schöne Tänzerin, und ich sollten in der Bel-Etage „Musik und Philosophie sitzen," während Mad. Unzelmann, als Göttin der Gerechtigkeit, mit der duftigen Poesie glücklich Parterre wohnte.
Ja, wie haben wir Hochgestellten, Himmlischen an jenem Abende das solide Parterre beneidet!

Hinter den Himmelsfenstern des oberen Stockwerkes waren winzige Sitze angebracht, lange schmale Treppen führten

hinauf. Fröhlich ſtieg die Philoſophie hinan und ſetzte ſich auf ihr Präſentirtellerchen. Meiſter Gropius ſtieg mir nach und ſchob mir ein großes goldenes Buch unter den Arm, rückte meine philoſophiſche Naſe in's reinſte Profil und ſtellte auf meine Stirn, da wo die Locken begannen, — ein ausgewachſenes diamantenfunkelndes Entenei! Das war der Stein der Weiſen, aber leider nicht das Ei des Columbus, denn es wackelte trotz der dünnen Drähte, die von meinem griechiſchen Haarknoten ausgingen und das Ei feſthalten ſollten, bei der leiſeſten Bewegung bedenklich hin und her. Und ich hatte keine Stütze für meine Arme, keine Lehne für den Rücken. Ich kam mir auf meinem luftigen Sitzlein vor, wie der Vogel auf dem höchſten Blatt eines Baumwipfels. Das hatte mir in den Proben und auch jetzt anfangs noch, vor dem Aufrollen des Vorhanges, gar wohl gefallen. Aber, wie viel Meiſter Gropius heute Abend an den Falten meines himmelblauen, goldgeſternten Gewandes, an meinen Locken, meiner Naſe und vor allen Dingen an dem unglückſeligen Stein der Weiſen auf meiner Stirn zu arrangiren hatte! Ueberdies ſaß ich in einem Sternenkranze von blinkenden Lampen, die ihr volles Licht ſtrahlend, glühend auf mein armes Perſönchen konzentrirten. Mir flirrte es ſchon vor den Augen, noch ehe der Vorhang aufging — und dann, als auch die Kronleuchter aus dem Saale ihre Kreuzlichter auf die Bühne ſtreuten und ich ſo viele kritiſche Augen auf mich gerichtet ſah — als mir der Qualm der Lampen betäubend, widerlich in meine philoſophiſche Naſe ſtieg und mir überdies noch ein ſchadenfroher Kobold den hölliſchen Gedanken einblies: Wenn Du in dieſem Augenblick nieſen müßteſt . . . ! da fing die ganze bretterne Welt an, ſich um mich zu drehen — die Lampen huſchten wie wahnſinnige Sternſchnuppen durcheinander — der Stein der Weiſen auf meiner Stirn ſchwoll zum Chimboraſſo auf und

wackelte, wie der Narr in Pachter „Feldkümmel von Tippelskirchen“ — eine brillante Rolle von Ludwig Devrient — auf seiner Tonne und ich hörte sogar des Narren schneidende Stimme: „Rührt mich nicht an, ich bin von Glas . . . oder ich falle auf die philosophische Nase der Philosophie nieder und in Scherben zerbricht der ganze Plunder . . .“ Und dann, wie im tiefen Traume war's mir, als riefe eine andere leise ängstliche Stimme: „Geschwind den Vorhang nieder — die Philosophie wird ohnmächtig!“ — Weiter hörte, sah ich nichts! Ich kam erst wieder zum Bewußtsein unten auf der Bühne. Gropius war die Treppe zu mir hinaufgesprungen und hatte mich nach dem Fallen des Vorhanges in seinen Armen aufgefangen und hinabgetragen. Auch die „Musik“ sagte mir kläglich, daß sie keine Sekunde länger hätte stillsitzen können, ohne von Schwindel ergriffen zu werden. Wir beide bestanden darauf, daß bei den üblichen Wiederholungen der Bilder im Schauspielhause unsere luftigen Sitze kleine Rückenlehnen erhielten.

Wenn nach der Vorstellung im Palais und dem Souper — das auch für die mitwirkenden Künstler in einem Nebensaale spendid servirt wurde, — die hohen Herrschaften tanzten, sah es der König gern, daß die beschäftigt gewesenen Damen vom Theater dem glänzenden Feste zuschauten. Da munterte der König freundlich auf, näher herauzutreten, und er liebte es, wenn seine Gäste mit uns sprachen.

Nach dem Rafaelschen Tableau, dessen Störung — Dank dem schnell niederrollenden Vorhange! — nur wenige Zuschauer bemerkt hatten, trat der König während des Balles auf mich zu und sagte leutselig: „Philosophie Angst ausgestanden — noch blaß aussehn — nächstes Mal vorsichtiger sein — immer hübsch an's Wort Philosophie denken, beherzigen . . .“

„Aber ich weiß ja gar nicht genau, Majestät, was Philosophie heißt!“

„Aus dem Griechiſchen, Kind — Weisheit lieben!“

„Darum hat ſich die Philoſophie auch ſo grauſam an mir gerächt, Majeſtät, — denn ich habe die Weisheit bis jetzt ſo wenig geliebt!“

Da lachte der König herzlich: „Wird ſchon kommen, — noch jung ſein — noch Zeit haben!“

Am andern Morgen ſandte mir der Geheimkämmerier Timm ein reizendes Körbchen Potsdamer Trauben mit einem Zettelchen: „Der Göttin Philoſophie für die Erdenangſt!“

In der „Brautwerbung auf Helgoland“ erſchien ich in roſa Rock und grünem Leibchen, das Haar ſtraff zurückgeſtrichen, was damals — zur Zeit der hohen Lockengebäude — als ein großes Wagniß galt. Louis Schneider gab den Bräutigam. Gern Sohn den Dudelſackpfeifer.

Ein ander Mal ſtellte ich eine Beduinin in dem lebenden Bilde „Beduinen-Raſt“ im Palais dar.

Hatten wir ſo dem Hofe zur Unterhaltung gedient, ſo gaben die hohen Herrſchaften im Tanzſaal nachher auch uns ein intereſſantes Schauſpiel, obgleich es für uns nicht ganz leicht war, den richtigen Tact als Zuſchauer zu beobachten. Amalie Wolff, Henriette Sontag, Md. Seidler, Md. Unzelmann und ich hielten es für ſchicklich, mehr im Hintergrunde zu bleiben und das kokette Hervordrängen und Sichbemerkbarmachen den Tänzerinnen zu überlaſſen. Wer uns mit einer Anrede erfreuen wollte, wußte uns doch zu finden.

Der König, über die Mitte der Funfzig hinaus, war noch immer eine ſchöne ſtattliche Erſcheinung voll Würde und Milde; er nahte uns wiederholt mit einem freundlichen Wort über die Theatervorſtellungen des Abends. Auch die beiden Brüder der Königin Luiſe, der milde gütige Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und der Herzog Karl, der geiſtreiche maitre de plaisir des Hofes, zeichneten uns regelmäßig durch eine meiſt ſcherzhafte Anrede aus.

Ihre Schweſter, die noch immer reizende Prinzeſſin Friederike, Herzogin von Kumberland, von deren Galanterien und Paſſionen Berlin ſo viel pikante Geſchichtchen zu erzählen wußte, hatte für uns ſtets ein heiteres Plauderwort auf den Lippen.

Vor dem Löwenhaupt und den kranken Augen ihres Gemals, des Herzogs von Kumberland, ſpäteren Königs von Hannover, erſchrak ich förmlich, als er mir ſo nahe auf den Leib rückte, daß unſere Naſen ſich faſt berührten, und mit ſeinem engliſchen Accent ſagte: „Miß, charmant ausgeſähn als Beddninin — ſähr glücklicher Beddnine!“

Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, eine ſchöne ritterliche Geſtalt, in den ſich auf dem Wiener Congreß ſo viele Damen — unglücklich verliebten, ging auch an uns kalt vorüber — man ſagte: aus Schüchternheit.

Der jüngſte Bruder, Prinz Heinrich, war nicht ſo ſchüchtern und lebte mit ſeinen böſen Paſſionen in Italien — in einer Art Verbannung und faſt verſchollen.

Die Prinzeſſin Wilhelm wurde vom König ſehr verehrt und ausgezeichnet. Sie war lang und hager, bei ihrer ernſten Richtung keine ſonderliche Liebhaberin von Komödie und Komödianten, aber aus ihren Augen ſprach große Herzensgüte.

Des Königs Schweſtern, Wilhelmine, Königin von Holland und die unglückliche Kurfürſtin Auguſta von Heſſen-Kaſſel, die von der Gräfin Reichenbach, der „ſchwarzen Marthe“, der regierenden Geliebten ihres Gemals, ſo viel zu leiden hatte, daß ſie ſich mit ihrem Sohne, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm nach Bonn zurückzog, — dieſe ſtattlichen, freundlichen Fürſtinnen weilten häufig zum Beſuch in Berlin und Potsdam.

Der Kurprinz von Heſſen, ein feiner, ſchmächtiger junger Herr mit ſehr hübſchen ſanften Zügen, lud mich einmal

zu einem Gaſtſpiel nach Kaſſel ein. Ich mußte ihm aber erwidern, daß der General Bauer in Kaſſel ſeine Nichte nicht auf den Brettern zu ſehen wünſche.

Bald ſprach man von der Leidenſchaft dieſes hübſchen ſtillen Kurprinzen von Heſſen für die Frau Lieutenant Lehmann in Bonn, die ihren Gatten ſpäter verließ, um Fürſtin von Hanau zu werden.

So hatte alſo die arme Kurfürſtin Auguſta das tragiſche Geſchick, nicht nur von ihrem Gemal durch einen gewaltſamen Ueberfall aus Bonn nach Kaſſel zurückgeführt zu werden und dort eine Gräfin Reichenbach, geb. Ortlepp als allmächtige Favoritin neben ſich dulden — es blieb ihr auch nicht erſpart, eine Fürſtin Hanau, geſchiedene Lieutenant Lehmann, als morganatiſche Schwiegertochter öffentlich anerkennen zu müſſen.

Und wer damals auf den Berliner Hoffeſten dieſe Vettern: den Kurprinzen von Heſſen, den kleinen Prinzen Georg von Kumberland und des Königs Söhne ſo freundlich mit einander verkehren und ſcherzen ſah — — wer hätte damals wohl zu prophezeien gewagt: einſt — nach vierzig Jahren — werden ſich dieſe fröhlichen Vettern als regierende Fürſten mit dem Schwert in der Hand feindlich gegenüber ſtehen und der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und der König Georg von Hannover werden als Verbannte fern von ihren umgeſtürzten Thronen leben und ſterben . . ?

Ja, es giebt auf der Bühne keine ergreifenderen Dramen, als das Leben ſie geſtaltet.

Und dann auf dieſen intimen Hoffeſten Friedrich Wilhelms III. „die ſchönen Königskinder" Preußens, wie Heine ſie mit Recht nennt, — wirklich ein entzückender Anblick. Ja, „ein ſchönes kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter Aſt!"

Als ich zum ersten Mal „im Palais“ spielte, weilte auch die Großfürstin Alexandra auf längere Zeit zum Besuche am Hofe ihres Vaters. Eine zarte — und doch königliche Erscheinung, die bezaubernd liebenswürdig sein konnte, wenn sie — wollte. Sie fragte mich, ob ich denn nicht Lust habe. auch mal in Petersburg zu gastiren? Sie würde sich freuen, mich dort wieder zu sehen . . .

Dieser freundlichen Aufforderung habe ich im Frühjahr 1828 entsprochen. Die Kaiserin Alexandra nahm mich in Petersburg eben so gütig auf, wie in Berlin die Großfürstin.

Man erzählte sich, die Prinzessin Charlotte von Preußen habe eine innige Jugendliebe zu dem schönen General von Natzmer gehabt und schon einen Brief geschrieben, in dem sie ihren königlichen Vater um seine Einwilligung zu ihrer Vermälnng mit dem General bat — ihre Hofdame habe aber zu verhindern gewußt, daß dieser Brief dem Könige zu Gesicht kam. So wurde Prinzessin Charlotte nicht Generalin Natzmer — sondern Kaiserin aller Reußen.

Großfürst Nicolaus war wohl der schönste Mann, den ich jemals gesehen habe. — Vetter Christian Stockmar entwirft von dem zwanzigjährigen Großfürsten, als dieser 1816 am Hofe des Prinzen Leopold und der Prinzessin Charlotte von England in Klaremont zum Besuche war, eine sehr charakteristische Schildernng, die auch nach zehn Jahren noch ziemlich paßte.

In Christian Stockmar's Tagebuch heißt es im November 1816:

„Nicolaus ist ein außerordentlich schöner, verführerischer Junge; größer als Leopold, ohne mager zu sein, gewachsen wie eine Tanne. Das Gesicht jugendlich, wie er, äußerst regelmäßig, eine schöne freie Stirn, schön gebogene Augenbrauen, eine äußerst schöne Nase, schöner kleiner Mund und fein gezeichnetes Kinn. Er trägt einen jungen Schnurr- und

Knebelbart, die Uniform der Jäger zu Pferde, ganz einfacher grüner Rock mit Roth, ſilberne Oberſten-Epaulettes, einen kleinen verblichenen Stern, eine weiße Kuppel und einen ſtählernen Säbel mit ledernem Portepee. Sein Betragen iſt lebhaft, ohne alle Verlegenheit und Steifheit und doch ſehr anſtändig. Er ſpricht ſehr viel und vortrefflich franzöſiſch, dabei begleitet er ſeine Worte mit nicht üblen Geſten. Wenn auch nicht Alles, was er ſagt, durchaus geſcheidt war, ſo war doch wenigſtens Alles höchſt angenehm, und er ſcheint entſchiedenes Talent für das Kourmachen zu haben. Wenn er im Geſpräch etwas beſonders herausheben will, ſo zieht er die Achſeln in die Höhe und wirft die Augen etwas affektirt gen Himmel. In Allem zeigt er viel Zutrauen zu ſich ſelbſt, doch ſcheinbar ohne Prätenſion.

Er machte nicht viel Weſens mit der Prinzeß (Charlotte), die ſich mehr an ihn wendete, als er an ſie. Er aß für ſein Alter höchſt mäßig und trank dabei nichts als Waſſer. Als nach Tiſch Gräfin Lieven Klavier ſpielte, küßte er ihr die Hand, was den engliſchen Damen höchſt ſonderbar, aber entſchieden wünſchenswerth vorkam. Mrs. Campbell konnte ſeines Lobes nicht enden. „What an aimable creature! He is devilish handsome; he will be the handsomest man in Europe!“ — Am folgenden Morgen verließen die Ruſſen das Haus. Es wurde mir erzählt, daß, als es an's Niederlegen gegangen, für den Großfürſten von ſeinen Leuten im Stall ein lederner Sack mit Heu gefüllt worden ſei, worauf er immer ſchlafe. Unſere Engländer erklärten dies für affektirt.“

Auch Vetter Chriſtian und Prinz Leopold waren ſpäter geneigt, dieſen „teufelmäßig ſchönen Mann“ für einen vollendeten — Komödianten zu halten.

In Berlin ſah ich den Großfürſten Nicolaus nur ſeiner Gemalin, in die er leidenſchaftlich verliebt ſchien, in an-

muthigſter Weiſe die Kour machen. In Petersburg machte der Kaiſer Nikolaus auch noch anderen Schönheiten den Hof. Meine ſchöne Kollegin, Charlotte von Hagn, wurde von dem ſchönſten Mann aller Reußen bei ihrem Gaſtſpiel in Petersburg beſonders ausgezeichnet und auch vom Zaren 1835 zur Fürſtenzuſammenkunft nach Kaliſch befohlen.

Die Erbgroßherzogin Alexandrine war wirklich „jenes leuchtende majeſtätiſche Frauenbild", von dem Heine begeiſtert ſchreibt: „ſie gleicht jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Märchen ſo lieblich entgegen leuchten und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht . . ."

Man erzählte, daß ein Dr. Stuhr ſich leidenſchaftlich in die ſchöne Prinzeſſin Alexandrine verliebte und darüber närriſch wurde, ſo daß er ſeine Göttin auf Schritt und Tritt verfolgte und brieflich in allem Ernſte dem Könige ſich als Schwiegerſohn antrug. Der König ließ den armen Narren in eine Heilanſtalt bringen.

Mir war dies „leuchtende majeſtätiſche Frauenbild" beſonders intereſſant wegen der großen Aehnlichkeit mit der Königin Luiſe. Doch galt die Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, um die der König Georg IV. von England, der „erſte Gentleman ſeiner Zeit" vergebens geworben hatte, weil Friedrich Wilhelm III. kein „mauvais sujet" zum Schwiegerſohn haben wollte, — für ſehr ſtolz. Wir Komödianten exiſtirten nicht für ſie.

Dagegen war ihr Gemal, der „rothe Paul", die Leutſeligkeit und Gutmüthigkeit ſelbſt. Er war keine Schönheit und galt auch nicht für ſonderlich geiſtreich.

Des Königs jüngſte Tochter, Prinzeſſin Luiſe, war hold, ſtill und lieblich wie eine Blume. Im Mai 1825 durfte ich — auf Befehl Sr. Majeſtät und durch Timm's Vermittelung

— mit noch anderen Begünſtigten vom Theater, den glänzenden Feſten bei der Vermälung der Prinzeſſin Luiſe mit ihrem Vetter, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, zuſchauen. Im Luſtgarten donnerten die Kanonen. Im Schloſſe ſahen wir den ſtattlichen Brautzug an uns vorüber in die Kapelle gehen. Es fiel allgemein auf, daß die Fürſtin Liegnitz — obgleich des Königs Ehegemal — nicht gleich den königlichen Prinzeſſinnen am Brautzuge Theil nahm, ſondern mit ihrer Hofdame hinterher trottelte und ihre Schleppe ſelber trug. Bei der Gallatafel erſchien ſie gar nicht. Auch ſaß ſie bei der Feſtvorſtellung von Spontini's „Alcidor" nicht mit der Königin der Niederlande und den Prinzeſſinen in einer Reihe, ſondern hinter ihnen — als ein Opfer grauſamer Hofetikette.

Als die Neuvermälten nach den Niederlanden abreiſ'ten, bereitete der König ihnen die frohe Ueberraſchung, daß er auf anderen Wegen vorauseilte und ſie in Magdeburg begrüßte. Dafür wurde Se. Majeſtät in Magdeburg ſelber ſehr angenehm überraſcht — durch die geliebten Balletänzerinnen, damit er auch im dortigen Theater dieſen gewohnten Genuß nicht entbehren brauche.

Der Kronprinz, ein ſtattlicher, wohlbeleibter Herr von 30 Jahren, liebte uns Komödiantinnen nicht und er war unerſchöpflich in beißendſten Witzen — über ſeines Vaters Vorliebe für die Theaterdamen. Dieſe Witze kurſirten dann gleich in der Stadt; man lachte darüber, fand es aber doch wenig pietätvoll von dem Thronerben, ſeines Vaters harmloſe Schwächen ſo bloßzuſtellen. Dazu kam, daß auch böſe Witze, an denen der Kronprinz ganz unſchuldig war, auf ſeine Rechnung geſchrieben wurden. Man ſagte, daß es dem lebhaften queckſilbernen Prinzen unmöglich ſei, einen guten oder ſchlechten Witz, der einmal in ihm aufſprudelte, ſich n verbeißen.

So verletzte der Kronprinz Schinkel auf's tiefſte, als dieſer ihn in dem neu erbauten Schauſpielhauſe umherführte, durch ſein geflügeltes Witzwort über die Kleinheit des eigentlichen Theaters: „Ach! wer hätte gedacht, daß in dieſem ſtattlichen Gebäude, das einen ſo großen prächtigen Konzertſaal hat, auch noch gar ein — Theaterchen iſt!“

Eine noch böſere Erfahrung am Kronprinzen-Witz ſollte der Miniſter von Klewitz machen. In anſcheinend harmloſeſter Weiſe redete der Prinz ihn an:

„Rathen Sie mal Excellenz:

Mein Erſtes frißt das Vieh,
Mein Zweites hatt' ich nie —
Das Ganze iſt eine Landplage!“

— ſprach's und ließ die verdutzte Excellenz ſtehen.

Als das Hep! Hep! auf die Juden aufkam, ſoll der Kronprinz einer der Erſten geweſen ſein, der es hinter ihnen her rief. Darob große Aufregung unter den Mendelsſohns, Beers und anderen der angeſehenſten Juden Berlins, die ſogar in allem Ernſt daran dachten, nach Paris auszuwandern. Der König hatte genug zu thun, die erregten Gemüther zu beruhigen. So ſandte er den Grafen Brühl zu Madame Beer — in Berlin ſcherzhaft: die Königin Mutter genannt — und ließ ihr viel Angenehmes über die Kompoſitionen ihres Sohnes Giacomo und die Klytemneſtra ihres Sohnes Michael ſagen.

Der Kronprinz und ſeine Brüder haben uns Theaterdamen bei den Feſten im Palais nie angeredet. Man ſagte: Der Kronprinz aus Neigung — die Brüder aus Klugheit. Mit höflichen Gruß gingen ſie an uns vorüber.

Dagegen verſäumte die wunderſchöne Kronprinzeſſin Eliſabeth nie eine Gelegenheit, ein theilnehmendes Wörtchen an uns zu richten. Und wie herzig klang dabei ihr ausgeprägt bairiſcher Dialekt!

So kam sie auf uns zu, als wir nach Pius Alexander Wolffs Tode dessen Lustspiel: „Der Mann von fünfzig Jahren“ zum ersten Mal im Palais gespielt hatten und redete Amalie Wolff freundlich an:

„Hat es Ihr Herz nicht erquickt, in der Schöpfung des seligen Gatten, den wir Alle so bewunderten und achteten, sein Andenken hier geehrt zu sehen? — Das Stück hat mich sehr erfreut. Sie, liebe Wolff und Ludwig Devrient waren meisterhaft — und auch Fränlein Bauer charmant!“

Und als Amalie Wolff der gütigen Fürstin unter Thränen die Hand küßte, keines Wortes fähig, fuhr die Kronprinzessin noch weicher fort:

„So wie Sie ihre Kunst auffassen und ausüben, als echte, edle Kunst, und nicht als Handwerk, wird sie Ihnen auch ein Trost sein für das trauernde Herz!“

So hatte ich diese wunderbaren, großen, seelenvollen Augen — wohl die schönsten, die ich jemals erschaut — nun doch auch endlich ganz in der Nähe bewundern können. Schon als Kind hatte ich in Baden-Baden diese „Thurmaugen“ von fern angestaunt.

Amalie Wolff flüsterte mir, als die Kronprinzessin uns verlassen hatte, gerührt zu:

„Ja, ja, liebe Kleene, hier gibt's herrliche Vorbilder zu schauen und Menschenstudien für Fürstendarstellung zu machen! Es ist unmöglich, anmuthsvoller, einfacher — und dabei doch so majestätisch aufzutreten und zu sprechen, als diese Königstöchter!“

Die Kronprinzessin lebte mit ihrem lieben Fritz in glücklichster und harmonischer, echt bürgerlicher Ehe — nur war sie oft voll Thränen darüber, daß ihr der heißerflehte Kindersegen versagt blieb.

Ein reizender charakteristischer Zug wurde von der Kronprinzessin erzählt. Als der preußische Kronprinz auf die

Brautschau gekommen war, hatte die Prinzessin Elisabeth von Baiern geschwinde ihren einen hohen Schuh, den sie sonst ihres Hinkens wegen trug, ausgezogen: damit der Freier nicht über diesen körperlichen Mangel getäuscht werde! — Und er hatte seine Elise doch genommen — trotz des leichten Hinkens — und es auch nie bereut.

Den Kronprinzen, seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm und den Prinzen Friedrich der Niederlande hatte ich schon als zwölfjähriges Mädchen im Juli 1819 in Karlsruhe im Reisewagen gesehen. Sie trugen nach damaliger Mode schottische Staubmäntel, blau und grün karrirt und gefielen mir in ihrer blühenden Jugendfrische und Heiterkeit ganz ungemein. Abends erschienen sie im Theater, in Calderon's „Leben ein Traum" und fuhren dann nach Baden-Baden weiter, wo auch die töchterreichen bairischen und schwedischen Königsfamilien weilten, — man sagte: auf die Brautschau.

Auch jetzt in Berlin war der schöne ritterliche Prinz Wilhelm fortwährend als Bräutigam auf dem Tapet. Heute verlobte das Gerücht ihn mit einer Prinzessin von Württemberg — morgen mit der Prinzessin Marianne der Niederlande oder der Prinzessin Marie von Weimar — übermorgen mit der Prinzessin Cäcilie von Schweden, mit der ich als Kind einst so fröhlich getanzt hatte. Eine größere Freude hätte Prinz Wilhelm mir gar nicht machen können, als wenn er die holde Cäcilie heimgeführt hätte. Aber man sagte: Prinz Wilhelm wolle von allen diesen schönen Prinzessinnen nichts wissen — er wolle gar nicht heirathen — — wenn er nicht seine glühend geliebte Prinzessin Elisa Radziwill heimführen dürfe . . . Und das wollte die böse Politik und die leidige Hofetikette nicht erlauben!

War es diese heiße, hoffnungslose Herzensliebe, die ihn damals gegen alle Theaterschönheit vollständig unempfindlich machte? Kalt wie Eis ging Prinz Wilhelm an uns vorüber.

Und dennoch habe ich den Prinzen ein Mal — — hinter einem Windschirm gesprochen. Es war im Frühjahr 1828 während meines Gastspiels in Petersburg. Prinz Wilhelm weilte dort zum Besuche seiner Schwester, der Kaiserin Alexandra. Einige meinten: um die Kaiserin Mutter für seine Verlobung mit ihrer Enkelin, der Prinzessin Augusta von Weimar, zu gewinnen, die den Winter über mit ihren Eltern gleichfalls in Petersburg lebte! — andere: um für seine Verbindung mit Elisa Radziwill, der Kaiserin Alexandra stets geneigt gewesen, den letzten Versuch zu machen.

Gleichviel! Ich kam im März 1828 in Petersburg zum Gastspiel an. Für dessen Erfolg war es von höchster Wichtigkeit, daß ich zuerst im Winterpalais vor dem Hofe spiele. Das hatte aber seine großen Schwierigkeiten, da die Kaiserin Alexandra schon am dritten Tage nach meiner Ankunft zum Frühlingsaufenthalte nach der Krim abreisen wollte. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, eine Vorstellung bei Hofe und mein Auftreten zu ermöglichen. Freund Timm hatte mir einen Empfehlungsbrief an den Oberkammerherrn der Kaiserin mitgegeben, der auch sein Bestes zu thun versprach. Mit dem Direktor des deutschen Theaters, Helmersen, eilte ich, kaum dem Reisewagen entstiegen, zu den allmächtigen Theatergöttern: Fürst Wolkonski, — Fürst Cutaizow, Intendant der deutschen Bühne — und Fürst Dolgorucki, Intendant der französischen Bühne — und Alle sagten mir ihre Förderung meines Wunsches zu.

Als aber die Erfüllung desselben immer fraglicher wurde, rieth man mir, die Fürsprache des Prinzen Wilhelm bei seiner kaiserlichen Schwester zu erbitten. Ich eilte also wieder in's Winterpalais und ließ durch den mir bekannten prinzlichen Adjutanten um eine Audienz bei seiner Hoheit bitten. Die wurde mir sogleich gewährt. Der Prinz erschien

in dem Empfangszimmer, war aber gleich mir nicht wenig verlegen. Während ich meine Bitte vortrug, nahten sich Schritte . . . Ich — in meiner Fassungslosigkeit — trete hinter einen großen Windschirm . . . der Prinz folgt mir . . . verlegen stehen wir uns gegenüber — bis ich so viel Fassung gewinne, meine Bitte hervorzustottern . . . Der Prinz sagt mir zu, mit der Kaiserin zu sprechen . . . und die seltsame Schirmaudienz ist zu Ende . . .

Dank der Fürsprache des Prinzen Wilhelm konnte die Vorstellung bei Hofe wirklich stattfinden. Ich wählte das Lustspiel: „Der Mann im Feuer", in dem ich kurz vorher in Riga so großen Erfolg gehabt hatte — aber bei der übereilten Probe in Petersburg sank mir das Herz. Die Kollegen waren nicht mal des Wortlautes ihrer Rollen mächtig und zogen — ängstlich auf den Souffleur lauschend — das graziöse esprit- und temperamentvolle Lustspiel entsetzlich in die Länge. Auch paßten die Persönlichkeiten des dicken phlegmatischen Barlow und des nüchternen Wiebe durchaus nicht für den General und feurigen Liebhaber.

In ziemlich verzweifelter Stimmung vollendete ich am Abend auf der zierlichen Bühne des großen prächtigen Saales hinter einem — Schirm meine Toilette, denn Garderobezimmer waren nicht vorhanden. Ich trug weißen Atlas mit Blondenüberwurf, Perlenschmuck und eine Rose im Haar. Als ich fertig war, trat ich in den Saal, um mir dessen Ausschmückung genauer anzusehen und dadurch vielleicht auf andere Gedanken zu kommen. Plötzlich geht eine Seitenthür auf — und Prinz Wilhelm und Prinz von Oranien stehen vor mir und grüßen freundlich. Mit meiner schönsten — einst berühmten Verbeugung spreche ich meinen Dank für die gütige Empfehlung aus — aber auch meine Angst: bei diesem mangelhaften Ensemble mich zu blamiren . . .

Da sagte Prinz Wilhelm mit großer Güte:

„O, wer in Berlin so sehr gefällt, blamirt sich auch in Petersburg nicht. Ich habe Sie schon in dieser Rolle gesehen und — bewundert!“

Und — ich blamirte mich nicht. Die Kaiserin lachte herzlich und der Kaiser applaudirte mir lebhaft. Als ich nach Schluß des Stückes wieder hinter meinem Garderobeschirm stand und die Schminke abwischte, brachte mir Fürst Wolkonski ein schönes goldenes Stirnband mit einem Brillantstern — „de la part de l'impératrice!“

So oft Prinz Wilhelm später in Berlin im väterlichen Palais an mir grüßend vorüberschritt, überflog sein schönes männliches Gesicht stets ein rosiges Lächeln. Er dachte, gleich mir, an die Verlegenheitspausen bei der seltsamen Schirm-Audienz im Petersburger Winterpalais.

Als ich im Mai des nächsten Jahres Berlin verließ, um „in England anderen Sternen zu folgen“ — wie Varnhagen schreibt, rüstete sich die preußische Königsstadt zu den Vermälungsfesten des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der schönen Prinzessin Augusta von Weimar.

Des Königs dritter Sohn, Prinz Karl, von dem Heine 1822 in seltsamer Schwärmerei schreibt: „jene schöne, jugendliche Gestalt mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen“ — war nicht so schüchtern, wie sein Bruder Wilhelm. Er war lebenslustig und trieb allerlei Sport mit Pferden, Hunden, Mohren . . . und man behauptete, die jungen Balletschönheiten seien ihm nicht ganz so gleichgiltig und fremd, wie es bei den Täuzen im Palais scheinen — sollte.

An Schlagfertigkeit und Keckheit des Witzes nahm der mobile Prinz es fast mit seinem Bruder, dem Kronprinzen auf. Eine köstliche Anekdote wird von ihm erzählt.

Einst besuchte der junge Prinz Karl München und auch den wunderlichen Künstlerkönig Ludwig I., den Schwager des preußischen Kronprinzen. König Ludwig

hatte damals die seltsame Laune, aller Welt Räthsel aufzugeben. So:

„Was würden Sie thun, wenn Sie Zahnarzt wären?"

Die Antwort darauf gab der König dann stets selber mit großen selbstgefälligen Gaudium:

„Ich würde den bösen Zahn der Zeit ausziehn!"

Ferner: „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären?"

Antwort: „Ich würde mich in's Meer der Vergangenheit stürzen!"

Auch Prinz Karl entging seinem Schicksal nicht. Aber er hatte zum Glück schon von dieser königlichen Räthsel-Sphinx gehört — und als König Ludwig ihn triumphirend fragte:

„Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?" — antwortete der Prinz mit großer Ernsthaftigkeit:

„Majestät, ich würde — — mich in's Meer der Vergangenheit stürzen!"

König Ludwig I. von Baiern hat nie wieder versucht, dem Prinzen Karl von Preußen — Räthsel aufzugeben.

Mit derselben glücklichen Keckheit durchhieb Prinz Karl im Frühjahr 1827 auch den gordischen Knoten, der seiner Hochzeit mit der schönen, und zärtlich geliebten Prinzessin Maria von Weimar, Hindernisse in den Weg legte. Die stolze Mutter der Prinzessin, Großfürstin Maria Paulovna, wollte die Hochzeit in Weimar gefeiert sehen. König Friedrich Wilhelm beanspruchte diese Ehre aber für Berlin. Kein Mensch wußte einen Ausweg aus diesen Etiketten-Wirrnissen — bis der ungeduldige Bräutigam den Ausschlag gab: „In Charlottenburg bin ich geboren, getauft und konfirmirt — ich habe mir stets das Wort gegeben, nur dort getraut zu werden!"

Und so geschah es, aber in ungewöhnlicher Stille, da die stolze Brautmutter von dem Ehrentage ihrer ältesten Tochter lieber ganz fortblieb, als daß sie der Kronprinzessin von Preußen den dieser gebührenden Vortritt eingeräumt hätte.

Auch der Einzug der Neuvermälten in Berlin ging ziemlich geräuschlos vorüber, da bei dem Einzuge der Kronprinzessin im Gedränge auf der Schloßbrücke so viele Menschen in der Spree ihren Tod gefunden hatten.

Die Prinzessin Karl von Preußen war eine reizende junge Frau, strahlend von Glück und Frohsinn. Bei der nächsten Vorstellung im Palais trat sie auf uns zu und brachte Amalie Wolff herzliche Grüße von ihrem alten Meister Goethe. Und noch oft hatte sie ein freundlich Wort für uns.

Des Königs jüngster Sohn, Prinz Albrecht, war sehr lang aufgeschossen und blond und noch so jung, daß von ihm wenig zu sagen war. Er hat bald nach meinem Scheiden aus Berlin die holde Prinzessin Marianne der Niederlande geheirathet. Eine Ehe — ohne Glück und Stern!

Die Fürstin Liegnitz mit stets derselben kühlen Marmorruhe auf dem blühenden Gesicht ist mir immer ein Räthsel geblieben. Nie hörte man sie herzlich lachen, nie sah man ihr Auge in Rührung aufleuchten. So erschien sie bei den Festen im Palais — so an des Königs Seite im Wagen oder in der Theaterloge. War dies Phlegma? War dies berechnete Klugheit — oder, wie man auch meinte, das Gegentheil? Fühlte die Fürstin sich in ihrer doch immerhin etwas schiefen Stellung behaglich — oder unbehaglich? — Ich weiß darauf keine Antwort. Gesprochen hat die Fürstin mit uns Komödianten nie.

Prinz Friedrich, der Sohn des verstorbenen Prinzen Louis und der Prinzessiin Friederike, Herzogin von Kumberland, hatte etwas Ideales, Liebenswürdiges und Gewinnendes

in seiner ganzen Erscheinung. Seine Gemalin, die unglückliche Prinzessin von Anhalt-Bernburg, mit dem zarten bleichen Gesicht und den großen melancholischen Augen — schon damals eine hinschmachtende Blume — erschien selten bei Hofe. Ahnte sie ihr grausiges Schicksal: in von der Mutter ererbter Geistesnacht, gleich ihrem unseligen Bruder, und in trostloser Einsamkeit des Schlosses Ellern bei Düsseldorf, fast all' diese glückliche, blühende, lebensprühende Jugend überleben zu müssen?

Die jüngsten Prinzen am Hofe Friedrich Wilhelms III waren die noch knabenhaften Söhne des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm: Adalbert, der spätere Gemal der Tänzerin Therese Elsler — und Waldemar, dessen schlanke poetische Jünglingsgestalt einer schönen Tochter Bettina's so gefährlich werden sollte — bis der Tod ihn aus ihren Armen so früh abrief.

Gradezu wie eine ideale Romanfigur — so berückend schön, mit dunklen brennenden Augen — tauchte hin und wieder am Berliner Hofe der Prinz von Lucca als Gast auf ... um schleunigst auf einige Zeit wieder zu verschwinden, wenn die großen Frühjahrsparaden anfingen. Man sagte, der schöne italienische Prinz habe eine unüberwindliche Scheu davor ein Pferd zu besteigen und in der Suite des Königs mitreiten zu müssen.

Auch der junge und schöne Herzog Wilhelm von Braunschweig war damals ein gern gesehener Gast Sr. Majestät und mit den Prinzen eng befreundet.

Er nahm an allen Festen bei Hofe, an lebenden Bildern, Karoussels und den beliebten Bohnenfesten lebhaft Antheil und zeigte schon damals eine große Liebhaberei für's Theater und dessen Schönheiten. Die Kunde, daß die Braunschweiger seinen Bruder, den tollen Herzog Karl, fortgejagt, erreichte ihn in Berlin. Der junge Prinz Wilhelm von Preußen

führte ihn als regierenden Herzog selber nach Braunschweig. Dort hatte ich später die Ehre, vor dem Herzog Wilhelm zu gastiren. Nach meiner Jungfrau von Orleans kam die regierende Hoheit auf die Bühne und sagte mir viel Schmeichelhaftes über meinen — — silbernen Brustharnisch. Das Immer-Geistreichsein-Müssen ist für diese hohen Herrschaften wirklich nicht so schwer, wie der Fernstehende gewöhnlich glaubt.

* * *

In dies fröhliche Hofleben, reich an blühender Jugend und heiteren Festen, die oft schon mit einem damals beliebten Dejeuner dansant bei einem der Prinzen begannen und mit einem kostümirten Ball im Conzertsaal des Schauspielhauses endeten, fiel am 14 Dezember 1826 wie ein Donnerschlag die Schreckensnachricht: Der König hat heute Morgen, als er aus den Gemächern der hochseligen Königin Luise die schmale eiserne Treppe in sein Arbeitszimmer hinabsteigen wollte, ausgleitend das rechte Bein dicht über dem Knöchel gebrochen . . .

Ganz Berlin gerieth in die höchste Aufregung und sammelte sich vor dem Palais des „alten Herrn", Näheres zu erfahren. Mutter Ennicke kam weinend zu uns gestürzt und theilte uns die Schreckenskunde mit. Man fürchtete bei den 57 Jahren des Königs das Schlimmste. Auch wir eilten zu Timm, uns zu erkundigen. Wir fanden den treuen Diener seines Herrn in Thränen, aber die frohe ärztliche Nachricht: daß der Beinbruch zwar langwierig, aber nicht gefährlich sei. Die Fürstin Liegnitz mußte auf Wunsch des Königs sogar noch denselben Vormittag ihre gewohnte Spazierfahrt durch möglichst viele Straßen machen, um den Berlinern zu zeigen, daß sie nichts zu fürchten hätten.

Das Unglück war auf derselben Treppe geschehen, welche der Kronprinzessin Luise, die vor Schreck über einen ihr ent-

gegen kommenden Fremden ſtürzte, ihre erſte Mutterhoffnung gekoſtet hatte.

Im Palais waren Liſten ausgelegt, in welche die rege Theilnahme ihre Namen eintrug. Der König hatte ſeine Freude und Unterhaltung durch dieſe Liſten, und wurde nicht müde, ſich dieſelben mit den oft echt Berliniſchen Bemerkungen treuſter Anhänglichkeit vorleſen zu laſſen. Am meiſten litt Se. Majeſtät von der Langeweile, da die gewohnten Abendunterhaltungen im Theater ja fortfallen mußten. Die franzöſiſchen Unterhaltungsſtunden der Fürſtin Liegnitz mit Mad. Deſargus-Lemière fanden jetzt am Krankenbett ſtatt.

Die Berliner aber ließen bei aller Theilnahme ihren Witz doch nicht einſchlafen. Als bald darauf die Banquiers Gebrüder Benecke Banquerott machten, erzählte man ſich:

Ein penſionirter Hauptmann trifft am Morgen des Beinbruchs einen Bekannten auf der Straße und redet ihn an: „Nun wie geht's"

„Schlecht mit Beenekens!" — mit Bezug auf des Königs Unfall.

Wie ſo? Sie werden doch nicht fallen?" — von Gebrüder Benecke denkend, bei denen der Hauptmann ſein kleines Vermögen ſtehen hat.

„Wie, Sie wiſſen das nicht? — ſind ſchon gefallen — ganz kaput!"

„O, dies Unglück!" — ſtöhnt der penſionirte Hauptmann — ſtürzt zu Banquier Benecke's und zieht ſein Geld glücklich zurück — kurz vor dem Zuſammenbruch des einſt ſo glänzenden Hauſes.

Als der Kronprinz in den Kondolenzliſten die Einzeichnung fand: „Meyer-Hirſch, Judenſchlächter" ſoll er lachend geſagt haben: „Hep! Hep! der Mann, der ſich das Verdienſt erwirbt, Juden zu ſchlachten, muß einen Orden haben!"

Als der König im Februar zum erſten Mal wieder am Fenſter ſeines Palais erſchien, ſammelten ſich dort ſchnell eine Menge Straßenjungen und ſangen aus voller Kehle:

Heil Dir im Siegerkranz —
König ſin Been is janz ..."

Sehr beluſtigt ſandte der gute alte Herr ihnen Backwerk.

Alle Leierkaſten Berlins kamen auf den Hof des Palais, dem Könige ein Jubelſtändchen zu bringen. Jeder durfte ein Stück ſpielen und erhielt dafür acht Jute (Groſchen).

Wie freuten wir uns, als es hieß: morgen ſoll zum erſten Mal wieder vor Sr. Majeſtät im Palais geſpielt werden! Und als der König dann im Rollſtuhl während der Probe unter uns in alter Leutſeligkeit erſchien — da küßten wir ihm unter Freudenthränen die Hände.

Und mit welchem Jubel wurde der König bei ſeinen Ausfahrten und bei ſeinem erſten Beſuch im Theater empfangen.

Am 21. März fand im Konzertſaal des Schauſpielhauſes ein glänzendes Hoffeſt ſtatt, zu Ehren der zum Beſuche ihrer Tochter, der Kronprinzeſſin, in Berlin anweſenden Königin von Baiern. Es machte keinen geringen Lärm, daß außer dem Hofe gar keine Zuſchauer zugelaſſen waren, als einige Begünſtigte vom Theater, auf Befehl des Königs von Papa Timm eingeladen. Und ſo ſaßen wir denn im ſchönſten Putz auf der Tribüne, von der königlichen Loge nur durch eine reiche Sammet-Portiere getrennt: Mad. Angelika Catalani und ihr Sohn, Henriette Sontag, Mad. Milder-Hauptmann, Mad. Lemière-Deſargus, Mad. Hoguet-Veſtris, Balletmeiſter Hoguet, der dem Hofe die Quadrillen einſtudirt hatte, meine Mutter und ich.

Die Catalani war auf ihrer letzten großen Konzerttour durch Europa vor Kurzem in Berlin eingetroffen, doch hatte ſie noch nicht öffentlich geſungen. Durch einen ſeltſamen

Zufall hatte ich schon ihre Bekanntschaft gemacht — im Wartesalon einer eleganten Badeanstalt. Sie trug einen reizenden kleinen schwarzen Pudel auf dem Arm — ich mein geliebtes zierliches Wachtelhündchen Lisinka. Auf den ersten Blick erkannte ich in der schlanken majestätischen Dame mit den echt italienisch schönen Zügen die berühmte Sängerin, die ich schon als kleines Mädchen in Karlsruhe angestaunt hatte. Die gegenseitige Bewunderung unserer Lieblinge führte schnell ein beiderseitiges Vorstellen und eine animirte Unterhaltung herbei.

Da trat ein stattlicher Herr, mit einem bejahrten Mütterchen am Arm, in den Salon: Fürst Pückler-Muskau — und bald war er in unserem Hunde-Bunde der dritte. Er zog aus dem Pelz über der Brust das niedlichste rehfarbene Windspiel hervor, das ich jemals gesehen habe. Es war nicht größer als ein Eichhörnchen und die schwarzen Aeuglein funkelten wie Diamanten. Natürlich brachen die Catalani und ich in das lauteste französische Entzücken aus. Wir wurden der Fürstin vorgestellt und unsere Hündchen machten auf dem Sopha Bekanntschaft.

Und nun saß ich bei dem herrlichen Hoffeste neben der berühmtesten Sängerin ihrer Zeit. Sie stellte mir ihren Sohn vor, Mr. de Valabrègue, einen jungen, eleganten Franzosen. Dessen Vater, einen schönen Husaren-Offizier im Gefolge des General Lannes, hatte sie 1806 in Lissabon geheirathet — gegen den Wunsch ihrer Familie und den Rath ihrer Freunde und auf alle Einreden nur die eine Antwort gehabt: „Ma che bell' ufiziale!“ — In Berlin hörte ich Angelika Catalani, als von Künstlerehen die Rede war, einmal ganz offenherzig in ihrem italienischen Französisch sagen:

„Viele haben mich angebetet und geschworen, daß sie mich ewig lieben würden! Viele haben mir en passant ihre Herzen

zu Füßen gelegt — aber sehr Wenige haben mir ihre Hand angeboten. So habe ich denn den gewählt, der mir neben seinem Herzen auch seine Hand und seinen ehrenhaften Namen gab!“

Wie wahr! Künstlerloos! Wohl der Bühnenschönheit, die nach vielen bunten Herzenserfahrungen und wilden Herzensstürmen endlich an der Seite eines ehrenhaften Mannes in den Hafen einer friedlichen Ehe einlaufen darf. Mir war dies Glück nicht beschieden.

Die Catalani sprach mit lieblich weicher flötenartiger Stimme, sehr leise, wie die meisten passirten Sängerinnen. Daher ist es auch so wenigen gelungen, nach dem Verlust ihrer Gesangstimmen, große dramatische Künstlerinnen zu werden. Der ausgesungenen Kehle fehlt es zum Sprechen an Kraft und Mark. Das wußte auch Wilhelmine Schröder-Devrient, als sie den Rath ihrer Freunde zurückwies: die Phädra und Medea zu spielen.

Wie ein Kind — hierin ganz Italienerin — ergötzte sich die Catalani an dem glänzenden bunten Bilde, das sich vor unseren Augen unten im Saale entwickelte und ich mußte ihr alle mitwirkenden hohen Persönlichkeiten nennen.

Da nahten unter schmetternden Fanfaren und Vortritt prunkender Herolde im farbenprächtigen Zuge von der einen Seite des Saales:

Franz I., König von Frankreich ... Prinz Wilhelm, Sohn Sr. Majestät, eine hohe, kraft- und prachtvolle Erscheinung in der Vollblüte jugendfrischer Männlichkeit — mit seiner Gemalin Klaudia, der in Schönheit und demantnen Lilien strahlenden Kronprinzessin Elisabeth.

Heinrich d'Albret, König von Navarra, wurde von dem Kronprinzen in einem sehr kleidsamen Kostüm von weißem und blauen Atlas elegant und charakteristisch repräsentirt. Die sehr mobile Hoheit führte ihre Tante, die Prinzeß

Wilhelm — Renata von Frankreich, Herzogin von Ferrara.

Herzog von Alencon ... Der junge ſchlanke Prinz Albrecht.

Admiral Bonnivet ... Herzog Karl von Mecklenburg, der geiſtreiche Erfinder und Arrangeur des Feſtes, deſſen glänzende erſte Aufführung bereits im Februar in Schloß Monbijou, wo der Herzog reſidirte, ſtattgefunden hatte.

Herzog von Lothringen ... Kurprinz von Heſſen ... und ein brillantes Gefolge von franzöſiſchen Großen und Hofſchönheiten, von der Blüte des preußiſchen Adels dargeſtellt. Ganz Berlin hatte dazu ſeine Brillanten beigeſteuert.

Nachdem der franzöſiſche Hof auf erhöhten Sitzen Platz genommen hatte, betrat von der andern Seite der nicht weniger glänzende engliſche Hof den Saal:

König Heinrich VIII. von England ... Prinz Karl, führend die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz als ſeine Gemalin Katharina von Aragonien.

Königin-Mutter Eliſabeth ... Fürſtin Blücher.

Herzog und Herzogin von Suffolk ... Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, und die Fürſtin Liegnitz ... Da hörte ich neben mir murmeln: „Ah! Comme elle est fraiche!“ — Ich ſah hin — Mad. Deſarus-Lemière ſaß da und nagte vor Eiferſucht an der Unterlippe. Ja, ſie war alles Andere eher — als friſch und blühend.

Unſer Intendant, Graf Brühl, ſtellte den Großkammerherrn Grafen Salisbury mit vieler Würde dar. Einige vierzig Herren und Damen machten den glänzenden Schluß.

Als der Hof von Frankreich den engliſchen Beſuch in der Mitte des Saales begrüßt und beide Höfe ſich gegenüber Platz genommen hatten, betrat eine Quadrille von ſechzehn Herren und Damen des hohen Adels in reichen polniſchen Koſtümen den Saal und führte Nationaltänze auf. — Es folgten eine basquiſche Quadrille und eine Quadrille im Koſtüm des franzöſiſchen Hofes, in der Herzog

Wilhelm von Braunſchweig und Fürſt Radziwill mittanzten ... auch die ſchöne Hofdame der Kronprinzeſſin, Fräulein von Brockhauſen, von der man erzählte: daß Prinz Wilhelm ſie morganatiſch heirathen werde, wenn Politik und Etikette ihm die Hand ſeiner geliebten Prinzeſſin Eliſa Radziwill für immer verweigerten.

Während des folgenden Balles überreichte Herzog Karl von Mecklenburg als „fremder Ritter" der Kronprinzeſſin, der Königin von Baiern und dem Könige Huldigungsgedichte.

Des Königs vier blühende Söhne machten als Wirthe in bezaubernder Weiſe die Honeurs. Der Kronprinz war in übermüthigſter Laune. Bald ſah man ihn auf dieſer Seite des Saales ſcherzen, lachen und Alles in ſprudelnder Heiterkeit mit ſich fortreißend — bald auf der andern Seite trotz ſeiner Wohlbeleibtheit kühne Entrechats mit Glück riskirend ... Plötzlich fiel ſein Auge auf unſere Loge ... und gleich darauf hob ſich hinter uns die rothe Sammet-Portière und Se. königliche Hoheit ſtand da mit freundlichſtem Lächeln: Ah, Madame Catalani — vous ici? Quel plaisir!" — und ſo ging es luſtig plätſchernd weiter ... Sogar Madame Deſargus bekam ein freundlich Wort zu hören — das erſte aus dieſem Munde während ihrer zehnjährigen Anweſenheit — ein Kompliment über die reizenden Charakterkoſtüme, die ſie durch ihren Bruder aus Paris beſorgt hatte.

Balletmeiſter Hoguet beging die Taktloſigkeit, den Kronprinzen — der, mit der erhobenen Portiere in der Hand, immer noch auf der Schwelle ſtand — durch eine ehrfurchtsvolle Pantomime aufzufordern, doch näher zu treten ... und ſogleich war alle bezaubernde Liebenswürdigkeit von dem runden Geſicht unſeres Beſuchers wie fortgeblaſen. Se. königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen ſtand ſtolz und kühl dem ungern geduldeten Komödianten-Lieblingen ſeines

Vaters gegenüber und in ſcharfer Ironie kam es über ſeine gekräuſelte Lippe: „très bénin, Mr. Hoguet, — très obligé!“ — neigte leicht den Kopf und war verſchwunden.

Nur mit dem geiſtreichen Pius Alexander Wolff habe ich den Kronprinzen zuweilen ein traulich-witziges Wort wechſeln hören.

Als ich zwei Jahre ſpäter im Odeon-Theater zu Paris die prachtvolle Aufführung des Duc de Guise mit anſah, erinnerten die Koſtüme und dargeſtellten Perſönlichkeiten mich lebhaft an dieſen fröhlichen Feſtabend ... und die Gräfin Montgomery verging ſchier vor Sehnſucht nach dem verlornen Glück der kleinen Schauſpielerin Karoline Bauer ...

Wie anders, Gretchen, war Dir's
Als Du noch voll Unſchuld ...

Nachdem die Catalani bei Hofe beim Könige — und im Thiergarten bei der „Königin Mutter“ (Madame Beer) geſungen hatte, trat ſie im Opernhauſe bei doppelten Preiſen und in der Garniſonkirche als Conzertſängerin auf. Bei ihrem erſten Conzert im Opernhauſe am 6. April war ich anweſend. Rauſchend wurde ſie empfangen. Ihre Erſcheinung imponirte. Von weißem ſchweren Seidenſtoff umwallt, auf dem glänzend ſchwarzen Haar ein ſtrahlendes Diadem, Brillanten um Hals und Arme, ja am Gürtel, das Notenblatt in der Hand, trat ſie in ſtolzer Haltung vor — wie eine ſieggewohnte Herrſcherin ...

Sie ſang — — und das dichtgefüllte Haus raſ'te vor Entzücken ...

Und doch war die achtundvierzigjährige Catalani als Sängerin ſchon eine Ruine — wenn auch eine intereſſante, großartige. Ihr Ton war noch mächtig, aber es war entſetzlich anzuſehen, wie ihr Unterkiefer arbeitete und beſonders bei den Trillern hin und her wackelte, um die Töne heraufzuſchlendern. Sie ſang lateiniſch, italieniſch und engliſch — ſelbſt Händel'ſche Arien engliſch.

Hören wir über dieſen Geſang zwei competente Kritiker jener Tage. Ludwig Rellſtab ließ ſich in der „Voſſiſchen Zeitung“ ſo vernehmen:

. . . „Welchen Maßſtab ſollen wir anlegen, womit vergleichen? Sie ſteht in ihrer einzigen Größe ſo wunderbar da, daß es die leichteſte Aufgabe für den Willen, die ſchwerſte für die Ausführung iſt, ſie zu preiſen . . . Sie wurde fort und fort immer größer, königlicher und bewunderungswürdiger. Sie mußte Alles mit ſich dahinreißen und es iſt uns eine wahre Freude, mit Aufrichtigkeit betheuern zu können, daß ſeit ihrer letzten Anweſenheit in Berlin noch niemals etwas einen ſolchen Enthuſiasmus und Jubel des Beifalls erregen konnte als ihre wunderwürdige Erſcheinung. Wie eine geborene Herrſcherin trat die Sängerin ins Proſcenium. Das Orcheſter hob die gewaltige Melodie (des God save the King) an und nachdem ſie noch einmal durchgeſpielt war, begann auch die Sängerin ihre Strophe, mit einer Würde, mit einer Hoheit, ja mit einer Majeſtät, der wir nichts zu vergleichen wiſſen. Die Begeiſterung der Künſtlerin ging in alle Herzen über. Der Chor trat feierlich mit ein und jeder fühlte ſich von der Gewalt der Kunſt, wie von vaterländiſchen Gefühlen gleich hingeriſſen. Immer größer und mächtiger erhob ſich die Stimme der Sängerin; jede Bewegung ihrer majeſtätiſchen Geſtalt verwuchs mit dem Geſange zu einem Ganzen, aus jedem ihrer Blicke leuchtete die Glut hervor, von der ſie ſelbſt erfüllt war, mit der ſie jede Bruſt durchdrang. Zuletzt erhob ſie den Orgelton ihres Geſanges noch ein Mal über den ganzen Chor und hoch wie ein Adler über dem Gebirge ſchwebte ihre Stimme über dem ſtrömenden, brauſenden Meer der Töne. — Ueber ſolche Leiſtungen ſchweigt das Urtheil; nur die Stimme der Begeiſterung kann ſich vernehmen laſſen. . .“

Dagegen ſchreibt der alte ehrliche Muſikmeiſter Zelter gleichzeitig an ſeinen Freund Goethe:

„Es iſt doch Schade! Welch eine Stimme! Ein goldenes Becken mit gemeinen Pilzen. Und wir — man könnte ſich ſelbſt verfluchen! — zu bewundern was verächtlich iſt. Kein Menſch kann's glauben. Ein unvernünftiges Thier würde trauern. Es iſt aber unmöglich. Eine italieniſche Pute kommt nach Deutſchland, wo Academieen ſind, hohe Schulen, alte Studenten, junge Profeſſoren ſitzen — und ſingt des deutſchen Händels Arien engliſch — ſchreibe engliſch. Welche Schande, wenn's eine Ehre ſein ſoll — mitten in Deutſchland!"

Mich empörte am meiſten, wie die Italienerin das „God save the King" in Berlin ſang. Sie trat wie eine Verzückte vor, erhob ihre Arme gegen des Königs kleine Proſceniumsloge und ſang Se. Majeſtät direct an — daß der hohe Herr erſchrocken hinter den Vorhängen verſchwand und ſich auch nicht wieder blicken ließ. . .

Der Kronprinz und die Prinzen und Prinzeſſinnen hatten ſich gleich beim Beginn des Liedes erhoben und das ganze Publikum war ihnen gefolgt — — und nun ſang und ſchrie und brüllte Alles das „Heil Dir im Siegerkranz" im wüſten Durcheinander mit der Catalani, deren mächtige Töne hin und wieder das Begeiſterungs-Chaos durchdrangen. . .

Ich aber mußte denken: wie viel gekrönte Häupter die Italienerin wohl ſchon mit demſelben God save the King! und mit derſelben Begeiſterungs-Extaſe ſo angeſungen hat? Kürzlich erſt den liderlichen König Georg IV. von England. . .

Und ich mußte auch daran denken, daß ſie dies God save the King bei doppelten Preiſen ſang und daß ſie an dieſem Abende Tauſende einnahm und vom Hofe mit reichen

Geſchenken überſchüttet wurde — — während Sophie Schröder vor Kurzem auf derſelben Stelle ihre Sappho und Phädra und Medea und Iſabella und Iphigenie ſpielte, pro Rolle fünfzig Thaler — und vom Hofe kaum beachtet.

O Menſchheit! O Schattenſpiel der Welt!

4. Herzog Mephisto.

Einzig aber als Mephistophel!
Geflügeltes Wort aus dem alten Berlin.

Der interessanteste Mann am preußischen Königshofe war für mich — Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der jüngste Bruder der Königin Luise.

Ich weiß sehr gut: dies offene und vielleicht sogar — unvorsichtige Bekenntniß wird auf manch' ungläubiges, spöttisches und wohl gar verdächtigendes Lächeln stoßen. Ich weiß auch, daß Herzog Karl der unpopulärste Mann Berlin's war. Man behauptete, daß er, als Haupt der „Mecklenburgischen Partei" am preußischen Hofe, im Bunde mit seinem Bruder, dem regierenden Herzog Georg, und dem Fürsten Wittgenstein, dem vertrauten täglichen Gesellschafter des Königs, von unheilvollstem — ja geradezu mephistophelischem Einflusse auf den gutmüthigen, schwachen Friedrich Wilhelm III. und seine Regierung sei! — Man glaubte zu wissen: daß er als Präsident des Staatsrathes diesen Einfluß gegen alle freiere Geistesrichtung in Preußen arbeiten lasse, daß er der grimmigste Verfolger aller Andersdenkender, der sogenannten Demagogen: Arndt, Jahn, Schleiermacher, Reimer, de Wette und der unglücklichen jungen Studenten sei, die von einem konstitutionellen Preußen und einem einigen Deutschland träumten ... Daß Gedanken- und Preßfreiheit ihm ein Greuel seien und sogar die armen deutschen — Röcke ihm ihre strenge Verbannung aus Preußen verdankten! ... Daß für ihn nur eine absolute Monarchie

denkbar und daß er am liebsten die kaiserlich russische absolute Knute auch in Preußen einführen würde . . . Daß er als Oberkommandirender des Gardekorps den Adel vor den bürgerlichen Offizieren in krassester Weise bevorzuge und daß bei ihm der Mensch überhaupt erst beim Hofmann oder Gardelieutenant anfange . . .

Man erzählte sich, daß er anständigen Berliner Bürgern, die zufällig den vorüberfahrenden König nicht grüßten, eigenhändig die Hüte vom Kopfe geschlagen — und auf die murrende Menge seine Soldaten gehetzt habe . . .

Man wollte ganz genau wissen, daß Herzog Karl von Mecklenburg dem Verhöre meiner Kollegin Auguste Stich, deren Anbeter, Garde-Husaren-Lieutenant Graf Gebhard Blücher, ihren Gatten Abends auf der Treppe niedergestochen, nur deßwegen von Anfang bis zu Ende beiwohnte, um dem in Arrest befindlichen Enkel des Feldmarschalls die Aussagen seiner Mitschuldigen sofort mitzutheilen . . . Thatsache ist, daß die Protokolle von Beiden merkwürdig übereinstimmten und Graf Blücher mit einer sehr gelinden Festungsstrafe und seiner Versetzung in's Leib-Husaren-Regiment davon kam. — Er heirathete übrigens später eine reiche österreichische Gräfin Larisch.

Seit Herzog Karl im Palais Radziwill Goethe's Mephisto so brillant gespielt, nannte man ihn gern „Herzog Mephisto" und erfand auf ihn das böse Witzwort:

„Als Fürst — als Staatsmann — Mensch nur schofel —
Einzig aber als Mephistophel!"

Dennoch muß ich sagen: daß Herzog Karl von Mecklenburg mir stets das liebenswürdigste, uneigennützigste Wohlwollen bewiesen hat — ohne jede Kourmacherei — und daß ich ihn sehr angenehm fand.

Schon bei meinem Auftreten im Königstädter Theater wurde mir wiedererzählt: daß Herzog Karl, der größt

Enthusiast für dramatische Kunst, aber auch der strengste, skeptischste Richter, dessen unerbittlicher kritischer Geistesschärfe kein falscher Hauch, keine schiefe Nuance entgehe, sich freundlich über meine Leistungen geäußert habe.

Dann — nach der ersten Vorstellung im Palais des Königs — stand ich dem Herzog-Mephisto zum ersten Mal gegenüber. Er sprach zuerst mit meiner Nachbarin, Henriette Sontag, und so hatte ich Muße, den ungewöhnlichen Fürsten in der Nähe zu beobachten.

Herzog Karl war erst vierzig Jahre alt, aber bei seinem weißen Haar sah er älter aus. Er war durchaus nicht imposant, nicht schön und sein rundes Gesicht erinnerte in keinem Zuge an eine Aehnlichkeit mit den reinen Schönheitslinien und dem hohen Adel des Ausdrucks auf den Bildern seiner königlichen Schwester Luise. Aber welche wunderbaren, dämonisch anziehenden Augen hatte der Herzog! Augen so groß und tief, von buschigen Brauen überschattet, wie ich sie nie wieder gesehen habe! Was Alles lag in diesen Spiegeln der Seele! Klugheit, Geist, Poesie — — Skepticismus, Ironie und das stolze Bewußtsein: wie erhaben stehst Du da über all' diesen Menschlein mit ihrem Hetzen und Jagen nach dem, was sie Glück nennen, und das morgen in Scherben vor ihren Füßen liegt — Du schaust tief in ihre Herzen hinab und lächelst über ihre Thorheiten — Du, der leidenschaftlose, sich selbst und Andere beherrschende Mann! Du, der wahre Philosoph! Aber auch — Du, der hochstehende Fürst!

Und wie reizend verstand dieser kleine schöne Mund mit dem feinen geistreichen Lächeln zu plaudern — und zu sprechen! Das waren keine alltäglichen abgeleierten Redensarten, kein: „Wie himmlisch — göttlich haben Sie gesungen! Wie entzückend steht Ihnen diese Toilette — diese Frisur!" — wie wir es wohl vom Prinzen August zu hören bekamen.

— Nein, der Herzog ſprach mit wohlklingender Stimme über der Sontag Geſang, ihre Rollen in geiſtvoller Weiſe analyſirend. Dann wieder bat er um Belehrung: warum ſie dieſe oder jene Stelle gerade ſo und nicht anders genommen! — und er ſtimmte ihrer Auffaſſung bei oder widerlegte ſie unumſtößlich, oft durch ein Wort. — Man fühlte, daß der Fürſt nicht blos aus Langeweile, die Zeit todtzuſchlagen, im Theater ſaß. Er war dem ganzen Kunſtgebilde mit Liebe und Ernſt gefolgt — und die leiſeſte Nuance in dem Geſange der ſüßen Nachtigall war ihm nicht entgangen.

Dann wendete der Herzog ſich auch an mich und ſagte: „Ich habe Sie während Ihrer ganzen Berliner — Studienzeit auf der Bühne fleißig beobachtet und ich freue mich, Zeuge Ihres ernſten Fleißes und rüſtigen Fortſchreitens zu ſein. Ihre Iſabella in den „Quälgeiſtern“ iſt eine ſehr liebenswürdige Leiſtung — und als Preciosa haben Sie mich wahrhaft überraſcht und erfreut. Aber, wenn Sie dieſe Szene mit Don Alonſo noch etwas feiner pointirten — jene mit dem Zigeunerhauptmann etwas ſorgfältiger modellirten . . .“ Und die Analyſe war im beſten Gange.

Ich hätte mich ſterblich in dieſen gar nicht ſchönen, weißköpfigen, aber bezaubernd liebenswürdigen und geiſtreichen Herzog verlieben können — aber man ſagte: ſein Herz trage einen undurchdringlichen Panzer gegen alles Weibliche. Ich habe auch nie von einer Liebe oder — Liebſchaft Herzog-Mephiſto's gehört.

Mit Genugthuung bemerkte ich, daß Se. Hoheit kein Wort, keinen Blick für die ſich ſehr bemerkbar machenden Tänzerinen, die ſchöne Hoguet und die petillante Lemière-Deſargus hatte. —

Bei allen Hoffeſten war Herzog-Mephiſto das belebende Prinzip — der unerſchöpflich ſchaffende Geiſt. Es iſt wirklich erſtaunlich, wie viel Feſtſpiele, heitere und ernſte,

dieſer geborne Maitre de plaisir mehr als drei Decennien hindurch für den preußiſchen Hof erſonnen und ausgeführt hat. Bald waren es glänzende, ſinnvolle Maskenzüge, bald phantaſtiſche Allegorien, reizende lebende Bilder — dann wieder tolle Polterabendſcherze und burleske Ueberraſchungen. Die Bohnenfeſte ſind bei Hofe wohl nie ſo luſtig und witzig gefeiert, wie zur Zeit des Herzogs Karl und des jugendmoſtigen Kronprinzen. Die Verſe, mit denen Herzog-Mephiſto dieſe Schöpfungen begleitete, ſind nun zwar keine klaſſiſchen, aber ſie füllten vollkommen ihre Stelle aus.

Zu den prachtvollſten Feſtſpielen, die Herzog Karl's Phantaſie für den Berliner Hof geſchaffen, gehören Lalla Rukh, das Roſenfeſt zu Kaſchmir, das im weißen Saal des Schloſſes aufgeführt wurde, — das Hoflager Kaiſer Otto's in Quedlinburg, ein Feſt, das ich im Februar 1828 im Konzertſaal des Schauſpielhauſes mit anſchauen durfte, — und der Zauber der weißen Roſe, bald nach meiner Abreiſe von Berlin, zur Feier des Geburtstags der Kaiſerin Alexandra im Juli 1829 in Potsdam dargeſtellt.

Herzog Karl iſt auch der Erfinder des Ballets: „Thea, die Blumenfee", das in der Neubearbeitung Taglioni's noch heute gegeben wird.

Mit der romantiſchen Frau Karoline von Fouqué zuſammen dichtete Herzog-Mephiſto einen Roman in Briefen, der beſonders dadurch originell iſt: daß *er* die Briefe der Heldin — *ſie* die des Helden ſchrieb.

Von einem Luſtſpiel, das der Herzog unter dem Titel „die Iſolirten" dichtete und mit Anſpielung auf ſein weißes Haar unter dem Namen „Weißhaupt" auf die Bühne brachte, wird gerühmt: die Feinheit des Dialogs und die ſichere Kenntniß und Würdigung geſelliger Lebensverhältniſſe! Auf den Brettern vermochte es ſich nicht zu behaupten, aus Mangel an dramatiſcher Lebenskraft.

Das größte Verdienſt hat Herzog-Mephiſto ſich um die erſte Aufführung von Goethe's Fauſt erworben — den der Dichter ſelber für unaufführbar hielt.

Schon 1816 hatte Fürſt Radziwill mehrere größere Scenen des Fauſt componirt — und zu dieſer Muſik wurde das Stück in Scene geſetzt. Herzog Karl und der leicht begeiſterte Kronprinz waren die Seele des ganzen Unternehmens. Die Aufführung fand im Palais Radziwill ſtatt. Mein Kollege Lemm gab den Fauſt, Auguſte Düring-Stich das Gretchen, Herzog Karl von Mecklenburg den Mephiſto, Zelter den Schauſpieldirector.

Zelter berichtete darüber an Goethe:

„Unſere königlichen Prinzen haben den heroiſchen Entſchluß gefaßt, Deinen Fauſt unter ſich aufzuführen, wie er leibt und lebt ... Der Kronprinz lebt und webt im Fauſt, der ihn, wie ich ihn kenne, wohl anziehen kann. Mephiſtopheles wird vom Herzog Karl von Mecklenburg gegeben ... Er lieſ't dieſen Charakter ſo, daß wenig zu wünſchen übrig bleibt. Stimme, Ton, Takt, Figur und Geſtalt paſſen gar ſehr, bis auf den Pferdefuß ... Der Artiſt (Lemm) ging neben ihm her, wie ein Eſel neben einem Pferde ...“

Aber erſt im Mai 1819 fand die erſte größere Aufführung des Fauſt im Schloſſe zu Monbijou ſtatt, zur Geburtstagsfeier der Fürſtin Luiſe Radziwill. Und welch eine Aufführung! Graf Brühl hatte das Stück in Scene geſetzt, nachdem er fleißig mit dem Dichter darüber correſpondirt. Pius Alexander Wolff, Goethes Schüler, ſpielte den Fauſt, Herzog Karl den Mephiſto — „den Teufel, wie ein Gott!“ — wie Rauch ſchreibt. Und der gleichfalls anweſende Ludwig Tieck ſagte ſpäter noch oft: „Solch ein Spiel habe er nie geſehen!“ — Auguſte Düring-Stich gab das Gretchen, Graf Voß den Wagner, von Wildenbruch, ein natürlicher Sohn des Prinzen Louis Ferdinand und der ſchönen Berliner Hutmacherstochter

Henriette Fromm, den Schüler. Die Gesänge wurden von Zelters Singacademie ausgeführt ... und im nächsten Jahre konnten wieder einige Scenen hinzugefügt werden.

Ueber diese Aufführung schreibt Zelter am 25. Mai 1820 an Goethe:

„Gestern, am Geburtstage der Fürstin Radziwill ist endlich unser Faust glatt und rund von Stapel gelaufen. Der König war so zufrieden mit uns, daß ich sein Lob aus seinem Munde honigsüß vernommen habe und hinterher wohl sagen mag, daß ich selber zufrieden war ... Dein Vivat bei Tische war aus Einem Munde und es bestand aus einem hundertstimmigen dreimaligem Accorde. Wenn Radziwill's Komposition auch gar kein eigenes Verdienst hätte, so würde man ihm doch das große zugestehen müssen: dieses bisher im tiefen Schatten verborgen gewesene Gedicht an's Licht zu bringen, was jeder, wenn er es gelesen und durchempfunden, glaubte seinem Nachbar vorenthalten zu müssen. — Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, indem dies Alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Komponisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Kapelle der ersten Art, wie man sie selten findet, und endlich einen Singchor von unseren besten Stimmen, die aus ehrbaren Frauen, mehrentheils schönen Mädchen und Männern von Rang, worunter ein Konsistorialrath, ein Prediger, eine Konsistorialrathstochter, Staats- und Justizräthen besteht, und dies Alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz, in einem königlichen Schlosse: so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben!"

So hat denn Herzog Karl die Rolle des Mephisto geschaffen, wie sie noch heute auf allen Brettern lebt ...

Und diesem Herzog-Mephisto ist es hauptsächlich zu danken: daß Faust überhaupt die deutsche Bühne betreten hat.

Auch ich sollte den Herzog als geistvollen Dramaturgen und gewiegten Regisseur näher kennen lernen. Es war Anfang 1828, kurz bevor ich meine erste Gastspieltour nach Petersburg antrat. Mit Amalie Wolff und Ludwig Devrient hatte ich im Palais im „Mann von fünfzig Jahren" gespielt. Als Frau Wolff und ich nach dem Souper ehrfurchtsvoll am Eingange des Tanzsaales standen — (Devrient wurde nie zum Dableiben eingeladen) — kam Herzog-Mephisto lebhaft auf uns zu und richtete an meine Nachbarin die Worte:

„Dank, liebe Wolff, tausend Dank für dies herrliche humoristische Spiel. Das war ja ein wahres Feuerwerk von Witz und Humor in Ihren Scenen mit Meister Ludwig! Wenn doch Ihr lieber Mann erst wieder genesen wäre, um sich an dem glänzenden Erfolge seines Lustspiels sonnen zu können. Grüßen Sie ihn herzlich von mir!"

Dann bekam auch ich ein freundlich Wörtchen:

„Auch Ihre Lucie war recht brav, einfach und natürlich . . . Werden Sie die Rollen auch in Petersburg spielen? Nein? Schade! Welche Rollen haben Sie in Ihr Gastspiel-Repertoire aufgenommen?"

„Preziosa — Käthchen von Heilbronn — Margaretha in den „Hagestolzen" — Strudelköpfchen — Mann im Feuer — Romeo und Julia . . .

„Ah! Fräulein Lustspiel will sich also auch in der Tragödie versuchen. Recht so. Erst auf dem Schlachtfeld erkennt man den glücklichen Sieger . . ."

„Leider auch den Geschlagenen. Ach, Hoheit, wenn ich mich als Julie blamirte — ausgezischt — ausgelacht würde . . ."

„Was da blamiren — auszischen — auslachen? —

Erſchrecklich! Lieb' das nicht!“ — ſagte der König heiter, der unbemerkt näher getreten war.

„Unſer blondes Luſtſpiel hier will den Petersburgern als tragiſche Julia Capulet die Köpfe verdrehen!“ — erklärte der Herzog. — „Armer Romeo!“

„Erſchrecklich mit all' den Trauerſpielen!“ — fiel Se. Majeſtät ein. — „Alle Welt ſich den Kothurn anſchnallen — Beine brechen — hübſch auf luſtiger Erde bleiben, Kind — gar nicht tragiſch denken!“

„Ja, Ew. Majeſtät, bei Gaſtſpielen muß ich ein möglichſt mannigfaltiges Repertoir mitbringen, um auch das gern trauernde Publikum in's Haus zu locken. Und in der Balkon-Scene hoffe ich der liebeglühenden Julie auch keine Schande zu machen — aber freilich vor dem Vergiften und Erſtechen bangt mir etwas . . .“

„Da haben wir's! Auch ich nicht dies fröhliche Geſicht von Dolch und Tod verzerrt denken kann! Leid thun, wenn durchfallen!“

„Könnte ich Sie nur einmal die Julie ſprechen hören“ — ſagte Herzog Karl — „ich würde Ihnen dann ehrlich meine Meinung ausſprechen, ob Sie die Julie in Ihr Repertoire aufnehmen dürfen oder nicht.“

Amalie Wolff winkte mir lebhaft mit den Augen zu und ich ſtammelte:

„Hoheit würden mich ſehr beglücken . . .“

„So werde ich zu Ihnen kommen — in den nächſten Tagen!“

„Recht ſo — Probe abhalten — ſtreng kritiſiren — mir dann Bericht abſtatten . . .“ Und freundlich nickend ging der König mit ſeinem Schwager weiter.

Die Mutter und ich glaubten nicht recht an das Kommen des Herzogs und ſeine dramaturgiſche Stunde. Aber ſchon am nächſten Morgen langte ein ſehr freundliches eigen-

händiges Schreiben Sr. Hoheit an, das mit den Worten ſchloß:

„Der getreue Romeo wird heute Nachmittag drei Uhr zur Probe eintreffen. Er würde ſich freuen, die holde Julia womöglich im Koſtüm ihrer Rolle zu ſehen . . ."

Ich war entzückt über dieſe Güte und hohe Ehre — aber ich ängſtigte mich doch auch nicht wenig, am hellen Tage und in unſerem engen bürgerlichen Zimmer die Julia vor einem ſolchen Kenner und geſtrengen Kritiker ſpielen zu müſſen.

Ich machte eine ſehr ſorgfältige Julia-Toilette und ſtudirte meine Rolle auf Tod und Leben . . . Zwiſchendurch ſchaute ich immer wieder aus dem Fenſter, die Mohrenſtraße hinauf und lauſchte auf jeden heranraſſelnden Wagen . . .

Da, Punkt drei Uhr rollte in voller Gala eine vierſpännige Hofequipage mit Vorreiter und zwei Dienern hinten auf dem Trittbrett heran und hielt vor unſerem beſcheidenen Hauſe, Mohrenſtraße 48. Ihr entſtieg der Herzog Karl in blitzender Generalsuniform, gefolgt von einem Adjutanten. Die ganze Straße gerieth in Bewegung. Die Equipage fuhr langſam auf und ab.

Die Mutter und ich empfingen unſern hohen Beſuch an der Treppe — mit Herzklopfen. Der Herzog begrüßte uns in artigſter Weiſe und ſagte der Mutter Freundliches über mein Talent.

Im Salon geſtand ich dem hohen Kritiker meine Beklommenheit ein: unter ſo ungewohnten Verhältniſſen Komödie ſpielen zu ſollen . . .

Der Herzog lächelte: „Der beſte Prüfſtein für das wahre Talent!" — nahm dann, ohne ſich zu ſetzen, das Buch und mit Sicherheit, gleich einem gewiegten Regiſſeur, die Poſition, mir das Stichwort zu geben, erſt als Amme:

„He, Lämmchen, zartes Täubchen!
Daß Gott! wo iſt das Kind? He, Juliette!"

Mit Virtuosität ging der Herzog in den Ton und die Stimme der Gräfin über. Mutter Emmicke und Frau Krickeberg sprachen beide Rollen auf der Bühne nicht charakteristischer. Und dann, wie süß — wie zärtlich wußte er den Romeo zu säuseln:

„Entweihet meine Hand verwegen Dich,
O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen.
Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich,
Den herben Druck im Kusse zu versüßen . . ."

Aber er küßte mich nicht — er markirte den Kuß nur. Mehr und mehr schwand meine Beklommenheit — und in der Balkon-Szene war die ganze seltsame Umgebung vergessen — und ich ganz die liebeglühende Julia Kapulet:

„O Romeo! warum denn Romeo?
Verleugne Deinen Vater, Deinen Namen!
Willst Du das nicht! Schwör Dich zu meinem Liebsten
— Und ich bin länger keine Kapulet!"

Und nach den Worten:

„Nun gute Nacht! So süß ist Trennungswehe,
Ich rief wohl gute Nacht, bis ich den Morgen sähe!"

— da lohnte der Herzog-Romeo mir mit einem frohmüthigen: „Bravo! Bravo! Die Scene könnten Sie getrost hier in Berlin wagen — trotz der Julia-Erinnerungen an Mad. Stich und Sophie Müller."

Auch die Gartenscene mit der Amme ging glücklich vorüber. Aber in der großen Scene, wo Julia den Geliebten zur Brautnacht erwartet und dann von der Amme erfährt, daß Romeo den Tybalt erschlagen — fühlte ich selber, daß die Kraft meiner Stimme nicht ganz Schritt hielt — mit den leidenschaftlichen Worten, die dem gefolterten Herzen Julia's entströmen. In der duftigen Liebesscene:

„Willst Du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt Dein banges Ohr durchdrang;

Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir: es war die Nachtigall!"

— war ich ganz wieder in meinem Element — und mein Romeo nickte wiederholt beifällig. Auch in der Szene, wo Julia den Schlaftrunk nimmt, genügte ich mir und meinem Kritikus. Aber das Erſtechen und Sterben auf Romeo's Leiche glaubte ich mir ſelber nicht recht . . .

Des Herzogs Urtheil lautete:

„Im Ganzen, liebes Fräulein, haben Sie meine Erwartungen übertroffen. Die ſüßen Liebesſcenen gelangen Ihnen vortrefflich, obgleich ihre blonde Julia mehr eine liebende Deutſche, als eine verliebte Italienerin iſt. Aber für die tragiſchen, leidenſchaftlichen Scenen ſchaut ihr rundes Geſicht zu frohmüthig drein — klingt ihre Stimme zu ſüß, zu ſanft. Mit einem Wort: Ihre Julia iſt noch nicht gleichmäßig im echt tragiſchen Feuer geläutert und gehärtet. Dennoch bin ich der Meinung: daß Sie es getroſt wagen dürfen, die Julia auf Ihr Gaſtſpiel-Repertoire zu ſetzen. Hier in Berlin würde Ihnen allerdings die Erinnerung an Mad. Stich und Sophie Müller im Wege ſtehen. Für Berlin beſchränken Sie ſich beſſer auf weniger leidenſchaftliche Rollen . . ."

Dieſen Rath habe ich beherzigt und die Julia nie in Berlin geſpielt, ſelbſt nicht bei meinem Gaſtſpiel 1834, obgleich die Rolle in Petersburg, Dresden und auf allen meinen Gaſtreiſen Glück gemacht hat.

Herzog-Mephiſto iſt mir während meines ganzen Berliner Engagements ein freundlicher Gönner geblieben. Romeo und Julia haben wir nie wieder mit einander probirt. Ich habe dem Herzog Karl von Mecklenburg ſtets ein dankbares Andenken bewahrt und kann noch heute nicht an ſeinen vielangefeindeten Mephiſtopheles-Charakter glauben. Wie ein Engel ſteht Herzog Karl von Mecklenburg in meinen Erinnerungen neben ſeinem Vetter — — dem Prinzen Auguſt von Preußen.

5. Prinz Don Juan.

Du ſprichſt ja wie Hans Liderlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich
Und dünket ihm, es wär' keine Ehr'
Und Gunſt, die nicht zu pflücken wär'
— Geht aber doch nicht immer an.

Mephiſtopheles.

Schon von der Königſtädter Bühne aus war mir in der königlichen Loge ein vornehmer Herr in Generals-Uniform aufgefallen: eine ſchöne impoſante Geſtalt mit markirten intereſſanten Zügen, einem ſchwarzen Lockenkopf und ſchwarzen glänzenden Augen, die nicht von mir wichen, ſo wie ich auf der Scene erſchien, und mich glühend anſchauten, als wollten ſie mich verſchlingen . . .

„Wer iſt dieſer kecke Anglotzer?“ — fragte ich meine Kollegin, Fräulein Weidner.

„Ei, den kennen Sie noch nicht? Das iſt ja Prinz Auguſt, auch Prinz Don Juan genannt, wegen ſeiner vielen galanten Abenteuer. Er iſt der gefährlichſte Mann Berlin's. Hüte Dich fein's Blümelein!“

„Aber er hat ja nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den ſchönen blonden Prinzen unſeres Königshauſes. Er ſieht eher wie ein Franzoſe aus . . .“

So oft Prinz Auguſt im Theater war: daſſelbe kecke Anſtarren der brennenden Augen — vor denen ich inſtinktartig die meinen niederſchlagen mußte. Und der Ausdruck ſeines urſprünglich ſchönen Geſichts erſchien mir jedes Mal faunartiger — widerwärtiger.

Und dann, nach der ersten Theater-Vorstellung im Palais, kam er auf uns zu — mit seinem Faunlächeln — wie ein siegbewußter Pascha, der seine Sklavinnen mustert: welcher er sein Taschentuch zuwerfen soll!

Er redete mich allein von allen Künstlerinnen an — und seine Worte trieben mir das Blut glühend heiß in's Gesicht. Er lobte mich — meine schöne Figur — meine blühende Frische — mein blondes Haar ... aber wie der Sportman ein schönes Pferd lobt. Seine Augen brannten verzehrend auf mir und sein Athem berührte mich heiß. Ich war kaum im Stande, einige kühle Redensarten zu antworten. Die Thränen drohten mir auszubrechen ... Da ging der Prinz mit einem seltsamen Lächeln weiter.

„Kleene, Kleene, nehmen Sie sich in Acht!" — sagte Amalie Wolff zu mir. — „Der hat's auf Sie abgesehen — und Prinz Don Juan ist nicht gewohnt, auf halbem Wege umzukehren!"

Ich lachte, aber das Herz war mir beklommen. Die Tänzerinnen steckten die Köpfe 'zusammen und kicherten und sahen mich spöttisch an.

Bald war es in ganz Berlin bekannt, daß Prinz August mich seiner Aufmerksamkeit gewürdigt habe, und von allen Seiten wurden wir vor diesem schlimmsten aller Roué's gewarnt. So hörte ich denn auch mehr über Prinz Don Juan.

Sein Vater, Prinz Ferdinand, war der jüngste und unbedeutendste Bruder des großen Friedrich. Seine Mutter, die Prinzessin Ferdinand, Louise, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, zeichnete sich in ihrer Jugend durch Schönheit und zahlreiche Galanterien aus — in ihrem Alter durch Stolz. Ihrem italienischen Gesanglehrer hatte sie eine so glühende Leidenschaft eingeflößt, daß dieser sich am Vesuv eine Hütte baute, um ganz der Erinnerung an sie zu leben. Der erklärte Günstling ihres

Herzens war ein Graf Schmettau. Der alte Fritz nannte ihre Kinder gern: „die abscheuliche Schmettau'sche Race," für die sein einfältiger Bruder Schätze sammle.

Der älteste Sohn, Friedrich, war als blühender Jüngling gestorben. Der zweite war der geniale unglückliche Prinz Louis Ferdinand, der von seiner Mutter das heiße Blut geerbt hatte. Sein wildes junges Leben war eine Kette von Liebschaften und — Schulden. Sein Oheim, der in Rheinsberg gestorbene Prinz Heinrich, hatte den schönen liebenswürdigen Louis Ferdinand zum Universalerben seines großen Vermögens eingesetzt, aber der leichtsinnige, gutmüthige junge Prinz — von seiner Familie überredet — zu Gunsten seines Vaters darauf verzichtet, um später mit seinem jüngeren Bruder August theilen zu können. So kam es, daß — als Preußens todesmuthiger Achilleus 1806 bei Saalfeld fiel — er viel weinende Frauenherzen und viel trauernde Gläubiger hinterließ. Seine Million Schulden ist nie bezahlt worden.

Prinz Ferdinand starb 1813 — die stolze Prinzessin Ferdinand 1820. Ihr prunkvolles ceremonienses Leichenbegängniß hatte sie in ihrem Testamente bis in die kleinsten Details angeordnet, — aber nicht die lustigen Tänze, welche das Volk und die Soldaten mit ihren Fackeln dabei aufführten.

Ihr Sohn, Prinz August, war der reichste Prinz am preußischen Königshofe. Er besaß zehn Millionen und das schöne Schloß Bellevue im Thiergarten.

In den Freiheitskriegen soll er sich durch Muth und Klugheit ausgezeichnet haben. Mit siebenundzwanzig Jahren kämpfte er bei Jena — und ritt auf dem Rückzuge das edle englische Pferd, das seinen Bruder Louis bei Saalfeld in den Tod getragen und dessen Sattel noch von dem Blute des Bruders bespritzt war. In den Sümpfen zwischen Prenzlau und Pasewalk gerieth Prinz August mit seinem

Adjutanten von Klauſewitz in franzöſiſche Gefangenſchaft und beide wurden erſt in Nancy, dann in Soiſſon internirt.

Im Herbſt des nächſten Jahres durfte Prinz Auguſt Frankreich verlaſſen. Vorher machte er noch jenen verhängniß=vollen Beſuch in Coppet, der ihn mit der ſchönen Madame Recamier bekannt machte. Klauſewitz ſchreibt von Coppet aus am 16. Auguſt 1807:

„Wir ſind hier täglich in der Geſellſchaft der Frau von Staël. ... Sie ſpricht viel und ſehr intereſſant, ſo daß man wirklich nicht müde wird, ſie zu hören. Mit erlernten Floskeln über Kunſt und Literatur kommt man da nicht weit, davon ſehe ich ein lebendiges Beiſpiel (Prinz Auguſt), und deswegen gefalle ich mir in meinem Stillſchweigen um ſo mehr, denn ich fühle, daß ich damit noch nicht die ſchlechteſte Rolle ſpiele. Die bekannte Madame Recamier iſt von der Geſellſchaft — eine ſehr gewöhnliche Kokette."

Mit dieſer „ſehr gewöhnlichen Kokette", die aber für die ſchönſte Frau ihrer Zeit galt, knüpfte der ſtets verliebte Prinz Auguſt ſchnell das zärtlichſte Liebesverhältniß an. Es kam ſogar zur Verlobung und zum Ringewechſeln, obgleich Madame Recamier's Gatte noch in Paris lebte. Frau von Staël mit ihrem liebereichen Herzen ſegnete dieſen Bund.

Ganz naiv bittet die ſchöne Julie ihren Gatten brieflich um ſeine Einwilligung in die Scheidung, damit ſie den ſchönen Prinzen Auguſt — morganatiſch heirathen könne. Herr Recamier gibt ſeine Einwilligung, erinnert Julie aber daran, daß ſie katholiſch — der Prinz evangeliſch ſei, daß der Prinz ſie ohne Einwilligung des Königs von Preußen nicht heirathen dürfe — und welche ſchiefe Stellung ſie am ſtolzen Königshofe in Berlin einnehmen werde! Und wer ihr garantire, daß der Prinz — bekannt wegen ſeiner vielen Liebſchaften — ihr treu bleiben werde?

So blieb es denn zunächſt bei der Verlobung und der zärtlichſten Liebe. Mad. Recamier hat oft betheuert, daß der ſchöne Prinz Auguſt von Preußen ihre einzige leidenſchaftliche Liebe geweſen. Im Oktober 1807 mußten die Liebenden ſich nach faſt dreimonatlichem Beiſammenſein in Koppet trennen. Der Prinz kehrte an den preußiſchen Hof nach Königsberg — Mad. Recamier zu ihrem Gatten nach Paris zurück: um ſich für den geliebten Prinzen von dem berühmten Gerard im — — Badekoſtüm, das kaum noch ein Koſtüm war, malen zu laſſen!

In einem glühenden Briefe vom 24. April 1808 antwortete der Prinz aus Königsberg:

„Wie kann ich der Wonne Ausdruck geben, die mich durchrieſelte, als ich Ihren Brief las und dann Ihr ſüßes Bild betrachtete! Ganze Stunden ſtehe ich vor dieſem entzückenden Bilde und male mir ein Glück aus, das Alles übertrifft, was die Einbildungskraft Köſtliches zu erſinnen vermag. Welch menſchliches Glück iſt dem Hochgefühl zu vergleichen, von einem Weſen, wie Sie, geliebt zu werden! Sie wiſſen durch meinen vorigen Brief, mit welcher Ungeduld ich Ihre Antwort erwarte, die über meine Abreiſe nach Aachen entſcheiden wird . . .“

Dies Wiederſehen in Aachen fand zunächſt nicht ſtatt, ebenſowenig in Karlsbad oder Teplitz, wohin der verliebte Prinz ſeine ſchöne Julie ſo oft ſtürmiſch einladet. Zu einem verabredeten Rendezvous in Schaffhauſen kommt der Prinz — findet aber die Geliebte nicht vor, die auf Befehl Napoleons Frankreich nicht verlaſſen darf. Erſt bei dem Siegesaufenthalt des Prinzen 1814 und 1815 in Paris ſehen die Liebenden ſich wieder — und dann 1818 während des Kongreſſes in Aachen, wohin Julie auf Bitten des Geliebten gekommen iſt. Da ſieht man in ſtiller Nacht des

Prinzen Equipage und zwei berittene Fackelträger ſtundenlang vor der Wohnung Mad. Recamiers halten.

Damit hatte wohl dies Liebesverhältniß ein Ende. Prinz Auguſt hatte ſich längſt anderen Göttinnen zugewendet. —

Jenes Bild der ſchönen, dem Bade entſtiegenen Julie habe ich in Berlin geſehen. Der Prinz hatte es zu einer öffentlichen Gemäldeausſtellung geſandt, wo es natürlich ſehr den moquanten Witz der Berliner herausforderte.

Mad. Recamier bezog von dem Prinzen Auguſt eine Penſion. Sein Bild ſchmückte bis zu ihrem Tode ihren Schreibtiſch in der Abbaye aux Bois bei Paris.

Zu meiner Zeit gab es in Berlin unter den hundert Liebſchaften des Prinzen Auguſt zwei anerkannte Sultaninnen.

Die eine war die Schweſter der berühmten beiden Bildhauer Wichmann, deren Porträtbüſten beſonders geſchätzt wurden. Der jüngere Bruder hat auch die ſchönſte Büſte von Henriette Sontag geſchaffen.

Auf Betrieb des Prinzen Auguſt wurde die ſchöne Mlle. Wichmann vom Könige zur Gräfin Waldenburg erhoben. Ihre Töchter, die als ſehr excentriſch bekannten Komteſſen Waldenburg erhielten ſogar Zutritt zu den vom Könige im Palais gegebenen Bällen, wo ſie durch ihre übergroße Lebhaftigkeit auffielen. Von der Komteſſe Evelina Waldenburg hieß es ſpäter einmal: ſie habe in einer Art Liebesraſerei in Potsdam den Verſuch gemacht, ſich zu — erhängen.

Im September 1825 erhob der König des Prinzen Auguſt zweite Maitreſſe, eine wunderſchöne Jüdin aus Rheinsberg, Mlle. Areus, mit prachtvollen großen dunklen Augen und glänzend ſchwarzem Haar, und ihre Kinder unter dem Namen v. Prillwitz in den Adelſtand. Den Namen führten ſie von dem ſchönen Gute Prillwitz in der Neumark, das der Prinz der Geliebten geſchenkt. In Berlin bewohnte

Frau v. Prillwitz ein schönes eigenes Haus am Potsdamer Thor und wenn sie im Theater erschien, strahlte sie von Diamanten.

Es war eigentlich unbegreiflich, daß der tugendhafte, sonst so sittenstrenge König Friedrich Wilhelm III. diese Liebesverhältnisse des Prinzen August durch seine öffentliche Anerkennung gradezu sanktionirte.

Timm gab mir die Erklärung: Nach den Hausgesetzen der preußischen Königsfamilie dürften nur die dem Throne nächststehenden Prinzen bis zu einem gewissen Grade legitim heirathen, — denn wo es sonst enden solle mit all' den königlichen Prinzen und Prinzessinnen, die vom Throne Rechte und vom Lande Apanagen beanspruchen könnten? Und Prinz August sei schon ein zu entfernter Vetter des Monarchen, daß seinen legitimen Kindern solche Ansprüche zu gestatten wären! — Ich habe solche — Staatsweisheit auf Kosten der öffentlichen Moral nie recht begreifen können.

Und nun sollte ich zur dritten anerkannten Sultanin des Prinzen August erhoben werden.

Nachdem der Prinz mich bei allen Theatervorstellungen im Palais schon durch seine Zudringlichkeiten belästigt hatte, kam er eines Abends mit seinem Adjutanten sogar zu Fuß in unsere Wohnung ... Welche Marter haben die Mutter und ich in jener Stunde ausgestanden! Welche Demüthigung — welche Schmach! Und doch durften wir dem lüsternen Anbeter nicht geradezu die Thür weisen — weil er ein königlicher Prinz und Vetter Sr. Majestät war — und ich eine königliche Schauspielerin! In jener Stunde habe ich wohl am bittersten das Erniedrigende und Gefährliche meiner Stellung als öffentliche Schauspielerin empfunden!

Als der Prinz endlich ging, hörte unser braver Wirth, wie er auf der Treppe zu seinem Adjutanten sagte: „Und

dennoch muß dies junge ſpröde Ding mein werden — und ſollte es mich hundert Tauſend Thaler koſten!“

In welcher Aufregung — in welcher Verzweiflung die Mutter und ich zurückblieben!

Am andern Morgen brachte ein Bote uns wundervolle Blumen in Töpfen mit großen weißen glänzenden Glockenblüthen, die einen eigenthümlich ſüßen betäubenden Duft ausſtrömten.

„Von wem?“ — fragte die Mutter den Ueberbringer.

Der zeigte eine Karte vor ohne Namen, mit den Worten: „Der glühendſte Verehrer der Schönheit möchte nicht genannt — aber errathen ſein!“

Der alte Oberſt Zechelin, der treuſte von der alten Theatergarde, der grade bei uns war, flüſterte uns zu: „Grade ſolche Blumen habe ich in den prächtigen Treibhäuſern des Prinzen Auguſt in Bellevue geſehen!“

„Nehmen Sie die Blumen zurück — wir empfangen nur Geſchenke von bekannten Freunden!“ — ſagte die Mutter — und fort waren Bote und Blumen und Duft.

Als ich bald darauf E. T. A. Hoffmann's ſeltſame Novelle: „Datura“ las, in der eine alte Profeſſorin von ihrem jungen, von einer anderen Liebe verführten Gatten durch den Duft der weißen vergifteten Daturablüten beſeitigt werden ſoll, — mußte ich lebhaft an die Blumenhuldigung des Prinzen Auguſt denken.

Bei Clauren (Hofrath Heun) hatten wir eine höchſt elegante, recht muſikaliſche „Dame“ kennen gelernt, die ſich in ſchmeichelndſter Weiſe der Mutter und mir näherte und bat, uns beſuchen zu dürfen. Sie hieß „Madame Cracau“ — weiter wußten wir nichts von ihr.

Sie kam und überhäufte uns mit Artigkeiten, Wir ſpielten zuweilen vierhändig mit einander.

Eines Tags brachte Madame Kracau einen ganzen Korb

voll prachtvoller Schmuckſachen mit und forderte mich auf: nach Gefallen daraus zu wählen. Ich würde einen hohen Verehrer dadurch ſehr glücklich machen . . .

„Prinz Auguſt!“ — rief ich unwillkürlich aus.

Madame Kracau lächelte vielſagend und zerfloß ſchier in Lob über den ſchönen, ritterlichen, großmüthigen Prinzen . . .

„Wir können von dieſen Koſtbarkeiten keinen Gebrauch machen und bitten Sie dringend, uns in Zukunft mit ſolchen Geſchenken zu verſchonen!“ — ſagte die Mutter ſehr beſtimmt.

Als Madame alle ſchmeichelnden Ueberredungskünſte vergebens verſucht hatte, bat ſie: die Schmuckſachen wenigſtens vorläufig bei uns laſſen zu dürfen, da ſie einen nothwendigen Beſuch machen müſſe und den ſchweren Korb dahin nicht mitnehmen könne . . .

Wir waren gutmüthig und nicht weltklug genug, dies Anſinnen zurück zu weiſen. Die Mutter räumte einen Kommodenkaſten ein, verſchloß in demſelben den koſtbaren Korb und gab Madame Kracau den Schlüſſel — die ihn erſt nach langem Sträuben annahm.

Wer aber nicht wiederkam — war Madame Kracau.

Inzwiſchen waren Briefe auf Briefe vom Prinzen Auguſt angelangt, in denen Se. königliche Hoheit immer deutlicher und geſchäftsmäßiger wurde. Er bot für meinen Beſitz 100,000 — zuletzt gar 200,000 Thaler, ein eingerichtetes Haus in Berlin und einen Titel als Baronin. Der König würde ſeine Einwilligung geben und ich mit der Mutter in hohen Ehren in Berlin leben. Meine Kinder würden anerkannt werden . . .

Die Mutter antwortete auf Alles nur immer wieder mit der dringenden Bitte: unſere Ruhe nicht zu ſtören . . . Aber zuletzt drohte ſie: den Schutz des Königs anzurufen!

Da hörten die brieflichen Liebesanträge des Prinzen auf. Aber nicht ſeine Nachſtellungen.

Wiederholt ſchrieben wir an Mad. Kracau: ſie möge die Schmuckſachen abholen! — Sie antwortete nicht. Da treffe ich die elelegante „Dame“ eines Morgens, als ich aus der Probe im Opernhauſe komme, unter den Linden. Ich muß heute annehmen, daß ſie mich erwartet hatte.

Sie kam mir in alter Weiſe zutranlich entgegen und bat ſehr um Entſchnldignng, daß ſie immer noch nicht die Schmuckſachen wieder abgeholt habe. Sie fürchte ſich vor der ſtrengen Miene meiner Mutter, bei der ſie nun mal durch übergroße Gutmüthigkeit gegen einen hohen, und doch immerhin ſehr liebenswürdigen Herrn in ein ſchiefes Licht gekommen ſei .. Wenn ich aber die große Freundlichkeit haben wolle, die wenigen Schritte bis zu ihrer Wohnung mit ihr zu gehen, ſo werde ſie mir den Schlüſſel zu der Kommode mitgeben und mich bitten, ihr die Sachen zuzuſchicken . . .

Madame Kracau wußte ſo unſchuldsvoll zu plaudern, ſo anmuthig die Reuige zu ſpielen, daß ſie meine Bedenken bald eingeſchläfert hatte. Unbeſonnen, wie ich von jeher war, ſtets der Eingebung des Augenblicks gehorchend, folgte ich arglos dem ſchmeichelnden Locken der gewiegten Vogelſtellerin in's Garn. Sie führte mich in die Neue Wilhelmſtraße in ihre ſehr elegante Parterre-Wohnung, in der ich jene fremdländiſchen Blumen mit den großen weißen glänzenden Kelchen und dem betäubenden Duft wiederſah, die uns ſchon ein Mal ſo alterirt hatten. Madame behauptete, ſie ſeien aus Bouché's Blumengarten. Umſonſt drängte ich zum Gehen. Die liebenswürdige Frau hatte mir ſo viel Schmeichelhaftes über meine letzte Rolle zu ſagen — ſo viel Intereſſantes von ihren Reiſen zu erzählen — ſo viel reizende Kupferſtiche und Nippes zu zeigen . . . daß ich mich immer wieder feſſeln ließ . . .

Dann fuhr ein Wagen vor. Madame ſtand auf, öffnete einen koſtbaren Wiener Flügel nnd bat mich, ihr neues

Instrument doch einmal zu versuchen, bis sie den Schlüssel gebracht habe. Sie verschwand im Nebenzimmer. Dort sah ich beim Oeffnen der Thür mit einem schnellen Blick, einen reich servirten kleinen Frühstückstisch mit Champagnerkelchen und silbernem Eiskübel ... Dann hatte die Thür sich wieder geschlossen.

Mit mir heute selber unerklärlichem Leichtmuth folgte ich dem Locken des herrlichen Flügels — schlug erst im Stehen einige Akkorde an — setzte mich dann und vertiefte mich ganz in melodische Phantasien, bis ich die Thür zum Nebenzimmer sich leise öffnen hörte ... Ein Blick dahin — und die Finger glitten mir wie gelähmt mit einer schrillen Dissonanz von den Tasten ...

Aus der Thür trat Prinz August und näherte sich mit siegessicherem Faunlächeln ... Zugleich hörte ich, daß die Thür, durch die ich dies Zimmer vom Flur betreten hatte, von außen leise verschlossen wurde ... Noch zwei Schritt — — und Prinz Don Juan hätte mich in seinen Armen gehalten ...

Da kam über mich, die sonst so leicht eingeschüchterte, eine seltene Kourage — der höchsten Angst. Mit lautem Hilfeschrei sprang ich auf, warf dem Prinzen den schweren Klavierstuhl vor die Füße — stürzte an's Fenster, riß die Töpfe mit den verführerischen weißen Blumen herab und den Fensterflügel auf — und sprang schreiend auf die Straße ... noch ehe der verdutzte Verfolger mich am Gewande erhaschen konnte ...

Dies Alles war die That eines Augenblicks — Dank den jungenhaften Voltigirübungen meiner Kinderzeit und den Kletterpartien des übermüthigen Pagen Paul von Husch und anderer Hosenrollen ...

In höchster Aufregung — ohne Hut, ohne Shawl und unter dem Zusammenlaufen der fragenden, rufenden, drängen-

den Nachbarn und Paſſanten eilte ich in fliegender Haſt und faſt ſinnlos aus der Neuen Wilhelmſtraße den Linden zu — und rannte dort zum Glück unſern bewährten Freund, den Juſtizrath Ludolf faſt über den Haufen, der ganz erſtarrt war, mich in dieſer Verfaſſung zu finden . . .

Mit zwei Worten hatte ich ihm das Nöthigſte mitgetheilt — dann erſt ſtürzten mir die Thränen aus den Augen. Ludolf rief eine Droſchke heran, um mich aus der immer neugieriger anſtürmenden Menge zu befreien. Wir ſtiegen ein. Ludolf rief dem Kutſcher zu: „Königs Palais!“ — und wir fuhren davon.

Unterwegs mußte ich dem Freunde Alles möglichſt genau erzählen. Er rieth mir, direct zu Timm zu gehen und den König um eine Audienz und um Schutz gegen den Prinzen Auguſt zu bitten. Er, Ludolf, wolle ſogleich beim Gericht die Anzeige gegen die gefährliche Mad. Kracau erheben . . .

Timm ſuchte mich anfangs zu beruhigen: ich möge doch Rückſicht nehmen auf den König, der ſtets ſo gütig gegen mich geweſen ſei — die ganze königliche Familie würde durch dieſen Skandalprozeß mit kompromittirt . . .

Ich aber war außer mir und nicht zu beruhigen, ſo daß Timm zum Könige hinein gehen und berichten mußte. In großer Erregung kam der Monarch in's Audienzzimmer — und ich mußte Alles wieder auf's Genaueſte erzählen.

Wiederholt rief der König indignirt dazwiſchen:

„Infam — erſchrecklich — mauvais sujet — Schande machen — ruhig ſein, Kind — Genugthuung haben — Gerechtigkeit ihren Lauf laſſen — aber bitten, Prinzen ſchonen — um meinetwillen . . .

Dankbar küßte ich Friedrich Wilhelm dem Gerechten die Hand und eilte zur Mutter, die noch ganz ahnungslos war.

Bei ruhiger Ueberlegung hätten wir gerne auf den Skandal-Prozeß verzichtet — wenn das noch möglich geweſen

wäre. Wie ein Lauffeuer ging die Geschichte — natürlich mit großen Uebertreibungen — schon durch die ganze Stadt. Mein Hilferuf und Fensterſprung hatte zu viel Zeugen gehabt. Ludolf hatte schon bei Gericht und Polizei die Anzeige gemacht — und so riethen alle Freunde, der richterlichen Entscheidung und Rehabilitirung meines Rufs nichts in den Weg zu legen.

So ging denn der Prozeß seinen häßlichen, aufregenden Gang. Madame Kracau wurde verhaftet. Die Mutter und ich wurden wiederholt als Zeugen gegen sie vernommen. Wir hatten viel Verdruß und Kummer davon.

Die Kracau benahm sich sehr klug. Sie suchte Alles als Scherz und unglücklichen Zufall darzustellen und den Prinzen vollständig rein zu brennen. Im Uebrigen nahm sie geduldig und im Hinblick auf die prinzlichen Schmerzensgelder Alles auf ihre eigene Kappe und rechnete darauf, daß der Prinz sie zu schützen wissen werde.

Doch kamen recht fatale Enthüllungen an den Tag. Madame Kracau war in ihrer Jugend die Geliebte des Prinzen August gewesen — und wurde später seine gefällige Vertraute. Das Haus, das sie bewohnte, gehörte dem Prinzen. Die beiden Bildhauer Wichmann, die Brüder der Gräfin Waldenburg, hatten in dem Hause ihr Atelier.

Auf unsere Bitte wurde die Kommode mit den Schmucksachen von einem Polizei-Kommissar geöffnet und der unberührte kostbare Korb dem Gerichte eingehändigt.

Madame Kracau kam mit einer verhältnißmäßig gelinden Gefängnißstrafe davon.

Prinz August besah vom Könige eine kleine moralische Vorlesung — und machte dann als General der Artillerie eine Inspektionsreise, von der er mit seiner neusten Maitresse, einer kleinen Actrice vom Königstädter Theater, in Rheinsberg ausruhte.

Als er nach Berlin zurückkehrte, ſagte der König ihm, wie Timm mir erzählte, die milden Worte:

„Bauer in Ruhe laſſen — anſtändiges Mädchen — lieb' das nicht — keinen Skandal — ſo ſchon genug Gerede unter den Leuten — fatal!“

Prinz Auguſt — von deſſen neueſtem Verhältniß mit der ſchönen Ballerina Fourciſi bald ganz Berlin ſprach — hat mich auch hinfort in Ruhe gelaſſen mit ſeiner Liebe — dafür aber um ſo grauſamer mit ſeinem Haß verfolgt. Er ſuchte ſyſtematiſch meinen Ruf als Künſtlerin und als Weib zu untergraben. Er war unerſchöpflich, immer neue böſe Gerüchte über mich zu verbreiten.

Als ich das Unglück hatte, den „falſchen Grafen Samoilow“ für einen echten zu halten, wie es damals halb Berlin that — da triumphirte Prinz Don Juan mit lautem Jubel und überſchüttete „Madame la comtesse de Samoilow“ mit Hohn und Spott.

Prinz Auguſt iſt es hauptſächlich, der mich durch ſeinen Haß und ſeine Rache aus Berlin vertrieb — einem neuen Unglück in die Arme . . .

Dies neue Unglück hieß: Prinz Leopold von Koburg, — den ich zum erſten Mal auch während einer Theatervorſtellung bei Hofe ſah.

Aber noch war ich dieſem neuen „Glück“ — wie man es damals nannte und ich es ſo gern erhoffte — nicht nach England gefolgt: ſo waren beim Prinzen Leopold ſchon die ſchlimmſten Verleumdungen über mich aus Berlin eingelaufen — — vom Prinzen Auguſt von Preußen!

Davon ſpäter! —

Ende des erſten Bandes.

Druck Gebrüder Grunert, Berlin.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01316 5975